

Professorin und Mutter – wie geht das?

Birgit Piechulla (Hrsg.)

Professorin und Mutter – wie geht das?

28 Berichte vom alltäglichen Spagat zwischen
Familie und akademischer Karriere

Spektrum
AKADEMISCHER VERLAG

Inhalt

Herausgeberin

Prof. Dr. Birgit Piechulla
Institut für Biowissenschaften, Abteilung Biochemie, Albert-Einstein-Str. 3,
18059 Rostock birgit.piechulla@uni-rostock.de

Wichtiger Hinweis für den Benutzer

Der Verlag, die Herausgeberin und die Autorinnen haben alle Sorgfalt walten lassen, um vollständige und akkurate Informationen in diesem Buch zu publizieren. Der Verlag übernimmt weder Garantie noch die juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für die Nutzung dieser Informationen, für deren Wirtschaftlichkeit oder fehlerfreie Funktion für einen bestimmten Zweck. Der Verlag übernimmt keine Gewähr dafür, dass die beschriebenen Verfahren, Programme usw. frei von Schutzrechten Dritter sind. Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Buch berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften. Der Verlag hat sich bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dem Verlag gegenüber dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media
springer.de

© Spektrum Akademischer Verlag Heidelberg 2011
Spektrum Akademischer Verlag ist ein Imprint von Springer

11 12 13 14 5 4 3 2 1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Planung und Lektorat: Merlet Behncke-Braunbeck, Imme Techentin
Redaktion: Susanne Warmuth
Satz: klartext, Heidelberg
Umschlaggestaltung: wsp design Werbeagentur GmbH, Heidelberg
Titelfotografie: ■■ wird nachgetragen ■■
Fotos/Zeichnungen: ■■ eintragen od. löschen ■■

ISBN 978-3-8274-2431-0

Vorwort	IX
Schritt für Schritt die Wissenschaft erobern	1
Prof. Dr. Gabriele Berg	
Bekenntnisse eines Rollenmodells	11
Prof. Dr. Juliette de Meaux	
Einmal um die ganze Welt	27
Prof. Dr. Bettina Eick	
Unmögliches wird möglich mit Begeisterung, Fleiß und Willenskraft	35
Prof. Dr. Charlotte Förster	
Akademische Karriere: Traumziel Professur?	51
Apl. Prof. Dr. Ulrike Gerischer	
Improvisationen über Jacob Grimm	61
Prof. Dr. Ursula Götz	

VI	Professorin und Mutter – wie geht das?	
	Zweimal Wageningen und zurück: eine Doppelkarriere	71
	PD Dr. Bettina Hause	
	Kinder und Karriere – ein Spagat, der zu meistern ist	81
	Prof. Dr. Patricia Holm	
	... also doch Lehrerin!	95
	Prof. Dr. Katja Koch	
	Leselust und Kinderfragen	111
	Prof. Dr. Martina Kumlehn	
	Man muss es sich zutrauen!	121
	Prof. Dr. Katharina Landfester	
	„It takes a village to raise a child“	139
	Prof. Dr. Gabriele Linke	
	Familie und Beruf – ein andauernder Balanceakt	155
	Prof. Dr. Renate Lobnig	
	Wir sind eine 800-km-Wochenend-Familie	171
	Prof. Dr. Alke Martens	
	Ich musste drei Leben auf einmal leben	179
	Prof. Dr. Ingrid Miethe	
	Eine etwas andere Wissenschaftskarriere	193
	Honorarprofessorin Dr. Eva-Maria Neher	

Inhalt	VII
Familie und Forschung – ein Lebensstil aus dem „Effeff“	203
Prof. Dr. Uta Paszkowski	
3 Kinder und 2 Berufungen in 7 Jahren	215
Prof. Dr. Birgit Piechulla	
Eine Deutschlandtournee für eine Professur	231
Prof. Dr. Andrea Polle	
„I have been fascinated by the ancient world“	239
Prof. Dr. Christiane Reitz	
Leben heißt Veränderung	253
Prof. Dr. Ilona Katharina Schneider	
Tief im Westen ist es besser, als man glaubt!	261
Prof. Dr. Danja Schünemann	
Karriere und Kinder? Nur Mut, Mädels!	269
Prof. Dr. Petra Schwille	
Kein Entweder-Oder! – Karriere und Kinder passen zusammen	283
Prof. Dr. Ursula van Rienen	
Ein Baby während der Habilitation	301
Prof. Dr. Antje von Schaewen	
... und es geht doch!	311
Prof. Dr. Doris Wastl-Walter	

VIII Professorin und Mutter – wie geht das?

Eine Reise mit viel Glück im Koffer	329
Prof. Dr. Karen Helen Wiltshire	
Mama, warum arbeitet ihr nicht bei VW?	347
Prof. Dr. Ute Wittstock	
Resümee	359

Vorwort

„Kinder passen zeitlich nie – nicht im Studium, nicht während der Promotion, nicht während der Habilitation.“ Diese Aussage stammt von einer Studienkollegin, damals Doktorandin, die gerade schwanger war. Einerseits musste ich ihr Recht geben, aber andererseits konnte es doch nicht sein, dass man nur wissenschaftlich tätig sein kann, wenn man keine Kinder hat! Leider sprechen die aktuellen Zahlen in Deutschland immer noch eine deutliche Sprache: 56 Prozent der Universitätsabsolventen in Deutschland sind Frauen, 41 Prozent der Promovierten sind weiblich, aber nur 18 Prozent der Professoren sind Frauen (Statistisches Bundesamt, Stand 2009). Je nach Fächerkultur ist der Anteil sehr unterschiedlich, während in den Sprach-, Kultur- und Kunstwissenschaften etwa jeder dritte Lehrstuhl mit einer Frau besetzt ist, ist dies in den Ingenieur- und Naturwissenschaften sowie in der Mathematik nur jeder zehnte.

Sicherlich, die Zahlen haben sich deutlich gebessert, noch vor zehn Jahren gab es nur etwa halb so viele Professorinnen. Somit ist zwar ein deutlicher Fortschritt zu verzeichnen, aber bei diesem Tempo müssen wir noch lange warten, bis das Zahlenverhältnis von Männern und Frauen in diesem Berufsfeld ausgeglichen ist. Dennoch ist

die Einführung von „Quoten“ keinesfalls zu unterstützen, es muss auch keine artifizielle nominelle Gleichverteilung erreicht oder erhalten werden, denn bei der Besetzung von Professorenstellen sollte die Qualität und nicht die Quote Priorität haben. Es ist diskriminierend und gesellschaftspolitisch nicht vertretbar, wenn derart hervorgehobene Positionen maßgeblich aufgrund des Geschlechts vergeben werden würden (das gilt für beide Geschlechter gleichermaßen!).

Die steigende Anzahl von Professorinnen in Deutschland und in deutschsprachigen Ländern macht Hoffnung für die Zukunft und wird zeigen, dass auch Frauen ihre Positionen qualifiziert und engagiert ausfüllen können. Je mehr positive Beispiele in der Öffentlichkeit sichtbar werden, um so eher wird die geschlechterunabhängige Vergabe von Führungspositionen auch an Frauen selbstverständlich werden.

Das Erlangen einer Professorenstelle als mögliches berufliches Ziel ist aber nur eine Seite der Medaille des Lebens. Die andere Seite ist die Familie. Der Anteil der Professorinnen, die beides verwirklicht haben, ist sehr gering (Angaben darüber sind nicht einmal beim Statistischen Bundesamt erfasst!). Sicherlich gibt es viele Gründe, sich gegen die Doppelbelastung Familie und Professur zu entscheiden: Zum Beispiel um sich voll auf den Beruf konzentrieren zu können, oder wegen der Befürchtung, den Anforderungen nicht gerecht werden zu können, oder weil die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Infrastruktur zum Zeitpunkt der Entscheidungsfindung nicht adäquat waren, oder weil es sich einfach nicht ergeben hat, oder vielleicht weil die Vorbilder fehlten.

Es ist sicherlich eine besondere Herausforderung, neben der universitären Tätigkeit auch eine Familie zu gründen und zu leben. Einige Frauen, die diesen doppelten Weg gegangen sind, kommen in diesem Buch zu Wort. Sie schildern, wie sie es gemeistert haben, Familie und Professur „unter einen Hut“ zu bekommen. Aber wir lassen auch Ehemänner oder Lebenspartner und Kinder mit ihrer Sichtweise zu Wort kommen. Als direkt Beteiligte und Involvierte müssen sie den Lebensentwurf „Frau – Familie – Hochschulkarriere“ mittragen und mitleben. Es sind sehr individuelle Erfahrungen und persönliche Darstellungen. Insgesamt können natürlich nur wenige Facetten aus dem Spektrum der Möglichkeiten dargestellt werden, sie genügen keinerlei statistischen Kriterien, aber in der Vielfalt deuten diese Berichte an, unter welchen sehr individuellen Umständen und Bedingungen Hochschulkarriere und Familie vereinbar waren. Von den hier beschriebenen Lebenswegen führten 26 zum Ziel „Familiengründung plus Professorenstelle“, insgesamt sind dies natürlich positive Darstellungen. Zwei Lebenswege sind repräsentativ für viele Karrieren von Wissenschaftlerinnen mit Ehemännern und Kindern, wo alle beruflichen Voraussetzungen für das Erreichen einer Professur vorhanden sind, der letzte Schritt allerdings bisher nicht getan wurde. Familien, die eine solche zweifach fordernde Lebenszeit als unbefriedigend empfunden haben oder aufgrund anderer Gründe einen anderen Lebensweg eingeschlagen haben, kommen nicht zur Sprache.

Wie dieses Buch zeigt, kann es gelingen, in dem Lebensabschnitt, der geprägt ist von zeitintensiver Forschung und aufwendigen Bewerbungsverfahren, trotzdem genügend

Zeit für die Familie zu haben. Das heißt, es ist möglich, diese Doppelbelastung zu leben, durchzustehen und auszuhalten. Vielleicht fehlt es der jetzigen und auch nachfolgenden Studentengenerationen an Vorbildern? Die Beiträge sollen Mut machen, Anregungen geben und verdeutlichen, dass es wenig hilfreich ist, „den Kopf in den Sand zu stecken“ und erst auf bessere Rahmenbedingungen zu warten, ehe man versucht, sein Ziel – wenn auch auf Umwegen – zu verfolgen. Die positiven Beispiele (sowie auch zahlreiche andere, die in diesem Buch nicht aufgeführt sind) sollen verdeutlichen, dass „viele Wege nach Rom führen“ und dass auch Frauen mit Familie ihre Professur erfolgreich ausüben können. Das Buch möge einen Beitrag dazu leisten, dass es in Deutschland wie bereits in anderen Ländern zur Normalität wird, dass auch Frauen mit Kindern im fairen, auf die Qualität ausgelegten Wettstreit mit den männlichen Kollegen und mit Kolleginnen ohne Familie um Professorenstellen konkurrieren können.

Diese Sammlung von persönlichen Erfahrungen und Darstellungen möchte ich mit einem Resümee schließen, in dem einige Aspekte zum Thema Vereinbarkeit von Professur und Familie aus den Texten der Autorinnen aufgegriffen und diskutiert werden. Ich würde es als Erfolg betrachten, wenn junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dank der Lektüre dieses Buches erkennen, welche Parameter für sie entscheidend sind, um ein doppelt belastetes Leben zu bewältigen, und es sie dazu ermutigt, ähnliche Wege zu gehen oder es zumindest zu versuchen. Je häufiger diese Wege erfolgreich beschritten werden, umso mehr werden sie sich etablieren und um so einfacher lassen sich Forderungen nach Veränderung der Rahmenbedin-

gungen über Vereinbarkeit von Professur und Familie durchsetzen. Hoffen wir, dass diese Kombination in Zukunft leichter und auch selbstverständlicher gelebt werden kann.

Wenn Sie mir von Ihrem eigenen Lebensentwurf oder Überlegungen dazu berichten mögen, freue ich mich über Ihre Rückmeldung. Bitte schreiben Sie mir unter birgit.piechulla@uni-rostock.de.

Rostock, Juli 2010

Prof. Dr. Birgit Piechulla

Schritt für Schritt die Wissenschaft erobern

Prof. Dr. Gabriele Berg

Weibliche Karrieren in der Wissenschaft laufen selten nach einem vorgefassten Plan ab, meist entwickeln sie sich nach und nach – so war es auch bei



mir. Zudem wurde mein beruflicher Werdegang sehr stark durch die politische Situation, die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten geprägt. Meine Ausbildung, die sehr leistungsorientiert war, erhielt ich in der ehemaligen DDR: Ich ging in Potsdam aufs Helmholtz-Gymnasium und studierte an der Universität Rostock Biologie. Im Anschluss daran bekam ich die Möglichkeit zu einem Forschungsstudium (mit Stipendium) an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, wo ich meine Kenntnisse in den Fächern Mykologie und Biotechnologie vertiefen konnte.

Aus heutiger Sicht ungewöhnlich, aber damals völlig normal, habe ich meine Kinder sehr früh, nämlich in der Zeit zwischen Studium und Promotion bekommen. Für ihre Betreuung habe ich das sogenannte Babyjahr in Anspruch genommen, was jeweils ein Jahr (voll-)bezahlte

Freistellung durch die Universität bedeutete. Dennoch riss auch in dieser Zeit die Verbindung zur Wissenschaft nicht ab. So habe ich nicht nur die Zeit mit den Kindern genossen, sondern auch einige Publikationen geschrieben. Im Jahr 1990 wurde mir eine Assistentenstelle an der Universität Rostock angeboten, die ich im September antrat. Engpässe in der Kinderbetreuung (die es auch in der DDR gab!) haben wir, mein Ehemann Christian und ich, gemeistert, indem wir beide unsere Arbeitszeit vorübergehend auf 50 Prozent reduzierten.

Mit der politischen Wende änderte sich die Situation grundlegend: Als ich 1991, nach der Geburt meines zweiten Sohnes Lorenz, wieder an die Universität zurückkam,

Mit der Wende veränderte sich alles war diese nicht nur mit vielen neuen Geräten und Möglichkeiten (Computer, molekularbiologisches Labor) ausgestattet, sondern es war eine grundlegende Veränderung der Verwaltung und der inneren Struktur im Gange. Im Jahr 1992 wurden alle Mitarbeiter der Universität entlassen. Anschließend konnten sie sich, nach entsprechender politischer und fachlicher Evaluierung, auf die neuen Stellen bewerben. Der Stellenplan war insbesondere im wissenschaftlichen Mittelbau stark reduziert worden, und so war es mir nur durch Solidarität untereinander möglich (danke Ellen!), 66 Prozent von einer der begehrten Stellen befristet zu bekommen.

Die Aufbaujahre nach der Wende waren durch besondere Verhältnisse gekennzeichnet, die zum einen mehr Verantwortung und Arbeit, aber andererseits auch viele Freiräume mit sich brachten. Da der Lehrstuhl für Mikrobiologie bis 1996 unbesetzt war, oblag mir ein großer Teil der Organisation von Lehre und Forschung. So habe ich

sehr früh Vorlesungen gehalten, Praktika organisiert und Studierende (inklusive Diplomanden) betreut, deren Anzahl in diesen Jahren rapide zunahm. Parallel dazu lief die experimentelle Arbeit für meine Promotion. Geholfen hat mir dabei ein frühzeitig aufgebautes wissenschaftliches Netzwerk: 1992 hatte ich mit Kind und Kegel eine wissenschaftliche Tagung in Göttingen besucht und dort internationale Kollegen kennengelernt, die mir spontan ihre Hilfe zusagten: Ilan Chet (Rehovot, Israel), Hans-Jörg Prillinger (Wien, Österreich) und Günther Winkelmann (Tübingen, Deutschland). Bei allen konnte ich im Rahmen von Forschungsaufenthalten viele wissenschaftliche und persönliche Erfahrungen sammeln.

In dieser Zeit habe ich auch meinen ersten Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gestellt. Wie ich im Nachhinein von einem Gutachter erfuhr, hatte dieser Antrag das Gremium insofern vor Schwierigkeiten gestellt, als man dafür normalerweise promoviert sein sollte. So wurde ich gebeten, meinen Antrag zurückzunehmen (später wurde das Projekt von der DFG gefördert). Aus dieser Zeit ist auch eine weitere Anekdote zu berichten: 1994 wollte ich meine Promotionsarbeit einreichen. Sie wurde aber nicht angenommen, weil ich keinen wissenschaftlichen Betreuer hatte. So machte ich mich, mit dem fertigen Exemplar in der Hand, auf die Suche nach einem Doktorvater. In der agrarwissenschaftlichen Fakultät wurde ich schließlich fündig: Professor Franz Daebeler (Phytomedizin) erklärte sich dankenswerterweise bereit, diese Aufgabe zu übernehmen.

Nach der Promotion konnte ich nun auch eigene Forschungsmittel einwerben und eine eigene Arbeitsgruppe

aufbauen. Schwierigkeiten gab es hauptsächlich bei der Sicherung meiner eigenen Stelle. Obwohl ich von Professor Dr. Hubert Bahl, dem neuen Inhaber des Lehrstuhls für Mikrobiologie, unterstützt wurde, hangelte ich mich von befristeter zu befristeter Stelle. Kurz vor der Unterschrift eines neuen Vertrags im Jahr 2002 spitzte sich die Situation zu. Grund war die umstrittene Befristungsregelung im neuen Hochschulrahmengesetz. (Man erinnere sich: „An den Unis werden Massenentlassungen als Reform verkauft“ schrieb die *Süddeutsche Zeitung* am 9.1.2002; „Ministerin Bulmahn treibt die Privatdozenten aus der Forschung“ war in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 10.1.2002 zu lesen.) Demnach hätte dieser neue Vertrag nicht mehr befristet verlängert werden dürfen, da ich mehr als zwölf Jahre an der Universität angestellt war.

Sonderfall Ost-
deutsche mit
Kindern

In meiner Verzweigung rief ich die Hotline des Bundesministeriums für Bildung und Forschung an und erkundigte mich nach der Anrechnung der „Babyjahre“. Ich erhielt die Auskunft, dass derartige Sonderfälle von ost-deutschen Frauen, die so lange befristet in der Forschung tätig waren und auch noch Kinder hätten, in der Gesetzgebung leider nicht berücksichtigt werden konnten. Trotzdem fand sich auch hier wieder eine Lösung. Insgesamt habe ich 13 verschiedene befristete Arbeitsverträge mit der Universität Rostock unterschrieben und jeden hart erkämpft!

Die Freude an der wissenschaftlichen Tätigkeit und die tiefe Befriedigung, die sie mir vermittelt, die Begeisterung, die neue Erkenntnisse auslösen, und die Zusammenarbeit mit vielen Kolleginnen und Kollegen im In- und Ausland

sowie mit meiner Arbeitsgruppe in Rostock haben mir über viele kleinere und größere Klippen geholfen.

Zu den wichtigen Punkten, die zur Vereinbarkeit Kinder und Karriere beigetragen haben, zählt die Unterstützung innerhalb der Familie selbst. Hier ist natürlich in erster Linie mein Mann Christian zu nennen, der stets regen Anteil an neuen Forschungsergebnissen nahm, mich zu neuen Projekten inspirierte (er ist Botaniker), mich emotional unterstützte und nicht zuletzt durch seine unbefristete Arbeitsstelle in einer Naturschutzbehörde die finanzielle Basis unserer Familie sicherte. Aber auch meine beiden Söhne hatten viel Verständnis und Interesse an der Welt der Mikrobiologie und tolerierten die vielen Überstunden und Dienstreisen. Ermöglicht wurde meine Arbeit durch eine Tagesmutter und später durch den Kindergarten und den Hort, die meine Kinder stets gern besuchten. Für besondere Situationen hatten wir unseren „Babysitter“ Frank (damals Informatikstudent und heute bei Airbus tätig), der wirklich fast jederzeit bei Anruf verfügbar war und mir so auch die Teilnahme an Abendveranstaltungen ermöglichte.

Durch meine Eltern habe ich ebenfalls viel emotionale und praktische Unterstützung erfahren: Obwohl sie nicht vor Ort wohnten, haben sie die Kinder in den Ferien oder während Dienstreisen betreut. Sehr wertvoll war außerdem die Unterstützung durch die DFG, die nicht nur meine Forschungsprojekte gefördert hat, sondern mir mit dem Heisenberg-Stipendium eine wichtige Perspektive einräumte. Zuletzt möchte ich noch mein Sportstudio erwähnen, wo ich als Ausgleich zur vielen Denkarbeit so manche Stunde schwitzend verbrachte, aber auch Zeit fand, über viele Dinge nachzudenken.

Schwitzen als
Ausgleich

Eine besondere Herausforderung für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf stellt die (in Deutschland) geforderte Mobilität dar, wenn man als Wissenschaftler Karriere machen möchte. Lange vor meiner Habilitation haben wir als Familie beschlossen, dass wir für eine (permanente) Professur den Ort wechseln würden. Das war unumgänglich, da es an der Habilitations-Universität in der Regel keine dauerhafte Arbeitsmöglichkeit gibt („Hausberufungen“ werden durch das Landeshochschulgesetz von Mecklenburg-Vorpommern nicht favorisiert!). Da wir alle in Rostock stark verankert waren, war das für die ganze Familie eine harte Entscheidung.

Doch letztlich haben wir den Umzug nach Graz – mehr als 1000 Kilometer in den Süden, in ein anderes Land – zusammen gut gemeistert. Vieles war sehr schwierig, insbesondere die Arbeitssuche für meinen Mann. Erst nach zwei Jahren (die er zur Habilitation genutzt hat) hat er eine Stelle als Leiter des Botanischen Gartens in Graz gefunden. Somit ist auch das persönliche Abenteuer gut ausgegangen. Die Übernahme des Lehrstuhls für Umweltbiotechnologie war für mich noch in anderer Hinsicht eine große Herausforderung – war ich im naturwissenschaftlichen Bereich doch die erste Frau, die an die Technische Universität in Graz berufen wurde. Hier hat mir insbesondere die sehr engagierte Johanna Klostermann vom Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen viel geholfen.

Rückwirkend betrachtet ist meine bisherige wissenschaftliche Karriere ein Beispiel dafür, dass ein solcher Weg durchaus von Anfang an mit Kindern gegangen werden kann und dass man auch als Frau Führungspositionen erreichen kann. In meinem Fall war sicher von Vorteil, dass



ich am Anfang der Laufbahn mehr Flexibilität und Zeit für die Kinder hatte. Das ist später schwieriger, wenn etwa eine große Arbeitsgruppe oder ein Institut geleitet werden muss. Dennoch: Die Entscheidungen, wieder einen Schritt weiter in die Wissenschaft zu gehen, habe ich immer zusammen mit der Familie gefällt.

Im Rahmen meiner internationalen Kooperationen ist mir aufgefallen, dass die Präsenz von Frauen in der Forschung sehr stark von der gesellschaftlichen Akzeptanz bzw. vom jeweiligen Rollenmodell im Land bestimmt wird. Hier sind Vorbilder und Diskussionen gefragt, um diese Akzeptanz auch in Deutschland zu erhöhen. Um Karrieren von Wissenschaftlerinnen mit Kindern und Familie zu fördern, sind Kinderbetreuung (auch bei Krankheit und Dienstreisen), Netzwerke (soziale und wissenschaftliche, beispielsweise Mentoring-Programme), flexible Nutzung von Laufbahnstellen (ver-

Nationale
Rollenmodelle

gleichbar dem Tenure-Track-Verfahren in den USA) sowie individuelle Stipendien hilfreich. Berufungsverhandlungen könnten auch für Universitäten schneller und „glatter“ verlaufen, wenn im Angebot eine Unterstützung für Partner und Kinder enthalten wäre, wie es das an einigen Universitäten bereits gibt. Letztendlich sollten Professuren vom verwaltungstechnischen und administrativen Ballast entschlackt werden, so dass mehr Zeit für Forschung und Lehre zur Verfügung steht. Das würde die Attraktivität dieses Berufs insgesamt, aber besonders für Frauen, die Karriere und Familie vereinbaren möchten, erhöhen.

Clemens, 22 Jahre:

Für uns Kinder war unsere arbeitende Mutter niemals ein Problem. Zunächst hält man ja immer alles als für normal, was in der eigenen Familie passiert. Erst in der Schule bekamen wir zum Beispiel mit, dass andere Mütter die ganze Zeit zu Hause blieben. Für uns war dies eine neue und seltsame Erkenntnis. Statt Neid machte sich aber eher Erleichterung breit, da wir als Kinder mehr Freiheiten hatten als andere, wie wir unseren Tag gestalteten. Viele Mütter, die ich kannte, passten Tag und Nacht auf ihre Sprösslinge auf und gönnten ihnen keine frei verfügbare Minute. So spielte ich zum Beispiel leidenschaftlich gerne Klavier. Doch da meine Eltern mich nie zum Üben zwangen, hatte ich immer das Gefühl, dass das Klavier ein Teil von mir ist. Viele andere Kinder in meinem Bekanntenkreis wurden von überheißigen Müttern ständig angetrieben, damit sie auch viel üben. Bei den meisten stellt sich dann irgendwann das (berechtigte) Gefühl ein, dass sie mit dem Klavier-

spielen nur ihren Eltern genügen sollen statt sich selbst. Ich dagegen wurde früh Jungstudent „an der Hochschule für Musik und Theater in Rostock“ und habe mittlerweile meine erste Solo-CD herausgebracht.

Wir hatten als Kinder mehr Freiheiten. Doch nicht nur für diese Freiheit waren wir unseren Eltern dankbar. Natürlich sind es auch die unzähligen gemeinsamen Familienaktivitäten, die unsere Kindheit ausmachten. So fuhren wir mindestens zweimal im Jahr gemeinsam in den Urlaub, worauf wir uns das ganze Jahr über freuten. Ferner blieben die „normalen“ Rollenbilder der Eltern erhalten, das heißt unsere Mutter kochte am Wochenende für uns oder wusch unsere Kleidung. Auch für Dinge, die kleine Kinder so lieben, wie das Bemalen von Eiern zu Ostern oder das Backen von Plätzchen zu Weihnachten, hatte unsere Mutter stets Zeit. Insofern wären wir niemals auf die Idee gekommen, dass sich unsere Mutter nicht um uns kümmert oder dass ihr etwas anderes wichtiger gewesen wäre.

Die doppelte Belastung mit Arbeit und Mutterschaft ist für Frauen sehr anstrengend. Ich persönlich habe davor großen Respekt und hätte mir keine bessere Mutter vorstellen können.

**Unsere Mutter
hatte stets Zeit**

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1981–1986) Diplom-Biologie (Marine Ökologie), Universität Rostock und (1986–1987) Forschungsstudium (Mykologie, Biotechnologie), Universität Greifswald

Geburt Sohn Clemens, 1987 (ein „Babyjahr“ genommen)

Geburt Sohn Lorenz, 1990 (ein „Babyjahr“ genommen)

Promotion (1991–1995) Mikrobiologie, Universität Rostock

Habilitation (1996–2001) Mikrobiologie, Universität Rostock

Heisenberg-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2003–2005)

Professur (seit 2005) Technische Universität Graz (Österreich), Lehrstuhl Umweltbiotechnologie

Bekenntnisse eines Rollenmodells

Prof. Dr. Juliette de Meaux

Als ich gefragt wurde, ob ich darüber berichten könnte, wie ich Familie und wissenschaftliche Karriere unter einen Hut bringe, habe ich zunächst gezögert, mir noch eine weitere Verpflichtung aufzuladen, doch dann entschloss ich mich, bei diesem Buchprojekt mitzumachen. In der Wissenschaft gibt es tatsächlich nur wenige Frauen – und noch weniger, die versuchen, ihren Wunsch nach eigener Familie und wissenschaftlichem Arbeiten gleichermaßen umzusetzen.

Nach fünf Jahren als Nachwuchsgruppenleiterin am Max-Planck-Institut für Pflanzenzüchtungsforschung in Köln stehe ich mit meiner Familie – drei Kindern im Alter von sechs, vier und zwei Jahren sowie einem wunderbaren Power(e)mann – kurz vor dem Umzug ins idyllische Münster. Dort werde ich einen Lehrstuhl übernehmen, der unglaublich gut zu meinen wissenschaftlichen Erfahrungen



und Interessen passt, die molekulare Evolution der Pflanzen.

Was aussieht wie eine Bilderbuchkarriere, ein sorgfältig geplantes Familienleben und ein Musterbeispiel für Organisation und Effizienz, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als zufällige Aneinanderreihung guter Gelegenheiten, die ich einfach immer beim Schopf gepackt habe. Ich sagte nur: Ok! Geht klar! Kein Problem, natürlich kann ich das! Warum nicht?

Ich weiß gar nicht mehr genau, wie alles angefangen hat. Vielleicht war es die verrückte Entscheidung, die ich traf, wenige Tage nachdem ich den Typ getroffen hatte, der später mein Mann werden sollte: Ich wollte promovieren. Ich rief meine Master-Betreuerin an und sagte zu ihr: Wissen Sie was? Ich möchte die Forschung zu Ende bringen,



die ich während meiner Diplomarbeit angefangen habe! Innerhalb von zwei Tagen mussten wir die Bewerbungsunterlagen für ein Stipendium zusammenstellen, beinahe hätte ich keins bekommen, aber am Ende hat es zum Glück doch noch geklappt. Für die Promotion wechselte ich für drei Jahre nach Paris.

Als sich meine Promotionszeit ihrem Ende zu neigte, wurde am Max-Planck-Institut für chemische Ökologie in Jena eine Postdoc-Stelle ausgeschrieben. Ich hatte immer mit diesem Institut geliebäugelt, denn dort machte man genau das, was ich tun

Wie das Mädchen vom Lande

wollte: unterschiedliche Ansätze kombinieren, um zu verstehen, wie es in Populationen zu natürlicher Variation kommt. Meine Empfehlungen scheinen gut genug gewesen zu sein, jedenfalls wurde ich zu einem Gespräch eingeladen und fuhr mit dem Zug von Paris nach Jena. Ich fühlte mich wie das Mädchen vom Lande auf dem Weg in die Hauptstadt der Wissenschaft. In meiner Promotionsarbeit hatte ich nur relative altmodische Methoden anwenden können, und meine Herangehensweise schien man in diesem Institut nicht wirklich ernst zu nehmen. Dazu kam, dass ich – obwohl ich fließend English spreche –, größte Mühe hatte, das American English des Abteilungsleiters und seiner Mitarbeiter zu verstehen. Ich erinnere mich, dass Thomas Mitchell-Olds von einer tollen neuen Studie zur Artbildung erzählte und völlig begeistert war, dass man sie bei „Dreazoffl“ beobachtet hatte. „Oh, das ist wirklich interessant,“ sagte ich, „aber von dieser Spezies habe ich noch nie gehört!“ Er hatte von „Drosophila“ gesprochen, aber das wurde mir erst am nächsten Tag klar. Ich hätte mich kaum mehr blamieren können.

Wenig überraschend bekam ich den Job nicht. Ich war furchtbar enttäuscht. In der Zwischenzeit bewarb ich mich in Frankreich und landete mit über 15 Mitbewerbern in einem Auswahlverfahren für eine Position. Ich musste in fünf Minuten meine Forschungsarbeit vorstellen und dann fünf Minuten lang Fragen beantworten. Diese Art der peinlichen Befragung gehört in Frankreich zu den beliebtesten Formaten für Bewerbungsgespräche. Ich weiß nicht warum, aber ich habe mich offenbar gut präsentiert und stand am Ende auf Platz 1 der Liste. Daraufhin rief ich Thomas Mitchell-Olds noch einmal an und erzählte ihm, dass ich auf Platz 1 einer Bewerberliste in Paris stünde und dass ich den Job annehmen würde, wenn er mir kein Angebot machte. Aber Thomas Mitchell-Olds war vorsichtig, er bat mich, ihm eine Projektbeschreibung (research statement) zu schicken was ich auch tat. Ich blieb hartnäckig. Ich wollte den Job. Und am Ende gab er ihn mir.

Wenige Monate später hatte ich meine Promotionsarbeit abgeschlossen, und drei Wochen nach der Verteidigung landete ich in Jena. Mir wurde ganz schwindelig, als ich das Talent, das Engagement und das Wissen der anderen Postdocs sah. Die meisten von ihnen kamen aus den Vereinigten Staaten und hatten sechs Jahre promoviert. Dagegen war ich ein blutiger wissenschaftlicher Anfänger, ein naives Mädchen vom Land, die Kleine aus Paris mit den Projekten, die nichts kosten durften. Aber ich lernte, redete mit den Leuten und las. Ich genoss es einfach. Doch mein Start bei Max-Planck verlief etwas holprig. Nach acht Monaten stand ich ohne Projekt da und musste noch einmal bei Null anfangen. Ich saß in Thomas Mitchell-Olds Büro und

Nach acht Monaten nochmals von vorn

heulte (heute frage ich mich warum, es kommt mir im Nachhinein ziemlich schwach vor). Doch dieser Neubeginn stellte sich als großartige Chance heraus: Thomas Mitchell-Olds gab mir ein Gen - das können nur die Chefs bei uns machen(!) –, über das ich arbeiten sollte, und ich versenkte mich drei Wochen lang in die Literatur. Als ich wieder auftauchte, hatte ich ein Projekt, das ganz und gar mein eigenes war, ein Projekt, das ich verteidigen konnte, ein Projekt, an dem ich meine Kreativität und mein selbstständiges Denken unter Beweis stellen konnte.

Mittlerweile hatte ich Sebastian geheiratet. Wir fanden, wir hätten lange genug gewartet, und es sei nun Zeit für Kinder. Als ich schwanger wurde, bekam ich dann doch Angst: Wie würde ich dieses Kind und mein Forschungsprojekt vereinbaren können? Ich fühlte mich verantwortlich für das Projekt, schließlich war es meine Idee gewesen und ich wollte, dass es durchgezogen wird. Gleichzeitig befürchtete ich, dass mein Chef enttäuscht sein könnte und möglicherweise das Vertrauen in das Projekt verliert. Aber dann hatte ich eine Idee: Die Frau meines Chefs war eine wunderbare Frau und eine vertrauenswürdige Hebamme – sie wurde meine Hebamme.

Und schließlich hatte ich noch Glück: Ana, eine Studentin, begann bei mir als wissenschaftliche Hilfskraft zu arbeiten. Ich habe sie angeleitet, sie war unglaublich interessiert und leistete hervorragende Arbeit. Irgendwann arbeitete sie den ganzen Tag für mich, einfach nur deshalb, weil sie Zeit hatte. Als ich Thomas Mitchell-Olds davon erzählte, sorgte er dafür, dass sie voll bezahlt wurde. Seine Unterstützung zu dieser Zeit war wesentlich für mich. Ich konnte schwierige Experimente durchführen, meine

Schwangerschaft erleben und meine zukünftige Forschung planen. Ana arbeitete hart, während ich im Mutterschutz war, sie sorgte dafür, dass ich kontinuierlich weiterarbeiten und mein Forschungsprojekt vorantreiben konnte. Sie war fantastisch, und ich weiß, was ich ihr verdanke. Anas Name stand auf meinen Veröffentlichungen, ich habe ihr hervorragende Empfehlungen geschrieben, und sie hat später einen Job in Amsterdam bekommen.

Ob Thomas Mitchell-Olds von seiner Frau beeinflusst war, als er sich entschloss, mich zu unterstützen, weiß ich nicht. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mich nicht zu 100 Prozent meiner Wissenschaft widmen konnte, aber Cheryl Mitchell-Olds war eine tolle Frau und ich hatte das Gefühl, Ana zu beschäftigen war nur eine andere Art, meinem Chef für sein Vertrauen zu belohnen. Dadurch wurden meine Schuldgefühle kleiner; so kindlich kann manchmal die (meine) Psyche funktionieren.

Arnim war das süßeste Baby, das man sich nur vorstellen kann. Er hatte Grübchen und lächelte geheimnisvoll im Schlaf. Ich genehmigte mir zwölf Wochen Mutterschaftsurlaub und hängte noch ein paar Wochen mit kurzen Arbeitstagen dran. Wir fanden eine tolle Kinderfrau, die Arnim morgens um 7:45 Uhr abholte, so dass ich kurz nach 8:00 Uhr mit der Arbeit beginnen konnte. Um 18:00 Uhr brachte sie Arnim ins Institut zurück. Donnerstags hörte ich um 15:00 Uhr auf zu arbeiten und holte ihn für einen langen Nachmittag bei ihr ab. Dasselbe machte Sebastian freitags. Wir waren sehr glücklich in Jena, das Baby schlief durch und machte schöne lange Nickerchen. Die Stadt übernahm die Hälfte der Kosten für die Kinderfrau, und wir

Babys sind so süß und man will noch mehr davon

beide verdienten mehr, als man dort ausgeben kann! Alles schien eitel Sonnenschein. Cheryl sagte: „Es ist furchtbar, wenn sie neun Monate alt sind: Sie sind dann so süß, dass man noch mehr davon will.“

Nun, wir waren keine Ausnahme. Als Arnim sieben Monate alt war, wurde ich wieder schwanger. Ich hatte Angst: Würden die Leute mich für sexbesessen halten? Aber okay, so war es nun mal. Ich wollte eine Familie, und warum sollte ich das verheimlichen. Meine erste Publikation war angenommen, und eine zweite war auf gutem Weg. Doch ich musste einen neuen Job finden. Zum Glück waren einige meiner Postdoc-Kollegen in derselben Situation. Wir bastelten zusammen an unseren Lebensläufen, Projektbeschreibungen, Auflistungen von Lehraufträgen. Ich lernte, wie wichtig es ist, „ich“ zu sagen, um damit zu demonstrieren, dass man Pläne hat und weiß, was man will. Nach einigen erfolglos verlaufenen Vorstellungsgesprächen begann ich zu denken: „Das klappt nicht. Du hast zu viele Kinder.“ Der errechnete Geburtstermin rückte immer näher, genauso wie das Ende meines Vertrags. Ich sah mich schon viel Zeit mit den Babys zu Hause verbringen, kochend, spielend, und vielleicht würde ich auch meinem Mann der Freizeit wegen die Hemden bügeln.

Dann hatte ich wieder Glück. Das Max-Planck-Institut in Köln hatte eine Stelle im Bereich Pflanzenzüchtung und Genetik ausgeschrieben. Ich wurde zu einem Gespräch eingeladen. Schläuerweise lieferte ich ein katastrophales Übungsgespräch vor meinen Kollegen ab, was Thomas Mitchell-Olds dazu veranlasste, mich mit gezielten Ratschlägen zu versorgen. Er erklärte mir, was die Leute hören wollen, welche Arten von Nachweisen sie anerkennen, und

half mir dabei herauszufinden, wie ich am überzeugendsten auftreten konnte. Das Gespräch verging wie im Flug. Meine Schwangerschaft hatte ich mit keiner Silbe erwähnt. Allerdings war sie im 6. Monat auch nicht mehr zu übersehen. Ich bekam den Job. Vor Aufregung konnte ich zwei Tage nicht schlafen.

Marteen Koornneef, mein neuer Chef, bot mir eine Gruppenleiterstelle in seiner Abteilung an. Er sagte, die Stelle sei mit einem Vollzeit-Techniker, zwei Postdocs und einer Doktorandenstelle ausgestattet ... Ich war selbst gerade noch Postdoc und nun bot man mir an, Chefin von vier zu werden ... Mein erstes Kind konnte noch nicht laufen, das zweite war noch nicht auf der Welt ... Was mein Mann in Köln machen würde, stand in den Sternen ... Und ich sagte Ja! Kein Problem! Das ist *genau* das, was ich mir vorgestellt habe! Heute weiß ich, wie viel ich Marteen Koornneef zu verdanken habe. Nicht jeder hätte in dieser Phase meines Lebens so viel Vertrauen in mich gesetzt. Am wenigsten ich selbst, aber wen interessiert mein mickriges Selbstvertrauen?

Bevor ich die Stelle in Köln antrat, gönnten wir uns eine dreimonatige Pause, in der wir kreuz und quer durch Frankreich reisten. – Marie wurde im Mai geboren, drei Wochen später stand ich im Labor, um noch ein paar Experimente für eine Veröffentlichung abzuschließen. Sie war unglaublich: Sie schlief in meinem Büro, ich stillte sie, und sie schlief weiter.

In Köln zeigte sich, dass es gar nicht so einfach ist, Gruppenleiter zu sein. Ich hatte es mir nicht so schwierig vorgestellt. Ich konnte einfach nicht verstehen, dass mir

die Leute nicht zutrauten zu wissen, wo die Reise hingehen sollte. Die Pläne, die ich für die Weiterentwicklung und die Zusammenarbeit in der Gruppe hatte, wurden aufs Heftigste diskutiert, die Gruppen-Meetings konnte ich nicht so organisieren, wie ich wollte. Wenn ich Übungsvorträge ansetzte, verweigerten sich einige ... Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Damals wünschte ich mir, ich hätte eine tiefe Stimme, Muskeln und einen Bart. Ich vermute, meine Akzeptanzprobleme als Gruppenleiterin rührten daher, dass ich so jung, so klein und so weiblich war. Ich hatte zwei Babys und sah nicht professionell aus. Aber es ist unbefriedigend, Probleme nur mit dem Geschlecht zu erklären. Mit der Zeit wurde es besser. Vielleicht habe ich meine Mitarbeiter anders ausgesucht, vielleicht bin ich klüger geworden. Beides ist möglich, auf jeden Fall war es eine wertvolle Erfahrung.

In der Zwischenzeit hatten wir noch einmal Glück: Wir trafen Anita (Name geändert, Anm. d. Red.) unsere zukünftige Kinderfrau, arbeitete eigentlich Teilzeit, nahm unsere Vollzeit-Zeitpläne aber hin. Wie legal das war, will ich lieber nicht wissen. Anita liebte unsere Kinder und genoss jede Minute mit ihnen. Familien mit kleinen Kindern wissen, dass wir uns trotz unserer offenkundigen Begeisterung ständig am Rande des Nervenzusammenbruchs bewegten. Anita hatte eine unerschöpfliche Geduld und konnte damit definitiv wesentlich besser umgehen als ich. Sie wurde für uns unverzichtbar. Unsere finanzielle Situation war angespannt. Bei der Stadt Köln dachte niemand daran, die Kosten für Kinderfrauen zu übernehmen; hier drehte sich alles um den Bau der Nord-Süd-Stadtbahn. Mein Einkommen war rein

Mein Einkommen war rein virtuell



virtuell: Sobald es eintraf, wurde es weiterüberwiesen, um die Kosten für die Kinderbetreuung zu decken. Sebastian witzelte über mein „teures Hobby“, und ich war froh, dass er Geld für die anderen Ausgaben nach Hause brachte.

Ein Jahr später ging Arnim in den Kindergarten – da erst merkte ich, dass Kindergärten nicht umsonst sind. Damit Anita ihr Einkommen halten konnte, suchten wir nach einer anderen Familie mit einem Kind in Maries Alter. Nach ein paar Wochen hatten wir eine gefunden. Aber Anita musste mehr verdienen. Deshalb ermutigten wir sie, Kurse zu besuchen und eine „richtige“ Tagesmutter zu werden. Nach und nach nahm sie noch einen anderen Jungen und später noch zwei Jungen auf. Als Marie zwei Jahre alt wurde, ging auch sie in den Kindergarten, und Anita beaufsichtigte drei bis vier Kinder in unserer Wohnung. Morgens um

8:00 Uhr complimentierte mich die ganze Truppe freundlich und ohne dass ich ein schlechtes Gewissen haben musste aus der Tür. Nachmittags um 15:00 Uhr wurden die Kinder abgeholt (ich weiß bis heute nicht, wie die anderen Eltern es geschafft haben, ihren Arbeitstag um 15:00 Uhr zu beenden). Danach holte Anita Arnim und Marie vom Kindergarten ab und kümmerte sich bis zum Abendessen um sie. Ich kam dreimal pro Woche gegen 18:00 Uhr nach Hause, an den anderen beiden Tagen übernahm Sebastian die „Frühschicht“ und ich konnte so lange arbeiten, wie es erforderlich war. Vor 22:00 Uhr war ich selten daheim ...

Die Forschung in unserer Arbeitsgruppe begann interessante Ergebnisse zu liefern und eröffnete spannende neue Perspektiven. Marie war zwei geworden und wuchs mit Arnim wie eine Zwillingsschwester auf. Die beiden spielten so vertieft miteinander, dass sie oft vergaßen, uns sonntagmorgens zu wecken. Sebastian und ich, wir nahmen uns jedes Jahr etwas Zeit für uns; die Kinder waren dann – in Begleitung eines Au-pair-Mädchens – für ein paar Wochen bei seinen oder meinen Eltern, und wir lebten wieder wie Studenten. Es lief alles so glatt, dass wir sentimental wurden und uns ein weiteres winziges Baby wünschten, natürlich nur damit unsere tolle Kinderfrau nicht arbeitslos würde.

Ich wurde zum dritten Mal schwanger und – wie man sich vielleicht denken kann – leicht panisch. Wie wollten wir all die Kinder finanzieren? Sebastians Firma zog aus Köln weg, und er würde bald ein Wochenendpendler sein. Unsere Eltern lebten zu weit weg, um uns regelmäßig unter die Arme zu greifen. Wie sollte ich das schaffen, meine Arbeitsproduktivität auf-

**Zum dritten
Mal schwanger**

rechterhalten und mich ordentlich um meine Kinder kümmern? Ich wusste es nicht. Im März 2008 kam Caspar auf die Welt. Es war sehr hart, aber auch sehr schön. Anita kümmerte sich um immer mehr Kinder. Gerade einmal acht Wochen nach der Geburt musste ich an der Universität eine Vorlesung halten. Caspar schlief nie in seinem Bett, sondern nur wenn man ihn herumtrug. Also hatte ich ihn während der Vorlesung in einem Tragetuch. Ich weiß nicht, was die Studenten dachten, aber er hat uns kaum gestört. Damals stellte ich mir eine Couch ins Büro und begann, jeden Tag ein Nickerchen zu machen. Das erhöht meine Kreativität und hilft mir, mich zu konzentrieren.

Bald darauf wurde in Münster eine Stelle ausgeschrieben, auf die ich mich bewerben wollte. Doch da Sebastian während der Woche weg war, war ich weniger flexibel, Arbeit häufte sich an und ich war mit allem im Rückstand. So verpasste ich den Bewerbungsschluss. Das war ein echtes Alarmzeichen, denn so etwas war mir noch nie passiert. Zwei Wochen

**Hobbys: ...
Mann und drei
Kinder**

später fasste ich mir ein Herz und rief den Leiter der Berufungskommission an. Zu meiner Überraschung forderte er mich auf, doch noch eine Bewerbung abzugeben. Das tat ich dann auch, inklusive einer ausführlichen Beschreibung meiner Forschungsarbeit und einem Lebenslauf, wo ich unter „Hobbys“ vermerkte: „Klavierspielen, Wandern, Mann und drei Kinder“. Den Münsteranern gefiel meine Forschungsarbeit, mir gefiel ihr Institut, und ich erhielt den Ruf! Es hätte nicht glatter laufen können. Und es sieht ganz so aus, als hätte ich endlich einmal einen Vorteil davon gehabt, eine Frau *mit* Kindern zu sein. Ich musste niemanden von meiner Motivation und meinem Engage-



ment überzeugen, und niemand verlangte von mir eine Publikationsliste, die zweimal so lang ist wie die eines männlichen Wissenschaftlers!

Kinder sind etwas Wunderbares. Ich habe mir immer die Zeit genommen, sie im Schlaf zu betrachten. Das hat meine Batterien aufgeladen. Dennoch war ich einmal an einem Punkt, dass mir die Luft ausging. Ich brauchte eine Pause. Ich hatte mich nach Caspars Geburt zu früh wieder in die Arbeit gestürzt. Für mich selbst hatte ich praktisch keine Zeit mehr. Es konnte so nicht weitergehen. Ich beschloss, im Sommer eine richtige Pause einzulegen, mitten in meinen Verhandlungen mit Münster. Das war gewagt. Ich nahm mir fast acht Wochen Urlaub. Ich kannte niemanden in meinem Umfeld, der je etwas Ähnliches getan hat. Aber es war die richtige Entscheidung. Ich nahm mir die Zeit für einen langen Urlaub mit meinen Kindern, Zeit, um meine Familie zu besuchen, durch mein Heimat-

land zu reisen und all die Orte aufzusuchen, die ich mag. Ich habe stapelweise Romane gelesen, in der Hängematte unter Bäumen vor mich hin geträumt und Musik gehört.

Als ich an meinen Arbeitsplatz zurückkam, hatte ich wieder neuen Schwung und ich fing an, mich auf die Professur und die Chancen, die sie mir bot, zu freuen. Zu dieser Zeit begann die Arbeit, die ich in den Aufbau eines Netzwerks gesteckt hatte, Früchte zu tragen. Die Wissenschaft machte immer mehr Spaß – das ist *der Grund*, weshalb ich, Mutter von drei supersüßen Kindern, weiter bei meiner Wissenschaft bleiben wollte. Ich hatte Mitarbeiter, die auch meine Freunde waren. Ich konnte endlich langfristig planen. Bald werde ich meine ersten Schritte an der Universität machen.

Ich freue mich schon auf meine Studenten, von denen ich sicher eine Menge lernen werde. Aber mit drei Kindern einen neuen Job an der Universität aufnehmen ist ein gewaltiger Kraftakt. Meine Eltern haben sich bereit erklärt, die Kinder für ein paar Monate zu sich zu nehmen (unterstützt von einem Au-pair-Mädchen). Das gibt mir den Spielraum, unser Leben in unserer neuen Heimat zu organisieren. Ich vermisse die Kleinen, ... aber sie mich nicht. Die romantischen Aspekte der Mutterschaft habe ich mir abschminken müssen. Aber ich weiß, dass die besondere Beziehung, die Arnim, Marie und Caspar zu ihren Großeltern aufbauen, ihr Leben unendlich bereichern werden. Sie wird ihnen das wunderbare Gefühl vermitteln zu wissen, woher sie kommen. Und ich weiß auch, dass ihre Großeltern gerade sehr, sehr glücklich sind.

In Deutschland glaubt man immer noch, dass Kinder unbedingt ihre Mutter brauchen. Seltsamerweise spricht

niemand davon, dass sie auch ihren Vater brauchen könnten. Ich mische mich in diese Diskussion nicht ein. In Frankreich, woher ich komme, hatten alle Kinder meiner Generation arbeitende Mütter. Die Scheidungsraten sind heute nicht höher als in Deutschland. Daraus können Sie schließen, was Sie wollen. Bekanntlich sind Kinder ein nicht wiederholbares Experiment, daher ist es schwer, Theorien zu entwickeln. Arnim, Marie und Caspar sind einfach wunderbare Kinder, und ich empfinde es als Privileg, Augenzeuge ihrer Entwicklung zu kleinen Persönlichkeiten zu sein.

Arbeitende
Mütter in
Frankreich

Iris Radisch, Schriftstellerin, Journalistin und selbst dreifache Mutter, hat einmal (sinngemäß) gesagt: „Da gibt es nichts zu kombinieren, man kann immer nur draufpacken.“ Auf einen anspruchsvollen Job packt man ganz einfach mehr Kinder, mehr Einkäufe, mehr Kochen, mehr Putzen, mehr Schlafmangel, mehr Freude, mehr Erfolg, mehr Weiterentwicklung, mehr Liebe. Ich würde so sagen: Man kann Kinder und Karriere nicht kombinieren. Um der Karriere willen muss man auf ein paar Kinder verzichten, aber um Himmelswillen nicht auf alle!

Wenn Sie sich Arbeit aufladen müssen, denken Sie daran, dass vieles flexibel gehandhabt werden kann: Schlafgewohnheiten, Arbeitszeit, Arbeitsproduktivität, Gespräche mit Studenten, Mitarbeitern, aber auch die Beziehung zum Partner, die Hilfe von Eltern und Schwiegereltern, Freunden, Geschwistern und anderen Verwandten. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten. Mit etwas Glück schafft es eigentlich jeder!

Ich weiß, warum es bei mir geklappt hat: Wissenschaft wird mit wachsender Erfahrung besser, wie guter Wein. Ein

Wissenschaft ist
wie guter Wein

Letztes möchte ich noch sagen: Meine Kinder haben nie meine wissenschaftliche Entwicklung gefährdet. Wohl haben sie mir etwas von meiner Energie genommen, aber andererseits gaben sie mir die Energie, am nächsten Morgen wieder aufzustehen. Dank ihnen gehe ich morgens mit der tiefen Überzeugung aus dem Haus, dass ich meine Arbeit genießen und Erfolg haben darf. Und wenn mir etwas Energie für meine Karriere abzieht, dann sind es nicht meine Kinder, sondern meine Hobbys (von denen ich noch ein paar habe, aber das ist eine andere Geschichte). Es geht also nicht darum, sich für das eine oder das andere zu entscheiden, sondern nur darum, was man wirklich will.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1991–1999) Bachelor History of Arts, Universität Lyon; Master in Biologie, Universitäten Lyon, Paris, Orsay

Promotion (1999–2002) Universität Orsay

Postdoc (2002–2005) Max-Planck-Institut für chemische Ökologie, Jena

Geburt Sohn Arnim, 2003 (nach zwölf Wochen die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Tochter Marie, 2005 (nach 16 Wochen Arbeit wieder aufgenommen)

Nachwuchsgruppenleiter (2005–2010) Max-Planck-Institut für Pflanzenzüchtungsforschung, Köln

Geburt Sohn Caspar, 2008) (nach acht Wochen Vorlesungen mit Kind gehalten)

Professur (seit 2010) Universität Münster, Lehrstuhl für Pflanzenmolekularevolution

Einmal um die ganze Welt

Prof. Dr. Bettina Eick

Es war alles sehr lange im Voraus geplant. Ich hatte für das Wintersemester 2005/2006 ein Forschungsfreiemsemester genehmigt bekommen, das ich an der University of Auckland (Neuseeland) verbringen wollte. Außerdem hatte ich ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung erhalten, um meine Reise zu finanzieren. Es hatte mich sehr viel Zeit und Mühe gekostet, dies alles zu organisieren, und ich freute mich schon auf meine große Reise und all die Möglichkeiten, die sie mir bieten würde. Dann stellte ich fest, dass ich schwanger war! Auch darüber habe ich mich sehr gefreut. Aber ein Baby und die Reise nach Neuseeland, wie sollte das zusammengehen? Mein Kind sollte im Juli geboren werden, und im Oktober wollte ich nach Neuseeland aufbrechen. Würde das funktionieren?



Ich habe lange hin und her überlegt und natürlich auch mit meinem Mann darüber gesprochen. Schließlich haben wir zusammen beschlossen, zunächst an dem Reiseplan

festzuhalten, und erstmal zu schauen, wie sich alles entwickeln würde. Ich stellte mir das Ganze gar nicht so schlimm vor, denn schließlich sind auch schon viele andere Babys mit dem Flugzeug gereist. Ich habe dann bereits vor der Geburt alles für die große Reise vorbereitet: Flüge buchen, einen Platz in einer Kita in Auckland organisieren, eine geeignete Wohnung in Auckland mieten, und so weiter. Damals war mir nicht bewusst, welches Glück ich mit der Wahl des Landes Neuseeland getroffen hatte. Dort konnte ich tatsächlich per Email für ein drei Monate altes Kind einen Platz in der Kita der Universität Auckland buchen und als Beginn den 17. Oktober festlegen (also mitten im Monat, mitten im Jahr und vor der Geburt des Kindes!). In Braunschweig wäre so etwas undenkbar: Hier ist es ohnehin schon schwer, einen Kita-Platz für ein so kleines Kind zu bekommen, von allem anderen braucht man gar nicht erst zu träumen. In Neuseeland ist das ganz selbstverständlich.

Die Geburt und die ersten Monate mit meinem Sohn verliefen sehr gut und ohne Probleme. Von daher stand der großen Reise nichts im Wege, und mein damals drei Monate alter Sohn und ich flogen also nach Neuseeland. Den Flug haben wir beide noch ganz gut überstanden. Die Zeitumstellung nach der Ankunft machte uns dann aber schwer zu schaffen: Nachts konnte ich nicht schlafen, weil mein Sohn nicht schlafen wollte, und tagsüber konnte ich nicht schlafen, weil ich die Wohnung einrichten, einkaufen und arbeiten musste. Nach ein paar Tagen war ich fix und fertig. Irgendwann hatte er die Zeitumstellung dann überstanden und schlief nachts wieder. Zum Glück hatte ich

Neuseeland: ein
Kita-Platz per
Email

Am schlimmsten
war die Zeit-
umstellung

in Neuseeland auch einige sehr freundliche Kollegen, die mir beim Einzug halfen.

Mein Sohn hatte sich schon wenige Tage nach unserer Ankunft in Auckland in der Kita der Universität eingewöhnt. Die Kita und ihr Personal waren wirklich hervorragend. Ich habe auch heute noch nur die besten Erinnerungen daran. Die Kita arbeitete nach dem Montessori-Prinzip und verstand sich nicht als Aufbewahrungsort für kleine Kinder, sondern als Institution, in der Kinder altersgerecht gefördert werden und Spaß haben sollten. Ich war sehr beeindruckt von dieser Kita in Auckland und habe es nie bedauert, dass meinen Sohn dort jeden Tag ein paar Stunden verbrachte.

Dank der Kita konnte ich – wie geplant – meinem Forschungsvorhaben an der University of Auckland nachgehen und habe dort sehr interessante und erfolgreiche Monate erlebt. Ich habe auch viele neue Forschungskontakte knüpfen und viele neue Projekte initiieren können. Mein Mann hielt zu Hause die Stellung und reiste uns später nach, um seinen Jahresurlaub bei und mit uns in Neuseeland zu verbringen. So wurde der lange Aufenthalt auch für uns als Familie möglich und die Trennung nicht allzu lang.

Schließlich flogen wir dann alle wieder nach Deutschland zurück. Nach meinen guten Erfahrungen in Neuseeland wollte ich meinen Sohn nun in Braunschweig in eine Kita geben. Die Universität in Braunschweig verfügt über eine angegliederte Kindertagesstätte. Als ich ihn dort anmelden wollte, wurde ich aber sehr schnell auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Selbst für Mitarbeiter der Universität ist es nämlich nicht selbstverständlich, dass

Der gemeinsame
Urlaub verkürzte
die Trennung

ihr Nachwuchs einen Platz in der Universitäts-Kita erhält! Ich wurde zunächst auf die Warteliste gesetzt. Dann beschloss die Universität aber zum Glück, die Zahl ihrer Kita-Plätze zu erhöhen. Dank dieser Erweiterung bekam unser Sohn endlich einen Platz, und wir konnten unser Leben als Familie so einrichten, wie wir es uns gewünscht hatten: Unser Sohn geht in die Kita, und mein Mann und ich, wir arbeiten beide Vollzeit. Für uns funktioniert dieses Konzept sehr gut.

Zwei Jahre nach meinem Sohn kam meine Tochter zur Welt. Wieder haben wir uns sehr gefreut! Aber auch bei ihr musste ich sehr um einen Platz in der Kita kämpfen. Jetzt hatten wir zwar den „Geschwisterkind-Bonus“, aber trotzdem war es noch schwierig genug.

Generell haben mein Mann und ich es immer so organisiert, dass unsere Kinder in eine Kita oder einen Kindergarten gehen und wir somit voll arbeiten konnten. Wir

Deutschland:
Hindernislauf für
einen Kita-Platz

hängen beide sehr an unserer Arbeit, und daher ist das für uns die beste Form, unser Leben zu organisieren. Leider war es in Braunschweig immer schwierig, einen geeigneten Platz in einer Kita oder einem Kindergarten zu bekommen. Wir mussten bei beiden Kindern einen wahren Hindernislauf für den Kita-Platz absolvieren. Das war sehr stressig, und nach meinen Erfahrungen mit Neuseeland war ich sehr enttäuscht darüber. Neuseeland macht es vor, dass das auch anders geht, abgesehen davon, dass die Qualität der Kitas dort auch noch besser ist.

Mit einem Platz in einer Kita sind die Probleme natürlich noch nicht alle beseitigt. Die Kita kann geschlossen sein, ein Kind kann krank werden, oder wir müssen manch-

mal dienstlich verreisen. Vieles lässt sich mit einiger Vorbereitung organisieren, aber gerade wenn ein Kind krank wird, dann muss ein Elternteil spontan zu Hause bleiben. Hier haben mein Mann und ich immer sehr gut zusammengearbeitet: Wir haben dieses Problem unter uns aufgeteilt und damit für jeden von uns erträglich gemacht. Das ist aber nur möglich, weil unsere beiden Arbeitgeber flexible Arbeitszeiten zulassen und uns keine Steine in den Weg gelegt haben. Dafür sind wir beide sehr dankbar.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - eine gute Betreuung meiner Kinder (Kindergarten)
 - ein Mann, der die Sache mitträgt
 - ein familienfreundlicher Arbeitgeber
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**

Auf Vorbilder habe ich kaum geschaut. Die Situation in meinem Elternhaus war anders.
3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**

Ich glaube, dass man die Familienplanung ruhig wagen sollte, auch schon während des Studiums. Es gibt immer Wege, sein Leben so zu organisieren, dass Karriere und Familie möglich werden. Und Kinder sind eine große Bereicherung für das Leben.
4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**

Ich bin zufrieden mit meinem Leben und würde alles wieder so machen.
5. **Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**

Wir brauchen ein deutlich besseres und umfassenderes Kinderbetreuungskonzept. Kinder müssen von der Geburt an bis

weit hinein in ihre Schulzeit eine gute und verlässliche Betreuung bekommen können. Neuseeland kann uns dabei als leuchtendes Beispiel dienen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Mit Kindern ist es zurzeit immer noch etwas schwieriger, aber die Zeiten ändern sich, und es scheint in diesem Bereich einiges besser zu werden. Ich bin optimistisch, dass Kinder schon bald kein Hindernis auf dem Weg zu Führungspositionen mehr sein werden.

7. Besprechungen nach 16:00 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Bei wichtigen Besprechungen dringe ich darauf, dass sie vor 16:00 Uhr beendet sind. An Besprechungen nach 16:00 Uhr kann ich nur in Ausnahmefällen teilnehmen.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Mein Mann und ich teilen Vieles gerecht unter uns auf. Es gibt aber immer noch Dinge, die nur die Frau machen kann: Zum Beispiel muss ein kleines Kind in der Nähe der Frau bleiben, wenn es im ersten Jahr gestillt wird. Hier kann der Mann nur begrenzt helfen, und ich sehe kaum eine Abhilfe.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Das ist jedes Mal sehr anstrengend und schwierig. Ich versuche immer, möglichst alle meine Veranstaltungen auf zwei (maximal drei) Tage in der Woche zu häufen. Mein Mann versucht, die wichtigsten Dinge auf die restlichen Tage der Woche zu legen. Wird ein Kind krank, so gehe ich an meinen Vorlesungstagen zur Arbeit und mein Mann bleibt zu Hause, und an den anderen Tagen machen wir es umgekehrt. Dazu braucht man aber Berufe, die eine solche zeitliche Organisation überhaupt zulassen.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Wir hatten lange Zeit eine sehr aktive Frauenbeauftragte, die für die Technische Universität Braunschweig auch die Zertifi-

zierung als „Familienfreundliche Hochschule“ in die Wege geleitet hat. Das hat mir sehr geholfen. Einerseits hat das einen Ausbau der Kita mit sich gebracht, andererseits hat es aber auch zu einem Umdenken bei meinen Kollegen geführt.

11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemannes/der Kinder? Einschränkung oder Bereicherung?

Mein Ehemann findet es selbstverständlich, dass auch eine Frau ihre Karriere verfolgen will. Meine Kinder sind noch zu klein, um sich mit dieser Frage auseinandersetzen zu können.

Beruflicher Werdegang und Familienzuwachs

Studium (1987–1993) RWTH Aachen (mit Auslandsaufenthalt, University of London)

Promotion (1993–1996) RWTH Aachen (mit Auslandsaufenthalt, Australian National University, Canberra)

Assistentin (1996–1997) RWTH Aachen, (1997–1998) Universität Würzburg, (1998–2001) Universität Kassel

Habilitation (2001) Universität Kassel

Professur (seit 2001) Technische Universität Braunschweig, AG für Algebra und diskrete Mathematik am Institut *Computational Mathematics*

Geburt Sohn 2005 (direkt nach der Geburt die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Tochter 2007 (nach der Geburt der Tochter ein Jahr Elternzeit genommen, derweil aber Forschungen weiter betrieben)

Unmögliches wird möglich mit Begeisterung, Fleiß und Willenskraft

Prof. Dr. Charlotte Förster

Die Natur hat mich schon als Kind fasziniert. Ich sammelte mit Begeisterung Steine, Versteinerungen, Blätter, Schnecken, Muscheln und Samen, und ich konnte Stunden damit zubringen, einen Käfer, eine Spinne oder eine Ameise zu beobachten. Die Namen der heimischen Singvögel, Bäume, Sträucher und Pilze beherrschte ich schon sehr früh, und sobald ich lesen konnte, verschlang ich alle Tier- und Naturbücher, die mir in die Hände fielen. Ich zeichnete mit Begeisterung Tiere und Pflanzen und entdeckte dabei viele faszinierende Details. Mit dem ersten Fotoapparat stellte ich verschiedenem Getier nach und etwas später filmte ich mit meiner Schmalfilmkamera Blüten besuchende Insekten und drehte einen Zeitrafferfilm von einer Heuschreckenhäutung, den ich inzwischen auch schon in Vorlesungen eingesetzt habe.

Mit sechzehn wusste ich, dass ich Biologie studieren wollte, wobei mich die Verhaltensforschung nach dem



Vorbild von Konrad Lorenz am meisten faszinierte. Diesbezüglich war ich wie alle naturbegeisterten Mädchen meines Alters. Ich erkannte aber auch, dass für ein Biologiestudium ein Notenschnitt von 2,1 Voraussetzung war und dass ich als recht mittelmäßige Schülerin davon weit entfernt war. Doch mit einem Ziel vor Augen kann man das ändern, und so schloss ich mein Abitur letztendlich als Jahrgangsbeste ab. Lehrer, Berufsberater, Freunde und Bekannte rieten mir dringend vom Biologiestudium ab und versuchten, mich für ein Medizinstudium zu erwärmen. Vergeblich! Ich begann das Biologiestudium an der Technischen Universität Stuttgart, da diese meinem damaligen Wohnort am nächsten lag.

Studier' doch lieber Medizin!

Bereits nach dem ersten Semester wurde mir klar, dass Stuttgart nicht der richtige Ort für mein Studium war. Verhaltensbiologie und Neurobiologie wurden dort gar nicht angeboten. Also holte ich genauere Informationen ein und bewarb mich in Freiburg, Tübingen und Konstanz. Von Tübingen kam zuerst eine Zusage, weshalb ich im Sommersemester 1977 dorthin wechselte. Tübingen bot ein breites Spektrum an Fächern, und ich belegte so viele Veranstaltungen wie möglich (letztendlich schloss ich mit fünf statt der geforderten vier Fächer ab). Natürlich stellte ich sehr schnell fest, dass die klassische Verhaltensforschung von Konrad Lorenz, die mir vorschwebte, nicht mehr zeitgemäß war – ohne Eingriffe ins Gehirn vorzunehmen, war Neurobiologie nicht möglich. Solche Eingriffe wollte ich aber bei Wirbeltieren nicht machen.

Also wandte ich mich der Pflanzenphysiologie zu. Elektrophysiologische Untersuchungen an Pflanzen faszinierten mich, und ich konnte mich insbesondere für die Bewe-

gungsphysiologie von Pflanzen begeistern. Was sind die Mechanismen, die Mimosenblätter dazu bringen, sich bei Berührungen zu schließen, oder Bohnenblätter veranlassen, sich im Tag-Nacht-Rhythmus zu heben und zu senken? Ich machte ein Praktikum bei Professor Dr. Engelmann über tagesrhythmische Bewegungen von Pflanzen und fragte nach einer Diplomarbeit zu diesem Thema. Er bot mir mehrere Themen an. Darunter war auch ein zoologisches: „Wo im Gehirn der Taufliege *Drosophila melanogaster* liegt die innere Uhr, die ihre Aktivitätsrhythmik steuert?“ Mehrere bereits existierende Gehirnmutanten sollten auf ihr rhythmisches Verhalten getestet und danach eine Korrelation aufgestellt werden zwischen arrhythmischer Aktivität und dem Fehlen bestimmter Gehirnstrukturen.

Tagesrhythmen von Taufliegen und Mimosen

Dieses Thema reizte mich, und ich begann am Botanischen Institut Paraffinschnitte von Fliegenköpfen anzufertigen, mir den Aufbau des Gehirns zu erarbeiten und Unterschiede bei den Mutanten zu entdecken. Leider waren die Mutanten noch nicht die richtigen, und ich konnte die innere Uhr der Fliege in meiner Diplomarbeit nicht lokalisieren; aber ich hatte viele Ideen, wie mir das doch noch gelingen könnte und schloss eine Doktorarbeit an. An deren Ende war ich dem Ziel schon viel näher, hatte es aber noch nicht ganz erreicht. Immerhin bekam ich für meine Doktorarbeit 1986 den Attempo-Preis für neurobiologische Forschung der Universität Tübingen. Dieser war mit einem Preisgeld von DM 5'000 dotiert, das zum Besuch von wissenschaftlichen Tagungen gedacht war. Dieses Geld hat es mir letztendlich ermöglicht, in der Wissenschaft zu bleiben.

Damit komme ich zum frauenspezifischen Teil meiner Laufbahn. Zwei Monate nach meiner Promotionsprüfung kam unser erstes Kind, Christian, zur Welt. Mein Mann und ich hatten uns am Ende des Studiums auf einer zoologischen Exkursion kennengelernt. Wir sind also beide Biologen. Im Gegensatz zu mir sah mein Mann seine Zukunft aber nicht in der Forschung, sondern eher in der Industrie und in der angewandten Biologie. So fand er später seine erste Stelle bei einem Betrieb, der sich mit der mikrobiellen Aufbereitung von Brauereiabwässern beschäftigte. Als unser Sohn geboren wurde, schrieb er allerdings noch an seiner Diplomarbeit und hielt sich mit Hilfskraft-Verträgen an der Uni und später mit einem Job als Hausmeister über Wasser. Ich war damals unsere Hauptverdienerin, allerdings nicht als Doktorandin (die Doktorarbeit war unbezahlt), sondern mit einer Halbtagsstelle als wissenschaftliche Zeichnerin für Lehrhefte. Diese Stelle hatte ich im achten Semester übernommen und ich übte diese Tätigkeit parallel zu Diplom- und Doktorarbeit aus.

Hauptverdienerin mit Halbtagsstelle

Nach der Geburt unseres Sohnes blieb diese Einnahmequelle erhalten, denn ich konnte freischaffend auch zu Hause weiter zeichnen. Mit der wissenschaftlichen Forschung war es jedoch zunächst vorbei. Für verheiratete Paare mit Kindern gab es keine Krippenplätze, und eine private Betreuung unseres Sohnes konnten wir uns nicht leisten. Also blieb ich ein ganzes Jahr zu Hause, was den Vorteil hatte, dass ich ein Jahr voll stillen konnte. Danach erhielt ich eine bezahlte einjährige Postdoc-Stelle bei Professor Engelmann in einem Projekt zum rhythmischen Verhalten einer Meeresamöbe, verfolgte aber gleichzeitig

meine Ideen zur Lokalisation der inneren Uhr von *Drosophila*. Während dieses Jahres konnten wir Christian bei einer Tagesmutter unterbringen.

Im August 1987 wurde unsere Tochter Mareike geboren. Ich arbeitete bis fünf Stunden vor der Geburt und wollte nach dreimonatiger Auszeit auch danach weitermachen. Dies erwies sich aber als unmöglich. Die Postdoc-Stelle konnte nicht verlängert werden, und eine mögliche Assistentenstelle in Göttingen hätte bedeutet, dass die Familie auseinandergerissen worden wäre, denn mein Mann war in der Probezeit seiner ersten Arbeitsstelle. So blieb nur das klassische Modell der Arbeitsteilung: ich zu Hause und mein Mann bei der Arbeit, vielleicht mit dem Unterschied, dass ich noch Auftragszeichnungen machte und – da wir weiterhin in Tübingen wohnten – den wissenschaftlichen Kontakt mit der Arbeitsgruppe von Professor Engelmann halten konnte. So betreute ich zwei Diplomarbeiten mit und beteiligte mich mit einem unbezahlten Lehrauftrag an der Lehre. Außerdem ermöglichte mir das Attempo-Preisgeld den Besuch von ausgewählten Tagungen. Zu solchen Gelegenheiten übernahm mein Mann die Betreuung der Kinder, oder meine Eltern oder Schwiegereltern reisten an. Das war allerdings ein erheblicher Aufwand, denn meine Eltern wohnten etwa 150 Kilometer entfernt und meine Schwiegereltern sogar 500 Kilometer.

Als unsere Tochter zwei Jahre alt war, war ich wegen der Dreifachbelastung (Kinder und Haushalt, Auftragszeichnungen und wissenschaftliche Betreuung bzw. Lehre) kurz davor, die Wissenschaft aufzugeben. Zu diesem Zeitpunkt überredete mich die Arbeitsgruppe Engelmann, zu einer

Tagung nach Krakow mitzufahren und dort meine Ergebnisse der letzten zwei Jahre zu präsentieren. Mein Mann unterstützte mich sehr dabei, nahm Urlaub und fuhr mit den Kindern zu seinen Eltern. Auf der Tagung erwachte meine Begeisterung für die Wissenschaft neu. Als ich zurückkam, hatte ich den Kopf voller Forschungsideen und begann diese umzusetzen.

Die Dreifachbelastung ist fast zu viel

Zunächst einmal organisierte ich zusammen mit vier weiteren Müttern eine wechselseitige Kinderbetreuung: Jede betreute alle Kinder an einem Vormittag der Woche und hatte dafür an den übrigen vier Vormittagen drei Stunden frei. Diese Zeit nutzte ich für die Laborarbeit und schrieb abends Veröffentlichungen und Anträge, unter anderem einen für ein Wiedereinstiegsstipendium aus dem Hochschulsonderprogramm II des Landes Baden-Württemberg, das ich letztendlich auch bekam. Inzwischen waren beide Kinder im Kindergarten, und ich hatte von 8:00 bis 12:00 Uhr Zeit für die Wissenschaft. Auch weiterhin beteiligten sich mein Mann, meine Eltern und Schwiegereltern nach Kräften an der Kinderbetreuung, wenn ich an Kursen und Tagungen teilnahm. So konnte ich unter anderem fachspezifische Kurse an den Universitäten Barcelona und Konstanz besuchen. Ich erlernte neue Methoden, und es gelang mir schließlich einige der Neurone im Gehirn der Taufolie zu charakterisieren, die die innere Uhr enthalten.

Dieser Erfolg spornte mich an, einen Antrag auf ein Halbtags-Habilitationsstipendium bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zu stellen. Dieser Antrag wurde leider abgelehnt, was mich drei Jahre zurückwarf. Immerhin wurde ich aufgrund meiner Entdeckung von

einem amerikanischen Kollegen, Professor Dr. Hall, zu einer Tagung an das Center of Biological Timing in Charlottesville (Virginia) eingeladen. Wir begannen eine Zusammenarbeit, und Professor Hall setzte sich für mich bei der DFG für einen neuen Antrag ein. Weitere Unterstützung bekam ich von Professor Dr. Heisenberg (Würzburg), woraufhin ich einen neuen Versuch wagte – diesmal mit einem Antrag auf ein Forschungsstipendium. Inzwischen arbeitete ich monatsweise am Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik in Tübingen an einem völlig anderen Thema. Aus den ursprünglich für dieses Forschungsthema geplanten drei Monaten wurden eineinhalb Jahre. Dann wurde das Stipendium genehmigt, und ich nahm meine ursprüngliche Forschung an der „inneren Uhr“ der Taufolie wieder auf.

Sonderprogramme und Stipendien

Die Arbeit lief gut, und ich konnte gleich im Anschluss an das Forschungsstipendium eine dreijährige Habilitationsstelle in einem Programm antreten, das speziell für Frauen in der Habilitationsphase initiiert worden war, das Margarete von Wrangell-Programm des Landes Baden-Württemberg. Zu dieser Zeit gab ich meine Tätigkeit als Auftragszeichnerin auf.

Am 6.12.2000 habilitierte ich im Fach Zoologie am Zoologischen Institut der Universität Tübingen. Das war gut 15 Jahre nach meiner Promotion (Juli 1985). Am 1.1. 2001 bekam ich eine Vertretungsprofessur am Zoologischen Institut der Universität Regensburg. Dies bedeutete die zeitweise Trennung von der Familie und die Übernahme der Kinderbetreuung durch meinen Mann (die Kinder waren inzwischen 13 und 15 Jahre alt). In den folgenden eineinhalb Jahren verbrachte ich drei Tage der Woche mit Lehre

in Regensburg und den Rest der Woche in Tübingen, wo meine Forschung weiterlief.

Ich bewarb mich für viele ausgeschriebene Professuren, unter anderem auch für die Professur, die ich vertrat. Ich wurde mehrfach zu Vorstellungsvorträgen eingeladen, auf einigen Listen platziert und bekam schließlich den Ruf auf die Zoologieprofessur in Regensburg. Am 1.10. 2002 wurde ich zur ordentlichen C3-Professorin ernannt und zog mit meiner damals dreiköpfigen Tübinger Arbeitsgruppe nach Regensburg. Die Stelle war zunächst auf sechs Jahre befristet. Wegen der Befristung und weil die Kinder spezielle Züge im Gymnasium besuchten, die es in Regensburg nicht gab, blieb die Familie in Tübingen. Also pendelte ich regelmäßig zwischen Regensburg und Tübingen, sonntagnachts nach Regensburg und donnerstagnachts zurück nach Tübingen.

Im Laufe der Zeit wurden aus den vier Tagen Regensburg pro Woche fünf Tage. In Regensburg konnte ich mich voll und ganz auf die wissenschaftliche Arbeit konzentrieren und neben der Lehre meine Forschung zur „inneren Uhr“ vorantreiben. Die Arbeitsgruppe wuchs auf 15 Mitarbeiter(innen), und wir konnten gut publizieren. Im Mai 2003 und im September 2005 bekam ich internationale Preise für die Forschung, die ich in Tübingen initiiert und in Regensburg erfolgreich weitergeführt hatte. Im März 2008 bewarb ich mich auf den Lehrstuhl für Neurobiologie und Genetik in Würzburg (Nachfolge Professor Dr. Heisenberg), bekam den Ruf und trat diese Stelle am 1.10. 2009 an.

Inzwischen sind die Kinder erwachsen und studieren beide (in Stuttgart und Tübingen). Mein Mann hat seinen



Arbeitsschwerpunkt in den Nordschwarzwald verlagert, aber unser Familienmittelpunkt bleibt nach wie vor Tübingen, wo die ganze Familie an den meisten Wochenenden zusammenkommt. Rückblickend kann ich sagen, dass ich das Glück hatte, das umsetzen zu können, was ich immer machen wollte: an einem Thema forschen, das mich fasziniert. Dazu kommt der Umgang mit vielen jungen Leuten, eine umfangreiche Lehrtätigkeit, die mir breiten Einblick in verschiedene Fachgebiete der Biologie vermittelt (erst Pflanzenphysiologie, dann allgemeine Zoologie, jetzt Neurobiologie und Genetik), und nun habe ich die Aufgabe, in Würzburg den Lehrstuhl neu aufzubauen. Insgesamt ist die Arbeit extrem abwechslungsreich und stellt mich jeden Tag vor neue spannende Anforderungen, die mich vollständig ausfüllen und die ich nicht missen möchte.

Diese für mich positive Bilanz soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass mein beruflicher Werdegang von vielen Rückschlägen und Hindernissen geprägt war, deren detaillierte Schilderung den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Es war für sehr lange Zeit nicht vorzusehen, ob ich überhaupt eine Stelle bekommen oder eher in der

Familienleben
nur am Wochen-
ende

Arbeitslosigkeit enden würde. Letzteres ist mit Sicherheit kein frauenspezifisches Problem. Eher frauenspezifisch war die enorme Schwierigkeit, Familie und Beruf unter einen Hut zu

bringen. Jahrelang war ich innerlich zerrissen und litt unter dem schlechten Gewissen, die Familie zu vernachlässigen, wenn ich bei der Arbeit war. Andererseits fühlte ich den Druck, viel mehr für die Arbeit tun zu müssen, wenn ich zu Hause war. Mit Sicherheit kam mein Wechsel nach Regensburg für unsere Kinder, die damals in der Pubertät waren, zu früh. Für meinen Mann war es extrem hart, neben einer anspruchsvollen beruflichen Tätigkeit den Haushalt und die Kinder zu managen. Außerdem hatten wir nicht geplant, dass sich unser Familien- und Eheleben einmal weitgehend auf die Wochenenden beschränken würde. So ziehen wir, was das Familienleben betrifft, ein weit weniger positives Fazit aus meinem beruflichen Werdegang.

Rückblickend kann ich zusammenfassen: Ich habe weit gefächert, aber trotzdem kurz studiert (zehn Semester inklusive Diplomarbeit und drei Jahre Promotionszeit, trotz parallel laufender Halbtagsstätigkeit). Ich habe immer hart und zielstrebig gearbeitet, mich auf das Wesentliche konzentriert und mich von Rückschlägen nicht dauerhaft entmutigen lassen. Meine Triebfedern waren und sind die Begeisterung für die Biologie und die Neugier, etwas Neues

zu lernen und zu entdecken. Dazu kommt die stark ausgeprägte Fähigkeit, an etwas dranzubleiben und Angefangenes zu Ende zu bringen. Ohne diese Eigenschaften wäre ich nicht da, wo ich heute bin. Ein Quäntchen Glück, die Hilfe von etablierten Kollegen zur richtigen Zeit und die speziell für Frauen eingerichteten Programme waren ebenso essenziell für meinen beruflichen Erfolg. Familiär ist bei uns vieles anders gelaufen, als ich es mir erträumt habe. Trotzdem würde ich wieder den gleichen Weg gehen, wenn ich vor die Wahl gestellt würde.

Ehemann:

Ich verspüre Stolz, dass wir gemeinsam beides erreicht haben: diese zwei herrlichen Kinder großgezogen und gleichzeitig unsere beiden Vollzeitberufe geschafft zu haben. Begeisterung. Für die unbeschreiblich spannende Forschung, die ich über Jahrzehnte so hautnah miterleben durfte. Dankbarkeit. Für die Gesundheit unserer Kinder! Und für die vielfache Unterstützung, übrigens auch von meinen Chefs im Laufe der Jahre, wenn wieder mehr Einsatz für die Familie angesagt war. Schmerz. Von den Stunden, die gemeinsame Lebensfreude hätten sein müssen und in Arbeit und Verpflichtungen mündeten, und von den vielen Trennungen. Glück. Ein stilles. Über meinen winzigen Beitrag zu einem kleinen Stückchen Wissenschaft.

Christian, 25 Jahre:

Ich empfinde es als großes Privileg, eine so zielstrebige und erfolgreiche Frau zur Mutter zu haben. Als Kind

hatte ich nie das Gefühl, wenig Beachtung zu bekommen. Teilweise durfte ich nach dem Kindergarten oder nach der (Grund-)Schule mit in die Uni; das hat mir immer viel Spaß gemacht. Dort gab es Mittagessen in der Mensa und viel Geborgenheit, auch von Professor Dr. Engelmann. Später, während meiner Realschul- und Gymnasialzeit, hat der – wenn auch nur spärliche – Kontakt zu meiner Mutter mein Selbstvertrauen kontinuierlich gestärkt und viel Stolz geweckt. Mittlerweile genieße ich den Austausch über gemeinsame Interessen bei jedem Wiedersehen und profitiere von ihrem Wissen, da ich selbst großes Interesse für ihre Forschung mitbringe – „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“. Meine Mutter hat die wunderbare Gabe, mich ihre Zuneigung und Liebe auch über große Distanzen spüren zu lassen. Mit dieser kam sie auf die Welt. Danke!

Mareike, 23 Jahre:

Wenn mich jemand fragt, was meine Mutter eigentlich von Beruf macht, dann erzähle ich mit viel Stolz, dass sie Wissenschaftlerin, Professorin, Biologin und Forscherin ist. Nebenher leitet sie eine ganze Forschungsabteilung, hat ihre eigene Sekretärin und einige andere Leute, die bei ihr angestellt sind und für sie arbeiten. Die Reaktionen sind meistens Erstaunen und Respekt. In solchen Momenten sehe ich nur die positiven Seiten des erfolgreichen Lebens meiner Mutter. Sie reist um die ganze Welt, um ihre Wissenschaft anderen zu präsentieren, und viele reißen sich um sie. Sie wurde neben ande-

ren Preisen mit dem höchsten japanischen Preis für chronobiologische Forschung ausgezeichnet.

Persönlich finde ich, dass die Situation, eine schwer arbeitende Mutter zu haben, für die Familie nicht immer einfach war. Es gab Zeiten, da habe ich meine Mutter sehr vermisst. Oft habe ich mir gewünscht, dass sie mir die Tür öffnet und mit mir zu Mittag isst, wenn ich von der Schule komme. Mir hat sie manchmal gefehlt, wenn ich allein zu Hause war und es mir nicht so gut ging. Dafür war die Freude am Wochenende umso größer, als ich sie wiedersehen durfte. Meine Mutter ist mit der Gabe des Forschens auf die Welt gekommen. Ohne ihre Wissenschaft könnte ich sie mir nicht vorstellen. Sie lebt für ihre Wissenschaft. Wie kann man da nicht stolz sein? Schließlich ist meine Mutter eine zielstrebige und selbstbewusste Frau, die immer auf ihre innere Stimme gehört und sich selbst nicht vergessen hat. Ich denke, genau das ist der richtige Weg.

Ich habe meine
Mutter vermisst

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die 5 wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - gesunde Kinder und die Hilfe der Familie bei der Betreuung
 - die Möglichkeit, nach meiner Kinderpause in den Beruf zurückzukommen
 - die Toleranz meines Doktorvaters, der mir flexibles Arbeiten gestattete und der es mir ermöglichte, auch während der Kinderpause den Kontakt mit der Uni zu halten
 - die Margarete-von-Wrangell-Habilitationsstelle
 - meine Zähigkeit und mein Durchhaltevermögen

2. Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?

Meine Eltern haben das klassische Modell verwirklicht: Der Vater ging zur Arbeit, und die Mutter blieb zu Hause und kümmerte sich um Kinder und Haushalt. In meiner gesamten Verwandtschaft gab es nur dieses Modell. Ich hatte keine Vorbilder, wusste aber schon früh, dass mich das „Hausfrauendasein“ im klassischen Sinn nicht erfüllen würde.

3. Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen?

Fürs Studium:

- sich vorher über die Universitäten erkundigen und sie nach Interessensgebieten wählen, nicht nach der Nähe zum Elternhaus
- intensiv und interessiert studieren
- wenn möglich ein Auslandssemester einlegen oder wenigstens einen Postdoc im Ausland machen
- während der Doktorarbeit und später aktiv auf Tagungen gehen und wenn möglich Vorträge halten

Für die Lebensplanung:

- immer offen und flexibel bleiben. Manches lässt sich nicht planen, aber vieles ist möglich, wenn man wirklich will.
- Rückschläge und Durststrecken sind normal. Von diesen sollte man sich nicht entmutigen lassen, sondern aktiv nach Lösungsmöglichkeiten suchen.

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

Inzwischen können Frauen bei der Heirat ihren Geburtsnamen behalten und müssen nicht mehr den des Mannes oder einen Doppelnamen annehmen. Das würde ich wahrscheinlich machen, um die Namensverwirrungen beim Publizieren zu vermeiden. Ansonsten gibt es nichts, was ich nie wieder so machen würde.

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was besser, was sollte bei uns geändert werden?

In vielen anderen Ländern ist es selbstverständlich, dass auch Frauen arbeiten, und deswegen ist auch das Kindergarten-,

Hort- und Schulsystem besser ausgebaut. Das würde ich hier begrüßen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Es ist nicht einfach, aber ich bin ein Beispiel dafür, dass es prinzipiell möglich ist. Mit Sicherheit muss man sehr viel leisten, um das zu erreichen, und man muss bereit sein, Opfer zu bringen. So bleibt kaum Freizeit übrig und längere Urlaubsreisen sind unmöglich.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Solange die Kinder klein waren, habe ich an solchen Besprechungen nicht teilgenommen. Dies war natürlich nur möglich, weil ich während dieser Zeit sowieso keine bezahlte Position hatte. Während meiner einjährigen Postdoc-Stelle konnte Christian bis 17:00 Uhr bei der Tagesmutter bleiben, und Professor Engelmann hat alle wichtigen Besprechungen auf eine frühere Uhrzeit gelegt. Die Stelle am Max-Planck-Institut war eine Halbtagsstelle, und während meines Forschungsstipendiums und meiner Habilitationsstelle habe ich meine Zeit weitgehend selbst eingeteilt und solche Besprechungen vermieden. Allerdings konnte ich an vielen interessanten Seminaren und Vorträgen am zoologischen Institut nicht teilnehmen, was mich in eine isolierte Position gebracht hat (ich war nie Teil der Gemeinschaft und nur wenige am Institut kannten mich).

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Während meiner Zeit in Tübingen war ich für Kinder und Haushalt zuständig. Nach meinem Wechsel nach Regensburg war es eher mein Mann.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Das war immer ein großes Problem. Als die Kinder klein waren, bin ich zu Hause geblieben. Wenn ich ein Praktikum zu betreuen hatte oder auf einer Tagung war, kam meine Mutter für ein paar Tage. Später musste mein Mann einspringen

und hat dafür auch mehrfach Urlaubstage genommen. Zum Glück gab es keine schlimmeren Erkrankungen.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Mit Sicherheit hilfreich und wichtig; ich selbst habe das Amt zwei Jahre lang ausgeübt. Allerdings wäre ich eher für eine(n) Gleichstellungsbeauftragte(n).

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium Diplom-Biologie in Stuttgart (1976) und Tübingen (1977–1982)

Promotion (1982–1985) Universität Tübingen Institut für Biologie I (Botanisches Institut)

Geburt Sohn Christian, 1985 (ein Babyjahr genommen)

Postdoc 1 (1986–1987) Universität Tübingen, Botanisches Institut

Geburt Tochter Mareike, 1987 (wegen Auslaufens der Stelle längere Auszeit)

Wiedereinstiegsstipendium (1992–1993) Universität Tübingen, Botanisches Institut

Postdoc 2 (1994–1995) Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik, Tübingen

Forschungsstipendium (1996–1997) Universität Tübingen, Zoologisches Institut

Habilitationsstelle (1998–2000) Universität Tübingen, Zoologisches Institut

Habilitation (2000)

Vertretungsprofessur (2001–2002) Universität Regensburg, C3-Professur für Zoologie

Professur (2002) Universität Regensburg, C3-Professur für Zoologie

(seit 2009) Würzburg, Lehrstuhl für Neurobiologie und Genetik

Akademische Karriere: Traumziel Professur?

Apl. Prof. Dr. Ulrike Gerischer

Die Uhrzeit nähert sich bedrohlich der 17:00-Uhr-Marke – die Zeit, zu der ich zu Hause sein will. So haben mein Mann und ich es abgemacht, als unser erstes Kind auf die Welt kam und ich wieder zur Arbeit gehen wollte. Aber der Tag war wie immer viel zu kurz und ich verlasse – etwas frustriert wegen der vielen unerledigten Dinge – die Uni und eile nach Hause. Dort erwartet mich eine ganz ähnliche Situation: viel Unerledigtes und natürlich meine Familie, für die der Rest-Tag meist ebenfalls hinten und vorne nicht ausreicht.



Dieses Gefühl, zu allem zu wenig Zeit zu haben und viele Dinge gezwungenermaßen hintanzustellen, ist latent, aber dauernd spürbar, seitdem ich Kinder habe. Natürlich gelingt es manchmal auch, eine Balance zu finden, die mich zufrieden sein lässt, und natürlich hängt die Situation mit den Ansprüchen zusammen, die man an sich stellt – aber ich schätze, gerade unter Wissenschaftlerinnen sind

etwas zu hochgesteckte Ansprüche eher die Regel als die Ausnahme. Was die Situation noch erheblich verschärft, ist der ständige Leistungsdruck, der in der Wissenschaftswelt allerdings ganz normal ist. Dies gilt vor allem für die Zeit, in der die Kinder noch klein sind und die oft mit der beruflichen Qualifikationsphase zusammenfällt, von deren Erfolg der weitere Weg abhängt (entweder du schaffst es auf eine Professur oder du fliegst raus, aber dazu gleich mehr). Dieser Druck kann schon Grund für schlaflose Nächte sein ...

Zugegeben, das hört sich nicht wirklich verlockend an. Es ist ja auch nicht immer so. Das Leben als Wissenschaftlerin hat so viele spannende, schöne, vielseitige Aspekte, dass ich es auf keinen Fall missen möchte. Vielleicht kamen in meiner individuellen Situation einige familienunabhängige Faktoren dazu, wie Rückschläge im Beruf (zum Beispiel bei der Drittmittelinwerbung), die den gefühlten Leistungsdruck noch verstärkt haben. Wie gesagt, ich möchte den Beruf der Wissenschaftlerin nicht missen und natürlich erst recht nicht meine Familie!

Bis zum Ende meiner ersten Postdoc-Zeit genoss ich in vollen Zügen ein unbeschwertes und nur durch meine eigenen Pläne gelenktes Dasein. Studium in Berlin und Göttingen, Doktorarbeit in der Mikrobiologie, dann ein 2,5-jähriger Postdoc-Aufenthalt an der Yale University im wunderschönen Neuengland (USA). Ich genoss die Freiheit und nutzte die Zeit dort zu intensiver Erkundung des wunderbaren Landes. Für meine Laborkolleg(inn)en war ich die ewig Reisende, andererseits habe ich dann, wenn ich im Labor stand, auch mit Abstand am längsten gearbeitet. Ich glaube,

Ein intensives
Leben vor der
Familienphase

die Tatsache, dass ich vor meiner Familienphase intensiv viele Dinge getan habe, die man mit kleinen Kindern schlecht machen kann, hat mir später manches erleichtert, denn ich hatte nie das Gefühl, jetzt wegen ihnen viel zu verpassen.

Auf die erste folgte eine zweite Postdoc-Zeit in Berlin, die für meinen Mann, den ich in den USA kennengelernt und geheiratet hatte, gleichzeitig die Einstiegszeit in Deutschland bedeutete. Dies war die erste Kompromissentscheidung, denn ich habe ein Angebot auf eine attraktive Habilitationsstelle direkt im Anschluss an die Zeit in den USA abgesagt, weil es in Greifswald (1994, kurz nach der Wende) gewesen wäre. Mich hätte das nicht gestört, aber mein Mann, der zu dieser Zeit noch kein Wort Deutsch sprach, hätte dort als Musiker sicher große Schwierigkeiten gehabt, während Berlin für einen Künstler natürlich ein guter Ausgangspunkt war.

Zwei Jahre später folgte der Umzug ins Schwabenland, wo ich an der Universität Ulm eine Habilitationsstelle bekommen hatte. Ich trat die Stelle schwanger an (und durfte beim Umzug nur die leichten Kisten tragen ...!), doch mein neuer Chef fragte mich nur kurz, wie ich mir das vorstellen würde. Nachdem ich ihm versichert hatte, dass ich nicht vorhatte, wegen Kind oder Schwangerschaft länger auszufallen, war die Sache für ihn in Ordnung. Das war toll, so reagiert nicht jeder Vorgesetzte! Ich konnte auf dieser Stelle meine Themen frei wählen und knüpfte an einen Bereich an, mit dem ich bei meinem ersten Postdoc-Aufenthalt begonnen hatte.

Ein halbes Jahr später wurde unser erstes Kind geboren. Nach dem Mutterschutz (acht Wochen) ging ich wieder zur

Die erste Zeit
mit dem Baby
genießen

Arbeit. Mein Mann, der sich nach dem Umzug als freischaffender Musiker erst wieder neu etablieren musste, betreute tagsüber unseren Sohn. In dieser Zeit machte ich die Erfahrung, an meine Grenzen zu stoßen. Ansprüche und Realität mussten in dieser Situation neu justiert werden. Ich erinnere mich immer noch gerne an ein Paket von Birgit (Piechulla-Bahl), in dem sie mir Babykleidung schickte und mir schrieb, ich sollte es bloß nicht übertreiben und mir Zeit nehmen für diese wunderbare Zeit. Es war unglaublich motivierend, das von jemandem zu hören, der die gleiche Erfahrung gemacht hatte!

Ach ja, und dann das leidige Thema Kinderbetreuung. Gleich nach dem dritten Schwangerschaftsmonat hatten wir unser Kind in mehreren Krippen in Ulm angemeldet. Als wir endlich einen Platz bekamen, war unser Sohn Raymond ein Jahr und drei Monate alt, das heißt die Wartezeit betrug ein Jahr und neun Monate! Zum Glück hatten wir eine sehr gute Tagesmutter, mit der wir die Zeit überbrücken konnten. Endlich einen Krippenplatz zu haben, empfanden wir als große Erleichterung; die Einrichtung war sehr gut und verschaffte uns beiden jeden Tag Freiraum für unsere beruflichen Tätigkeiten. Bei den nachfolgenden Kindern erhält man dann einen „Geschwisterbonus“ und muss nicht mehr so lange warten.

Unsere Tochter Johanna kam etwa drei Jahre nach unserem Erstgeborenen auf die Welt, und noch einmal drei Jahre später folgte Benjamin. Drei Monate vor seiner Geburt habilitierte ich mich. Beides war nicht so dramatisch, viel entscheidender war just in dieser Zeit die Frage, ob die Universität Ulm noch einmal eine befristete Stelle für mich haben würde, wenn die jetzige ausgelaufen sein

würde. Nachdem die damalige Bundesforschungsministerin Bulmahn die 12-Jahres-Regelung eingeführt hatte, wurde die weitere Beschäftigung an der Universität für viele Wissenschaftler sehr schwierig. Nach einer unangenehm langen Zeit der Ungewissheit erhielt ich schließlich die Zusage für weitere zweimal drei Jahre. Diese Zeit habe ich von Anfang an als Weiterqualifikations- und Bewerbungszeit verstanden.

Um es kurz zu machen: Ich wurde in dieser Zeit auch durchaus häufig zu Berufungsinterviews eingeladen und schaffte es auch – fast – auf eine Professur. Zwei zweite Listenplätze waren die „Ausbeute“, aber da in beiden Fällen die Listenersten die Professur antraten, waren die Bewerbungen für mich am Ende leider doch nicht erfolgreich. „Zurück auf Los!“, könnte man sagen, aber dann war die Zeit in Ulm abgelaufen. Und ich war inzwischen in einem Alter, in dem man nicht mehr problemlos eine ganz neue Richtung einschlagen kann – im Gegenteil, man befindet sich eher in einer Sackgassen-Situation: einerseits hochqualifiziert (oder gar überqualifiziert), andererseits für viele andere Tätigkeiten zu alt, um sich umzuorientieren.

Nur Platz 2 ist
kein Erfolg

Ich hatte das Glück, kurz vor dem Ablauf meiner befristeten Stelle an der Universität Ulm als Wissenschaftskordinatorin an einem Institut der Max-Planck-Gesellschaft in Göttingen akzeptiert zu werden. Dieser Wechsel war schon ein Schnitt in meinem beruflichen Werdegang, brachte aber auch den Vorteil der wesentlich größeren persönlichen Freiheit mit sich, die ich erst allmählich so richtig zu schätzen lerne. Nicht zu unterschätzen ist bei einem solchen Wechsel, der auch einen Wechsel des Wohnortes und

Bundeslandes bedeutete, dass ich ihn nicht alleine vollzog, sondern dass fünf Menschen in einer neuen Stadt neu anfangen mussten!

Was ist nun „die Moral von der Geschichte“? Ich möchte hier zwei Dinge trennen. Das eine ist die Frage „Wissenschaft und Familie, vereinbar oder nicht?“, die ich ganz klar mit Ja beantwortete. Meiner Meinung nach wird in unserem Land der Wunsch, Beruf und Familie gleichzeitig anzustreben, immer noch sehr kritisch beäugt und gesellschaftlich und politisch immer noch viel zu schlecht unterstützt. Es fehlt schlicht die Einsicht, dass das etwas ganz Normales ist. Zum anderen mangelt es immer noch an staatlicher Unterstützung. Damit meine ich gar nicht in erster Linie Geld, sondern vielmehr die fehlende Infrastruktur: Kinderbetreuung, Ganztagschulen, Horte – Dinge, die in anderen Ländern selbstverständlich sind. Das setzt sich in den Schulen fort, wo man eigentlich immer ganz selbstverständlich davon ausgeht, dass ein Elternteil (natürlich die Mutter) zu jeder beliebigen Zeit während des Tages für Gespräche, Unterstützung von schulischen oder sozialen Aktivitäten und Veranstaltungen zur Verfügung steht.

Das zweite ist die wissenschaftliche Laufbahn an der Universität, die in meinem Fall bisher noch nicht, wie erwünscht, dort endete, wo sie idealerweise enden sollte, nämlich in einer Professur. Auch darüber könnte man lange reden, hier seien nur einige Stichworte genannt. Fatal ist die lange Ausbildungs- und Spezialisierungsphase, die nur ein Qualifizierungsziel kennt, eine Professur. Scheitert dies, so gibt es keine Alternativen, denn eine Ebene unter den Professoren

Mangelnde
gesellschaftliche
Akzeptanz

Alternativen
zur akademischen
Karriere?



existiert nicht (mehr), die wurde im Lauf der letzten 20 Jahre so gut wie abgeschafft. Die Einführung der Juniorprofessur mit dem Ziel, diese Qualifikationsphase stark zu verkürzen, war nett gedacht, aber es ist kaum zu schaffen, den Weg von der Postdoc-Zeit bis zu einer Professur in sechs Jahren erfolgreich zurückzulegen. Insofern würde ich meinen Doktorand(inn)en, die sich für eine akademische Laufbahn interessieren, nicht uneingeschränkt dazu raten. Zum einen sollten die Persönlichkeitsmerkmale Eigenständigkeit, Kreativität, Zielstrebigkeit, Flexibilität, gepaart mit einem gerüttelt Maß Selbstbewusstsein, früh erkennbar sein. Zum anderen sollte man spätestens nach der (ersten) Postdoc-Zeit sehr ernsthaft darüber nachdenken, ob dieser Weg weitergegangen werden kann oder ob man zu diesem Zeitpunkt vielleicht einen Abzweig, etwa in die Industrie oder eine Behörde, nimmt.

Doch welche Karriereentscheidung man trifft, sollte nicht von der Familienplanung abhängen und – umgekehrt – diese auch nicht beeinflussen. Das ist meine feste Überzeugung. Und je mehr Menschen diese Überzeugung

haben, umso normaler wird es auch, beides zu verwirklichen!

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - ein Partner, der bei allem, was die Kinder angeht, mitmachen kann und will
 - gute und zuverlässige Ganztagskinderbetreuung
 - liebe Bekannte, die die Kinder gerne mal nehmen
 - gesunde, aktive und eigenständige Kinder
 - vergleichsweise große Flexibilität am Arbeitsplatz, wie es an der Universität üblich ist
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**

Ich habe zwei Schwestern, jedoch war die Familiensituation klassisch: Beide Eltern hatten studiert, der Vater war niedergelassener Internist, meine Mutter gab ihre Tätigkeit als Mikrobiologin in Berlin-Buch nach der Geburt des zweiten Kindes auf. Einige Jahre später nahm sie eine Laborantentätigkeit in der Praxis meines Vaters auf.
3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen?**

Siehe oben im Haupttext.
4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**

nichts
5. **Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**

Das Grundproblem in Deutschland ist die mangelnde Akzeptanz für Familien, in denen beide Partner gleichberechtigt beruflich aktiv sind. Um diese Lebensführung zu ermöglichen, müsste die Infrastruktur dringend verbessert werden.

6. **Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?**

Ja, es gibt Beispiele dafür, aber nur wenige, weil das mindestens doppelte Kraft kostet!
7. **Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?**

Ich habe einen Partner, der völlig andere Zeiten für seine berufliche Tätigkeit braucht als ich (Musiker). Nach Absprache konnte ich so häufig wichtige Termine zu unkonventionellen Zeiten wahrnehmen oder zu Tagungen fahren.
8. **Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?**

Beide zu gleichen Teilen mit unterschiedlichen Schwerpunkten.
9. **Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?**

siehe Antwort 7
10. **Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibifunktion?**

Die Gleichstellungsarbeit trägt Früchte, aber nur sehr kleine, und sie kommen mit schmerzlicher Langsamkeit zum Tragen! Alles steht und fällt zudem mit dem jeweiligen Engagement.
11. **Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?**

Karriere und Familie müssen in einer vernünftigen Balance stehen, dann ist es für meinen Geschmack eine absolute Bereicherung (das ist natürlich sehr individuell, aber ich bin glücklich, beides machen zu können).

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1981–1987) Diplom-Biologie, Freie Universität Berlin und Universität Göttingen

Promotion (1987–1990) Universität Göttingen

Postdoc I (1991–1993) Yale University, New Haven, Connecticut, USA

Postdoc II (1994–1995) Freie Universität Berlin

Habilitation (1995–2002) Universität Ulm

Geburt Sohn Raymond, 1996 (zwei Monate nach der Geburt die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Tochter Johanna, 1999 (zwei Monate nach der Geburt die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Sohn Benjamin, 2002 (zwei Monate nach der Geburt die Arbeit wieder aufgenommen)

Hochschuldozentin (2002–2008) Universität Ulm

Apl. Professur (2008) Universität Ulm

Wissenschaftskoordinatorin (seit 2008) Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie, Göttingen

Improvisationen über Jacob Grimm

Prof. Dr. Ursula Götz

Im Wintersemester 1998/99 fiel die Klausur des Germanistischen Einführungsseminars an der Universität Bamberg schlechter aus als in den vorangegangenen Semestern. Das mag Zufall gewesen sein, man kann in diesem Klausurergebnis aber auch eine mittelbare Folge meines persönlichen Modells der Verbindung von Familie und Hochschulkarriere sehen:

Im November 1998 waren meine Söhne vier und fünf Jahre alt, ich war seit einem Jahr von meiner Stelle als wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bamberg beurlaubt, hatte aber einige Aufgaben an der Uni beibehalten. Dazu gehörte die Beteiligung an dem genannten Germanistischen Einführungsseminar, einem Seminar für Erstsemester, das ich zusammen mit einigen Kollegen konzipiert hatte und in dem jeder von uns zwei Sitzungen gestaltete. Im fraglichen Semester musste allerdings die



Reihenfolge der Sitzungen zweimal geändert werden, weil einer meiner Söhne jeweils gerade zu meinem Seminartermin krank geworden war. Unter den Studierenden hatte sich bald herumgesprochen, dass „Frau Götz ein krankes Kind hat“, und man ging davon aus, dass die Klausur in diesem Semester bestimmt keine sprachgeschichtliche Frage enthalten würde, damit Frau Götz sich der Pflege dieses Kindes widmen könne. Das war natürlich ein Fehlschluss. Klausurfragen lassen sich auch im Wartezimmer beim Kinderarzt konzipieren, und korrigieren kann man auch nachts, wenn die Kinder schlafen. Und so führten die Kinderkrankheiten meiner Söhne zu sehr vielen erkennbar improvisierten Klausurantworten über Jacob Grimms Verdienste um die germanistische Sprachwissenschaft.

Die geschilderte Situation ist relativ typisch für die Zeit, als meine Kinder noch jünger waren. Die Entscheidung für eine Familie hatten mein Mann und ich mit Ende zwanzig bewusst getroffen, über die genaue Ausgestaltung des „Projekts“ hatten wir uns allerdings noch keine allzu konkreten Gedanken gemacht. Nach der Geburt unseres ersten Sohnes wurde uns relativ bald klar, dass einerseits keiner von uns langfristig seinen Beruf aufgeben wollte, dass wir aber andererseits unsere Kinder selbst betreuen wollten. Die Anstellung einer Kinderfrau oder die Betreuung der Kinder in der Krippe konnten wir uns für uns bzw. unsere Kinder nicht vorstellen. Großeltern am Ort hatten wir nie, wir mussten uns also bis zum Beginn der Kindergartenzeit (zur damaligen Zeit in Bayern also mit drei Jahren) ganztags, danach zumindest nachmittags, am Wochenende und in den Ferien selbst um die Kinder kümmern. Die Situation

wurde noch dadurch kompliziert, dass ich an der Universität Bamberg angestellt war, mein Mann dagegen eine Stelle in Bonn hatte, und zwar eine „normale“ Stelle – ohne die Möglichkeit, zu Hause zu arbeiten, dafür mit vielen Dienstreisen und Überstunden.

Wir haben dieses Problem gelöst, indem wir uns die ersten acht Jahre nach der Geburt unseres ältesten Sohnes abwechselnd ganz beurlauben ließen. Damit war immer jemand bei den Kindern zu Hause, gleichzeitig mussten wir aber unsere jeweilige Stelle nicht endgültig aufgeben. Möglich wurde dieser Wechsel zwischen Beurlaubung und Berufstätigkeit durch offene und verständnisvolle Chefs, die unser Modell von Beruf und Familie mittragen (obwohl die jeweiligen Personalabteilungen darauf mehr als verwundert reagierten) und die Kindererziehungszeiten auch nicht als Zeichen fehlender Motivation im Beruf auffassten. Hier hatten wir sicher auch einfach Glück mit unseren jeweiligen Chefs. Gleichzeitig ist mein Mann nach wie vor einer der ganz wenigen Männer, die ich kenne, die nicht nur darüber geredet haben, wie gerne sie „eigentlich“ Erziehungsurlaub nähmen, sondern der es auch wirklich – über ein paar Alibiwochen hinaus – getan hat.

Verständnis-
volle Chefs

Privat fördert ein solcher Rollenwechsel das gegenseitige Verständnis – jeder weiß dann aus eigener Erfahrung, dass sowohl die berufliche Arbeit außer Haus als auch die Tage mit den Kindern anstrengend und aufreibend sind, und hat keinen Grund, den Partner um die jeweils andere Tätigkeit zu beneiden. Allerdings gestaltet sich dieses Modell etwas anders, wenn einer der Partner – in unserem Fall also ich – eine Hochschulkarriere eingeschlagen hat.

Das Gute an einer (geistes)wissenschaftlichen Tätigkeit ist, dass man nicht an feste Bürozeiten und -räume gebunden ist. Immer, wenn die Kinder schlafen, im Kindergarten oder in der Schule sind, kann man am Schreibtisch arbeiten. Gleichzeitig bedeutet eine solche Arbeitssituation aber auch, dass man nie wirklich fertig ist, weil man eigentlich immer noch einen Aufsatz lesen, eine Rezension schreiben, eine Quelle auswerten etc. kann. Und das habe ich, so oft und so gut es ging, auch gemacht. Ausschlaggebend für dieses Engagement war dabei wohl vor allem das Interesse an der Sache und die persönliche Eingebundenheit in bestimmte Projekte (wie das oben angesprochene Seminar).

Natürlich muss man als junge Wissenschaftlerin darauf achten, dass die Publikationsliste nicht noch kürzer ausfällt als die aufgrund der Beurlaubungszeiten sowieso ziemlich kurze Liste der Lehrveranstaltungen. Und das Bewusstsein, dass eine wissenschaftliche Karriere auch scheitern kann, dass die vielen Jahre auf befristeten Stellen nicht zwangsläufig in die Übernahme einer Professur münden, verlässt einen auch in den Zeiten der Kinderbetreuung nicht. Doch wer würde sich allein aus Zielstrebigkeit oder Ehrgeiz morgens um 3:30 Uhr an den Schreibtisch setzen? Dagegen kann die Frage nach der Herkunft oder Verwendung von Verben wie *lächeln*, *hecheln*, *heucheln*, *hebeln*, *nageln*, *drosseln* etc. oder nach der Funktion von Tempusformen wie *ich hatte gefunden gehabt* bei Thomas Bernhard oder *ich habe gewußt gehabt* bei Hermann Kant eine Linguistin durchaus so sehr beschäftigen, dass sie bereit ist, zu ihrer Klärung den Wecker etwas früher zu stellen oder sich nach dem Stillen einfach nicht wieder hinzulegen.



Für meinen Mann bedeutete das, dass er immer viel mehr als „seine Hälfte“ der Hausarbeit und der Kinderbetreuung übernehmen musste, da ich – ob beurlaubt oder nicht – auch abends und am Wochenende mehr Zeit am Schreibtisch als in der Küche, im Wäschekeller oder im Kinderzimmer verbrachte. Da saß ich auch, wenn die Kinder wohl versorgt im Bett, in der Schule oder zu Besuch bei den Großeltern waren, es gab also auch kaum Zeit für gemeinsame Unternehmungen. Mein Mann hat meine Berufswahl also nicht nur „mitgetragen“, er hat sie vielmehr in allen Konsequenzen ertragen und hat dabei vor allem dafür gesorgt, dass die Kinder wenig von den Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Beruf und Familie mitbekommen

**Hausarbeit und
Kinderbetreuung
durch meinen
Mann**

haben. Zwar haben wir nur sehr wenig zu viert unternommen (denn wenn nur einer mit den Kindern über die Felder zieht, sie zum Fußballturnier oder zum Kindergartenfest begleitet oder mit ihnen die Großeltern besucht, dann kann der andere währenddessen etwas erledigen oder eben am Schreibtisch arbeiten), doch da sie es nicht anders kannten, haben die Kinder diese Unternehmungen zu viert wohl nicht vermisst. So klingen die Statements, die ich meinen Söhnen zur Frage „Familie und Hochschulkarriere“ (oder konkreter: „Wie ist das eigentlich, wenn die Mutter Professorin werden will?“) entlocken konnte, doch ziemlich unbeeindruckt.

Roland (15 Jahre): *„Ist doch egal, ob die Mutter im Arbeitszimmer ist und keine Zeit hat oder als Verkäuferin arbeitet und nicht da ist!“*

Martin (17 Jahre): *„In unserem Alter jetzt ist es doch sowieso egal. Wie es früher war, als wir kleiner waren, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich nicht schlimm, sonst wüssten wir es wahrscheinlich noch.“*

Mit zwei Söhnen im Alter von 15 und 17 Jahren hat sich die Lage inzwischen tatsächlich entspannt. Mein Mann ist schon seit Jahren wieder ganztags berufstätig, allmählich hat er wenigstens gelegentlich auch ein paar Stunden ohne familiäre Verpflichtungen, ich selbst bin seit drei Jahren Professorin für Historische Linguistik (auf einer ganzen Stelle!). Damit erscheint eine erste rückblickende Bewertung des Projekts „Familie und Hochschulkarriere“ möglich.

Wahrscheinlich haben wir uns das Leben mit dem weitgehenden Verzicht auf die Betreuung der Kinder durch Babysitter, Tagesmutter oder Kinderfrau, Krippe oder Hort unnötig schwer gemacht. Doch wie genau das Verhältnis von Familien- und Fremdbetreuung sein kann oder muss, ist einfach schwer abzuschätzen – nicht einmal im Nachhinein, und erst recht nicht, wenn man das erste Mal mit der Verantwortung für ein Kind konfrontiert ist. Je häufiger, besser und damit „normaler“ die außerfamiliäre Betreuung von Kindern in der Krippe, im Kindergarten oder in der Ganztagschule wird, desto leichter dürfte jungen Eltern diese Entscheidung fallen. Die grundsätzliche Schwierigkeit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie bleibt davon aber wohl doch unberührt.

**Außerfamiliäre
Betreuung von
Kindern**

Insofern haben Familie und Hochschulkarriere für mich eine entscheidende Gemeinsamkeit. Auf beides hätte ich mich nie eingelassen, wenn ich gewusst bzw. verstanden hätte, was da auf mich zukommt. Dass ich es nicht wusste und deshalb sogar eine Kombination von beidem gewagt habe, hat für meinen Mann und mich viele sehr, sehr anstrengende Jahre bedeutet, die zudem immer von der Frage begleitet waren, ob der eingeschlagene Weg jemals zu einem glücklichen und erfolgreichen Ende führen würde. Es ist schwer vorstellbar, wie wir uns fühlen würden, wenn das Projekt anders ausgegangen wäre. So, wie die Dinge nun liegen, kann ich dagegen nur glücklich und dankbar sein. Ich habe den schönsten Beruf, den ich mir vorstellen kann, und dazu meine drei Männer, die mir immer wieder vor Augen führen, wie viel Schönes es auch sonst noch gibt im Leben!

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die 5 wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - die unbedingte Unterstützung durch meinen Mann
 - ausgesprochen familienfreundlicher Chef
 - Verzicht auf persönliche Freizeit
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**
 - Es gab keine besonderen Vorbilder.
 - Meine Eltern waren beide berufstätig, allerdings selbstständig und zu Hause tätig. Das heißt, es war immer jemand im Haus, obwohl eigentlich nie jemand Zeit für uns Kinder hatte.
3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen?**
Fürs Studium? Für die Lebensplanung?
 Nein. Jeder Fall ist anders, und jeder geht anders mit Kindern und Partnerschaft um.
4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**
 Wenn ich gewusst hätte, wie aufreibend die Vereinbarung von Kindern und Hochschulkarriere ist, hätte ich mich nicht darauf eingelassen; aber im Einzelnen bin ich eher zufrieden mit unseren Lösungen.
5. **Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**
 Unser Schulsystem sollte von der reinen Halbtagschule auf ein vernünftiges Ganztagskonzept umgestellt werden.
6. **Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?**
 Nur *mit* Kindern. Wenn man wartet, bis man in einer Führungsposition ist, dürfte es in den meisten Fällen zu spät für Kinder sein.

7. **Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?**
 Wie alles andere. Solange die Kinder klein waren, waren mein Mann oder ich zu Hause, danach haben wir improvisiert (Freunde, Nachbarn etc.).
8. **Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?**
 Beide
9. **Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?**
 Solange die Kinder klein waren, war immer jemand zu Hause. In den Jahren, als mein Mann und ich beide wieder berufstätig waren, waren die Kinder Gott sei Dank nicht mehr so oft krank. Hin und wieder habe ich einen Termin verschoben, getauscht oder auch abgesagt. Gelegentlich sprangen die Großeltern ein.
10. **Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?**
 Hilfreich (in meinem Fall durch den Hinweis auf das HSP-Stipendienprogramm, in dessen Rahmen Stipendien für Doktorandinnen und Postdoktorandinnen vergeben wurden).
11. **Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?**
 Für die Kinder weder Einschränkung noch Bereicherung. Mein Mann sieht meine Berufstätigkeit eher als Bereicherung an, obwohl er dadurch (meiner Meinung nach) unwahrscheinlich viele Einschränkungen (seiner persönlichen Freizeit etc.) in Kauf nehmen musste.

Beruflicher Werdegang und Familienzuwachs

Studium (1981–1987) Germanistik und Politikwissenschaft, Universität Regensburg und Universität Bamberg

Promotion (1990) Deutsche Sprachwissenschaft, Universität Bamberg

Geburt Sohn Martin, 1993 (Erziehungsurlaub bis März 1995)

Geburt Sohn Roland, 1994 (Erziehungsurlaub bis März 1995 und Sonderurlaub von Oktober 1997–Oktober 1999)

Habilitation (2002) Universität Bamberg

Professur (seit 2006) Universität Rostock, Professur für Historische Linguistik

Zweimal Wageningen und zurück: eine Doppelkarriere

PD Dr. Bettina Hause

In der Zeit von 1979 bis 1984 habe ich an der Martin-Luther-Universität in Halle Biochemie mit der Spezialisierung Pflanzenbiochemie studiert. Diese Studienrichtung war seit der Gymnasialstufe mein Wunsch, und ich war sehr glücklich, dieses Fach studieren zu dürfen. Das war nicht selbstverständlich, denn es gab nur 20 Studienplätze mit der Ausrichtung auf Pflanzenbiochemie pro Jahr für die gesamte DDR und wir, meine Familie und ich, passten nicht so ganz nicht ins politische Schema dieser Zeit. Dementsprechend motiviert stürzte ich mich in dieses Studium; die Regelstudienzeit von zehn Semestern war in der DDR keine Option, sondern Pflicht. Aber nicht nur, dass dieses Studium für mich wirklich das richtige war, während des Studiums lernte ich auch meinen Mann Gerd kennen, der im selben Semester Biologie studierte. Von da an gingen wir denselben Weg.

Nach dem 8. Semester begannen wir beide mit einem sogenannten Forschungsstudium, das es uns ermöglichte,



unsere Arbeiten aus der Diplomarbeit (9. und 10. Semester) direkt in die Doktorandenzeit zu übernehmen. Meine Spezialisierung war hierbei die Pflanzenbiochemie, Gerd's Fokus lag in der Pflanzengenetik. Auch nach unserer Promotion (1987 beziehungsweise 1988) blieben wir als befristete wissenschaftliche Mitarbeiter an der MLU Halle tätig. Allerdings hatte sich unser Leben inzwischen gewaltig verändert: Im Juli 1987 wurde unser erster Sohn Stephan geboren. Wie man aus den Daten entnehmen kann, „rankte“ sich meine Promotion um Stephans Geburt. Einen großen Teil der Monate der Schwangerschaft – als Laborarbeit nur limitiert erlaubt war – nutzte ich zum Schreiben der Promotionschrift. Im Mai 1987 reichte ich meine Arbeit ein, Stephan kam im Juli auf die Welt, und im Oktober, als die Gutachten dann da waren, konnte ich meine Arbeit verteidigen. Danach blieb ich noch für zehn weitere Monate zu Hause, konnte dann aber dank eines Kindergartenplatzes meine Tätigkeit in der Pflanzenbiochemie wieder aufnehmen. Vor Ablauf der befristeten Stelle wechselte ich im März 1989 an das Institut für Biochemie der Pflanzen in Halle, das zur Akademie der Wissenschaften der DDR gehörte; Gerd blieb mit einem Stipendium an der Universität.

Die Zeit des Herbstes 1989 und danach war überaus spannend, es änderte sich viel für unsere kleine Familie: Gerd und ich, wir hatten endlich die Möglichkeit, eine Postdoc-Stelle im Ausland anzutreten. Als wir das Angebot erhielten, gemeinsam an die Landbouuniversiteit („Landbau-Universität“) Wageningen zu gehen, überlegten wir nicht lange und zogen im Januar 1991 mit unserem dreijährigen Stephan in die Niederlande. Die Wageninge Kol-

Meine Promotion
und Stephans
Geburt



legen waren uns dabei sehr behilflich: Eine Wohnung und vor allem einen Kindergartenplatz für Stephan standen von Beginn an für uns bereit. Gerd und ich konnten dort am Institut für Pflanzenzytologie und -Morphologie im selben Projekt arbeiten – das war für uns eine großartige Zeit! Gerd hatte eine ganze Stelle und ich eine halbe. Dabei muss man sagen, dass eine „halbe Stelle“ wirklich eine Halbtagsstelle war, also vier Stunden pro Tag. Die Arbeit in einem Projekt erlaubte es, unsere Arbeitszeit ganz flexibel – je nach (Versuchs-)Bedarf – einzuteilen.

Und diese Flexibilität konnten wir sehr gut gebrauchen, denn im Juli 1991 wurde unser zweiter Sohn Matthias in Wageningen geboren. Zwölf Wochen nach seiner Geburt arbeitete ich wieder, Stephan war bereits in der Schule (in den Niederlanden wird mit vier Jahren eingeschult!), und für Matthias hatten wir erst eine Tagesmutter und dann einen der wenigen Wageninge Halbtags-Kindergartenplätze. Daher war es enorm hilfreich, dass immer einer

von uns am Nachmittag zu Hause sein konnte. Es war eine perfekte Art der Teilzeitbeschäftigung, die ganz flexibel für beide Eltern galt. Selbst wenn einmal eines der Kinder krank war, konnte einer von uns Eltern notfalls die erforderlichen, offiziellen 12 Arbeitstunden pro Tag allein aufbringen. Das hat unsere Forschungseffektivität nicht verringert, sondern sogar eher noch verstärkt, denn wir konnten die Ergebnisse des dreijährigen Arbeitsaufenthaltes in Wageningen gut publizieren und zudem zu einer gemeinsamen Promotion nutzen: 1996 promovierten mein Mann und ich an der Universität Wageningen ein zweites Mal.

**Die flexible Art
der Teilzeit-
beschäftigung**

1994 hieß es für die nun vierköpfige Familie wieder nach Deutschland zurückziehen. Ich bekam eine Postdoc-Stelle in der Abteilung Hormonforschung am Institut für Pflanzenbiochemie in Halle („Blaue-Liste-Institut“, jetzt Leibniz-Gemeinschaft, hervorgegangen aus dem Institut für Biochemie der Pflanzen der Akademie der Wissenschaften der DDR – man beachte die fast übersehbare Namensänderung) und Gerd konnte wieder am Institut für Genetik der Universität Halle arbeiten. Wir hatten beide eine volle Stelle.

Jetzt war der Organisationsaufwand im täglichen Leben größer, aber dank Kindergarten mit großzügigen Öffnungszeiten (von 6:00 bis 18:00 Uhr, die man aber nicht unbedingt ausnutzen wollte) sowie Hortbetreuung in der Grundschule (bis 17:00 Uhr) und – nicht zu vergessen – einem Arbeitsgruppenleiter mit viel Verständnis für Mütter, ließ sich alles meistern. In der Regel waren die Wochentage zwischen uns aufgeteilt: Wer länger arbeiten wollte oder musste, brachte die Kinder am Morgen in Schule und Kin-

dergarten (gegen 7 Uhr), der andere fing mit der Arbeit früher an (5 oder 6 Uhr) und holte sie dafür am Nachmittag (spätestens 17 Uhr) ab. Für jeden von uns bedeutete das zwei Tage „Frühdienst“ und zwei Tage „Spätdienst“, der fünfte Tag der Woche wurde je „nach Bedarf“ gestaltet.

Die Wochenenden galten aber ganz den Kindern, die trotz dieser Einteilung schon frühzeitig Selbstständigkeit beweisen mussten. Um unsere Arbeitstage etwas zu entspannen, holte unser ältester Sohn Stephan schon zu Grundschulzeiten seinen kleinen Bruder vom benachbarten Kindergarten ab. Die beiden waren dann schon zu Hause, wenn einer von den Eltern kam. Dass das funktionierte, ist wesentlich dem Naturell unseres Erstgeborenen zu verdanken: Er war schon immer sehr besonnen, ruhig und fühlte sich von Anfang an für seinen jüngeren Bruder verantwortlich. Komplizierter wurde es für uns bei mehrtägigen Tagungen außerhalb von Halle, die in unser beider Interessengebiet fielen. Dann musste eine der Omas, die beide leider nicht in Halle wohnten, einspringen und sich um die Enkel kümmern.

**Kinder und
deren Selbst-
ständigkeit**

Aber im Endeffekt hat alles gut funktioniert – ich wurde bereits 1998 Arbeitsgruppenleiterin am Institut für Pflanzenbiochemie, wechselte 1999 in die Abteilung Sekundärstoffwechsel und habe im Jahr 2004 habilitiert. Die damit verbundene *Venia legendi* habe ich für das Fach Biochemie erhalten. Meine Arbeitsgruppe „Jasmonatfunktion & Mykorrhiza“ besteht derzeit aus zwölf Mitarbeitern (Praktikanten, Bachelor-Studenten, Diplomanden, Doktoranden, Postdocs und technische Assistenten). Ich halte Vorlesungen an der Martin-Luther-Universität und gebe dort auch



praktische Kurse zur Mikroskopie. Mein Mann ist seit 1998 am Biozentrum der MLU Halle Leiter der Abteilung „Bildgebende Verfahren“. Und was machen unsere Söhne? Sie sind inzwischen erwachsen und gehen ihre eigenen Wege: Stephan studiert seit 2006 Medizin an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, und Matthias hat 2009 sein Abitur gemacht, ist jetzt im Zivildienst und möchte ab Oktober 2010 Jura studieren.

Rückblickend kann ich feststellen, dass unsere Laufbahnen als Wissenschaftler von einer guten Arbeitseffektivität, einer optimalen Arbeitsteilung in Kindererziehung und Haushalt sowie viel Verständnis für die Arbeit des Partners geprägt waren. Dazu kamen gute Rahmenbedingungen, wie Arbeitsstellen am gleichen Ort, die Verfügbarkeit von Kinderbetreuung, flexible Arbeitszeiten und in Phasen, als

die Kinder viel Betreuung brauchten, verständnisvolle Chefs. Und nicht zuletzt viel Glück, dies alles zu finden.

Ehemann Gerd:

Ich habe Probleme mit dem Begriff „Karrierefrau“, da er in mir negative Assoziationen (egoistisch, rücksichtslos) weckt. Wenn damit aber Frauen gemeint sind, die zielstrebig, effektiv und fleißig arbeiten, sind Karrierefrauen sicher eine Bereicherung – sowohl für die Gesellschaft als auch für eine intakte Beziehung. Ich kann mir nicht vorstellen, mit einer nicht berufstätigen Frau zu leben (vielleicht auch, weil meine Mutter als Lehrerin mit drei Kindern voll gearbeitet hat). Nicht nur ich, sondern auch unsere Söhne sind stolz auf ihre Mutter, die beruflich sehr engagiert und erfolgreich ist.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - verfügbare Kindergarten- und Hortplätze
 - Arbeitsteilung mit Ehepartner in Haushalt und Kindererziehung
 - gemeinschaftliche Organisation des Familienalltags
 - verständnisvolle Chefs, die flexible Arbeitszeiten ermöglichen
 - konzentrierte Ausnutzung der Arbeitszeit (mit fast schon „unsozialem“ Verhalten gegenüber den Kollegen, da wir uns selten Zeit für „Kaffeeklatsch“ nahmen)
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familiensituation in Ihrem Elternhaus?**

Ich hatte ein „Negativ-Vorbild“: Meine Mutter hatte studiert (Musikwissenschaft), ist aber mit meinem Vater (Mediziner) in

eine Region gezogen, in der sie ihren Beruf nie ausüben konnte und hat sich dementsprechend Kindererziehung und Haushalt gewidmet. Das führte in Zeiten, in denen keine Kinder mehr im Haushalt zu versorgen waren, zu einer gewissen Unzufriedenheit. Dies war für mich Mahnung, möglichst nie meinen Beruf aufzugeben.

3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**
Studium und gegebenenfalls Promotion so zielstrebig und zeiteffizient wie möglich durchführen. Kinder in der Familienplanung nicht zu lange hinausschieben!
4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**
nichts
5. **Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**
Es sollte bei uns mehr Möglichkeiten zur Teilzeitbeschäftigung geben, für beide Eltern und auch in der Wissenschaft.
Wichtig wäre eine bessere Akzeptanz für Familien mit Kindern.
6. **Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?**
Wenn Betreuungsmöglichkeiten gegeben sind (Kindergarten, Tagesmütter, Familie), ist es meiner Meinung nach besser, bereits mit Kindern in Führungspositionen einzusteigen. Der Einschnitt, den Kinder bedeuten, wird immer größer, je später er kommt!
7. **Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?**
Aufteilung der Kinderbetreuung mit Ehepartner (siehe Text)
8. **Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?**
beide zu gleichen Teilen
9. **Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?**
Unsere Kinder waren selten krank (nur die üblichen Kinderkrankheiten), diese Zeiten ließen sich in der Regel überbrücken (versetzte Arbeitszeiten), manchmal wurde eine Oma zur Hilfe gerufen.

10. **Überbrückung der Schulferien – wie kann das gestaltet werden?**

Kinder bei Großeltern oder Verwandten, Familienurlaub, Ferienangebote durch Schulen

11. **Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?**

Diese Funktion sollte in „Familienbeauftragte“ umbenannt und umfunktioniert werden – denn was unterscheidet eine alleinstehende und kinderlose Kollegin von einem alleinstehenden und kinderlosen Kollegen? Wesentliche Veränderungen im Lebenslauf entstehen doch erst durch Kinder, und da bleibt es gleich, wer von den Eltern sich um sie kümmert!

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1979–1984) Universität Halle

Promotion (1984–1987) Universität Halle

Geburt Sohn Stephan, 1987 (14 Monate „Babyjahr“)

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (1989–1990) Institut für Biochemie der Pflanzen, Halle

Auslandsaufenthalt (1991–1993) Universität Wageningen, Niederlande

Geburt Sohn Matthias, 1991 (nach drei Monaten wieder die Arbeit aufgenommen)

2. Promotion 1996 an der Universität Wageningen, Niederlande
Wissenschaftliche Mitarbeiterin (1994–1998) Institut für Pflanzenbiochemie, Halle

Arbeitsgruppenleiterin (seit 1998) Institut für Pflanzenbiochemie, Halle

Habilitation 2004, Lehre an der Universität Halle

Kinder und Karriere – ein Spagat, der zu meistern ist

Prof. Dr. Patricia Holm

Kaum hatte ich mein Studium der Biologie und Sportwissenschaften an der Universität Heidelberg aufgenommen und die ersten spannenden Vorlesungen besucht, stand mein Berufswunsch fest: Uni-Professorin, ja, das wollte ich werden. Dabei faszinierte mich vor allem die tiefgehende Auseinandersetzung mit dem



Fach und die Vermittlung an junge, interessierte Erwachsene – die Forschung rückte erst später in mein Bewusstsein. Als wichtigste persönliche Eigenschaften, damit aus dem Berufswunsch auch Realität wird, würde ich einen festen Willen und gute Selbstdisziplin nennen. Daneben braucht es die richtige Prise Glück, Förderer und Freunde gleichermaßen – doch dazu später.

Mein Studium absolvierte ich also mit viel Begeisterung, und, zum Leidwesen meiner Eltern, mit wenigen Ambitionen, eine Familie zu gründen. Doch die Natur setzt sich ja gegen alle möglichen Widerstände durch ... Meinen

zukünftigen Mann lernte ich gegen Ende meines Studiums kennen, auch er studierte Biologie. Die Fortsetzung meiner Karriere mit einer Doktorarbeit stand nie zur Diskussion. Als die drei Jahre für die Doktorarbeit fast um waren, wurde ich schwanger, und mein Mann saß am Abschluss seiner Diplomarbeit. Glücklicherweise verlief die Schwangerschaft problemlos. Mit meinem Doktorvater hatte ich bereits abgesprochen, dass ich die Phase des Zusammenschreibens auf das Ende der Doktorandenzeit legen würde, um alle praktischen Arbeiten vorher abzuschließen. Mein Sohn verhielt sich ausgesprochen kooperativ: Zwei Wochen nach dem errechneten Geburtstermin und einen halben Tag nach Abschluss der Arbeiten im Labor setzten die Wehen ein.

Mit dem Kind auf dem Schoß, einer Computertastatur und Bergen von Literatur um mich herum wurde mir zum einzigen Mal etwas bange: Lässt sich so eine akademische Karriere bewältigen? Mein Mann wollte ebenfalls eine Dok-

Häuslich nieder-
lassen oder ins
Ausland?

torarbeit schreiben, wir hatten beide ein Angebot von einer anderen Uni, in einer anderen Stadt, ohne Netzwerk, ohne Verwandtschaft in der Nähe. Ich entschloss mich, zunächst für eine einjährige Übergangsphase in einem Bioconsulting-Büro zu arbeiten, mit einer 50-Prozent-Anstellung. Dort hatte ich bereits während meines Studiums und während der Doktorarbeit nebenher meine Brötchen verdient. Ein Jahr später, das familiäre Zusammenleben und die teilweise Betreuung des Sohnes durch eine Tagesmutter hatten sich gut eingespield, bekamen wir wiederum beide Stellenangebote von derselben Arbeitsgruppe an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Nun lautete die Frage

also: „Setzen wir uns endgültig in Heidelberg fest oder gehen wir noch mal ‚richtig‘ ins Ausland?“

Keine schwere Entscheidung für zwei leidenschaftliche Biologen mit der Aussicht in einem führenden Labor zu arbeiten: Natürlich wählten wir die zweite Option. Doch die Schweizer wollten uns gar nicht einreisen lassen, ohne dass wir nachweisen konnten, dass wir eine Betreuungsmöglichkeit für unseren Sohn organisiert hatten. Zum Glück fanden wir auch hier schnell wieder eine liebe und recht flexible Tagesmutter, die sich unseres Sohnes annahm. In dem sehr kompetitiven wissenschaftlichen Umfeld war die Verfolgung unserer akademischen Karrierepläne jedoch nicht ganz so einfach: Einmal war etwa eine mehrtägige Forschungsklausur mit der ganzen Arbeitsgruppe angesagt, und als ich bat, unseren Sohn mitnehmen zu dürfen, wurde das abschlägig beschieden. Tenor: „Da könnte ja jeder kommen und seinen Hund oder seine Katze mitbringen wollen.“ Die Tagesmutter half, manchmal kam auch eine Oma aus dem fernen Norden angereist.

Nach zwei Jahren als Postdoc verließ ich die Gruppe und trat eine Stelle an der Universität Bern an. Das Institut dort beschäftigte sich interdisziplinär mit allgemein-ökologischen Aspekten, und es entsprach viel mehr meinen Vorstellungen als der Elfenbeinturm der Wissenschaft, den ich zwei Jahre in Zürich erlebt hatte. Bei meinem Stellenantritt hatte ich das zentrale und prä-

Schwanger kurz
vor Arbeitsantritt

gende Erlebnis: Ich war in der Zeit zwischen Vorstellungsgespräch und erstem Arbeitstag in Bern schwanger geworden. Mit weichen Knien eröffnete ich also meiner neuen Chefin die Situation. Das ist sicher der Albtraum jeder karrierewilligen Mutter. Die Reaktion meiner Vorge-

setzten? Sie lachte, es sei ihr bei ihrer dritten Schwangerschaft genauso gegangen! Das Eis war gebrochen, überflüssig zu sagen, dass ich mich mit vollen Kräften engagierte und wiederum bis zum Einsetzen der Wehen arbeitete. Die damals kurze Zeit des Mutterschutzes (sechs Wochen) überbrückte ich dank elektronischer Medien und mithilfe eines kooperativen Teams. Nie war ich „weg vom Fenster“, und konnte meine Aufgaben daher rasch wieder übernehmen.

Und was war mit der Familie in dieser Zeit? Mein Mann steckte noch voll in seiner Doktorarbeit, entlastete mich aber trotzdem, wann immer er konnte, und griff mir unter die Arme, wenn es nötig war. Es gab nie Diskussionen darüber. Für die Kinder hatten wir zwischenzeitlich ein Au-pair-Mädchen. Besonders die erste junge Frau engagierte sich so einzigartig, dass wir ihr mit allem Vertrauen die Kinder überlassen konnten und auch Konferenzen oder sonstige außerordentliche berufliche Verpflichtungen problemlos zu meistern waren.

Unsere Glückssträhne mit den Au-pairs setzte sich leider nicht fort: Mit der Geburt unserer Tochter wurde unsere Wohnung definitiv zu klein, und wir suchten uns eine Wohnung auf halbem Weg zwischen den Arbeitsorten. Kaum dort angekommen, verließ uns das seinerzeitige Au-pair unangekündigt, gewissermaßen über Nacht. Da standen wir also, mit zwei kleinen Kindern, in einem

Von Au-pairs und
Tagesmüttern

fremden Ort, wo wir noch niemanden kannten, und hatten einen Kalender voller Termine. Ich lief von Pontius zu Pilatus, um jemanden als Tagesmutter zu gewinnen. Glücklicherweise fanden wir bald eine liebenswürdige und flexible Frau mit einem großen Herz für unsere Kinder.

In diese Zeit fiel die wohl größte berufliche Belastung: Ich hatte eine volle Stelle in Bern, eine halbe Zugstunde vom Wohnort entfernt, war dabei, in einem Labor an einem anderen Institut eine Forschungsgruppe aufzubauen und zahlreiche Projekte durchzuführen, um mich damit zu habilitieren, und gab an einem dritten Institut derselben Uni Vorlesungen, damit ich auch den Lehranteil für meine Habilitation ausweisen konnte. Einem günstigen Umstand ist es zu verdanken, dass sich mein Mann während dieser Zeit noch stärker als zuvor den Kindern widmen konnte. Er hatte die Hochschule verlassen und war dabei, seine eigene Firma aufzubauen. Zwar war er damit auch sehr eingespannt, doch zeitlich flexibler als ich. Oft saß eines der Kinder auf seinem Schoß, wenn er beim Programmieren oder Telefonieren war. Ohne ihn und das Entgegenkommen und das Vertrauen aller meiner Vorgesetzten wäre diese Herkulesaufgabe nicht zu bewältigen gewesen.

In diesen Jahren verbrachte ich zudem sechs Wochen als Gastforscherin in einem Labor in den USA. Das Familienmanagement hing in dieser Zeit natürlich ganz an meinem Mann, wenn auch Mutter und Schwiegermutter zeitweise zu seiner Unterstützung anreisten. Eine so lange Trennung von der Familie warf für mich schon Fragen auf, und ich vermisste sie alle sehr. Besonders ein Telefonat ist mir in Erinnerung. Ich sprach mit meiner damals sechs Jahre alten Tochter, und sie flötete vergnügt ins Telefon: „Mama, ich vermisse dich überhaupt nicht.“ Vermutlich wollte sie mir einfach sagen, dass es auch ohne mich prima lief, doch für mich war es ein schwerer Schlag.

Mama, ich vermisse dich überhaupt nicht!



Als die Kinder dann in den Kindergarten und später in die Schule kamen, versuchte ich, jeweils am Mittwochnachmittag (an dem die Kinder in der Schweiz keinen Unterricht haben) zu Hause zu arbeiten. Das ist der große Vorteil der akademischen Karriere: Das Schreiben von Manuskripten oder Forschungsgesuchen lässt sich genauso gut daheim, am Abend oder am Wochenende erledigen – vorausgesetzt, Arbeitgeber und Familie gestehen es einem zu.

Noch bevor die Habilitation abgeschlossen war, erhielt ich ein Jobangebot vom Forschungsinstitut meiner Träume. Ich wurde damit betraut, ein über fünf Jahre laufendes Forschungsprojekt zum Fischrückgang in der Schweiz zu leiten, und hatte damit 77 Einzelprojekte mit mehr als 100 Personen zu koordinieren. Daneben führte ich auch eigene Forschungsprojekte durch. Diese sehr inter- und transdisziplinäre Aufgabe barg allerdings auch das Risiko, dass ich

mich damit von der notwendigen Profilierung für eine konventionelle, disziplinäre Professur entfernte. Eine ausschließliche Konzentration auf eigene Forschung und das entsprechende Publizieren waren unter diesen Umständen natürlich nicht möglich. Ich nahm es in Kauf, es machte einfach zu viel Freude und war sehr erfüllend. Leider bewahrheiteten sich meine Ahnungen: Als sich das Projekt seinem Ende näherte, wurde eine neue Professur geschaffen, mit der das fortgesetzt werden sollte (so war es auch im Stellenprofil beschrieben), was ich aufgebaut hatte. Doch die Stelle wurde dann doch ausschliesslich nach der Zahl klassischer, disziplinärer Publikationen vergeben. Eine Enttäuschung für mich!

Hatte diese Niederlage etwas mit meiner Doppelfunktion als Wissenschaftlerin und Mutter zu tun? Ich wäre ohne Kinder zweifelsohne noch leistungsstärker und konkurrenzfähiger gewesen, im Sinne einer längeren Publikationsliste, auch hinsichtlich eines größeren Netzwerkes. Als Mutter überlege ich mir sicher einmal mehr als andere, ob sich die Teilnahme an einer Konferenz oder Tagung lohnt, und ich die Kinder dafür schon wieder anderen Betreuungspersonen überlasse. Die Prioritäten habe ich bei der einen oder anderen Entscheidung dann doch zugunsten der Familie gesetzt – und das bereue ich keineswegs. Über die Konsequenzen sollte man sich aber im Klaren sein: Es ist noch niemand zu mir gekommen, um mir eine Hilfestellung auf der Karriereleiter anzubieten, weil ich Beruf und Familie so toll unter einen Hut bringe!

Umso überraschender verlief zu dieser Zeit die Entwicklung an einem anderen Institut, wo man mich zur

**Der Einsatz
scheint nie groß
genug zu sein**

Bewerbung einlud. Dort wurden neben klassischen akademischen Kriterien auch inter- und transdisziplinäre Kompetenzen in die Beurteilung einbezogen – ein Vorteil für mich! In kurzer Zeit ging das Berufungsverfahren über die Bühne. Noch im gleichen Jahr konnte ich meine Arbeit als Professorin für Ökologie an der Universität Basel aufnehmen. Ein schöner, lang ersehnter Erfolg!

Die Kinder waren zwischenzeitlich beide in der Schule, eine Tagesmutter brauchten sie nicht mehr wirklich. Doch

**Zwei-Familien-
Haushalt als
Erfolgsmodell**

es gab immer wieder sehr lange Labortage, Abendverpflichtungen, Konferenzen oder Auslandsaufenthalte, die dadurch entstehenden Kinderbetreuungswünsche konnten weder von

Tagesstätten aufgefangen werden noch waren sie Tagesmüttern auf die Dauer zuzumuten. Zudem wünschte ich mir Entlastung bei den Arbeiten im Haushalt. Wir probierten etwas Neues aus: Zusammen mit einer anderen Familie, deren Kinder mit unseren in die Schule gehen, bezogen wir ein großes Haus. Im Erdgeschoss hat die andere Familie ihre Wohnräume, im ersten Stock leben wir, und das Dachgeschoss wurde zum Stockwerk für die Jugend umgebaut: für jedes Kind ein Zimmer, zwei Bäder und in der Mitte ganz viel Platz. Der wurde und wird gemeinschaftlich, aber je nach Alter und Wünschen anders genutzt: Aus der Lego-Ecke wurde ein Platz für Ballspiele, und heute stehen dort Fernseher, Sofa, und Computer.

Wir waren selbst überrascht, wie gut das von Anfang an funktionierte, schon die Aufteilung der Zimmer haben die Kinder ohne jeden Streit unter sich ausgemacht. Und entschließen wir uns zum Renovieren, dann packen alle mit an – ohne Diskussion! Der Vorteil für die Kinderbetreuung



ist klar: Bei vier berufstätigen Erwachsenen im Haus ist die Wahrscheinlichkeit einfach größer, dass wenigstens einer da ist, um nach den Kindern zu sehen. Für die Entlastung im Haushalt stellten wir eine Haushaltshilfe an, die auch für die Kinder Mittagessen kochte. Heute ist unser Sohn aus dem Haus, die Tochter wohnt noch hier. Wir kochen oft gemeinsam am Abend, doch Flexibilität und Spontaneität stehen nach wie vor im Zentrum unserer Planungen.

Ehemann:

Mein Umfeld hat es immer akzeptiert, wenn ich wegen der Familie Termine zu bestimmten Zeiten nicht angenommen habe. Für mich war die Karriere meiner Frau nie ein Punkt der Diskussion, wir haben dieses Konzept selten hinterfragt. Die erfolgreiche Vereinbarung von Familie und Karriere ist für mich vor allem auch darin begründet, dass wir alle vier sehr unkompliziert sind.

Für Probleme wurden Lösungen gesucht, fertig. Zum Glück waren unsere Kinder und wir selbst selten krank, und die Kinder waren einfach und problemlos im Umgang, in der Erziehung und in der Schule.

Sohn, 21 Jahre:

Für mich war die Situation mit zwei berufstätigen Eltern auf der Karriereleiter normal und nie ein Problem. Ich kannte es ja gar nicht anders. Freunde, deren Mütter den ganzen Tag zu Hause waren, habe ich nicht beneidet, denn ich hatte ja viel mehr Freiheiten und konnte zum Beispiel ungestört am Computer spielen. Ob meine Mutter abends wegen Konferenzen oder irgendwelcher anderen Aktivitäten (Hobbys, Treffen mit Freundinnen et cetera) abwesend war, spielte gar keine Rolle – sie war eben einfach nicht da. Von meinen Jugendjahren ist mir sehr in Erinnerung geblieben, dass ich meist telefonisch bei meinem Vater oder meiner Mutter anfragen musste, wer wann zum Abendessen kommt, und dann spontan entschieden wurde, wer den Tisch deckt und wer noch Brot oder Milch mitbringt. Auf diese Weise wurde ich schon früh zur Selbstständigkeit erzogen, und ich war mächtig stolz darauf, dass ich schon mit fünf Jahren alleine zu Oma und Opa fliegen durfte. Ein bisschen stolz bin ich auch darauf, dass ich als Einziger aus meiner Klasse bereits unmittelbar nach der Matura eine eigene Wohnung beziehen durfte. Als positiv sehe ich auch, dass mein Vater viel zu Hause war, das hat sicher viel zur Vereinbarkeit der beruflichen Karriere meiner Mutter mit dem Familienleben beigetragen.

Tochter, 17 Jahre:

Ich finde es cool, eine Biologieprofessorin zur Mutter zu haben, so wussten wir schon immer viel mehr über die Natur als andere. Zum Beispiel kannte ich bereits mit sechs Jahren die verschiedenen Ahornarten. Toll ist auch, dass in den Ferien jeder Strand erst einmal auf seine lebenden Bestandteile untersucht wird und wir nicht nur langweilig auf dem Sand herumliegen wie andere Familien. Natürlich gab es Zeiten, wo ich es schön gefunden hätte, von meiner Mutter von der Schule abgeholt oder beim Nachhausekommen mit einem fertig gekochtem Essen empfangen zu werden. So mit 13 habe ich die Berufstätigkeit meiner Mutter vielleicht eher als abschreckend empfunden (das ist in der Pubertät vermutlich normal), heute bin ich stolz darauf und sehe sie eher als Vorbild an. Stolz bin ich auch darauf, dass ich so früh selbstständig wurde. Auch die Selbstverständlichkeit, mit der ich mit 15 für ein Jahr nach Brasilien gegangen bin, hängt sicherlich mit dieser familiären Konstellation zusammen. Ganz wichtig war für mich mein Vater: Ich habe es genossen, dass er öfter zu Hause war, und am schönsten war es, wenn er Haferbrei für mich gekocht hat.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**

Mein Mann, verständnisvolle Vorgesetzte, die Tatsache, dass die Kinder selten krank waren, und die Unkompliziertheit, mit der mein Mann und ich anstehende Probleme lösen konnten, waren sicher wesentlich für meine erfolgreiche Karriere.

2. Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?

Sowohl mein Mann als auch ich kommen aus einem Elternhaus mit der traditionellen Rollenteilung. Allerdings waren unsere beiden Mütter auch immer irgendwie berufstätig: meine Schwiegermutter als Bäuerin, meine Mutter als Teilzeitkraft im Verkauf. Vorbild war für mich zunächst einmal meine Biologie-Lehrerin am Gymnasium. Allerdings riet auch sie mir, als ich ihr einmal während meines Studiums von meinem Berufswunsch erzählte, von einer Professorenkarriere Abstand zu nehmen, da das mit einer Familie kaum vereinbar sei. Später war es vor allem meine Chefin an der Universität Bern, Professorin für Psychologie, Institutsleiterin und Mutter von drei Kindern, die mich mit ihrer pragmatischen, unkomplizierten und humorvollen Art in meinen Absichten unterstützte und mir gleichzeitig vorlebte, „wie es geht“. Wir sind heute gut befreundet.

3. Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen?

Ich empfehle meine Studierenden immer, sich in erster Linie an ihren Interessen zu orientieren: Nur für das, wovon frau wirklich begeistert ist, bringt sie auch in schwierigen Zeiten genügend Herzblut auf, um erfolgreich dran zu bleiben. Und dann: Sucht euch euren Partner gut aus! Wenn der nicht hinter euch steht, wird's schwierig, es kostet dann ungemein viel Nerven und Energie, und kann euch den Spaß verderben.

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

Nie wieder würde ich meinen Namen bei der Heirat wechseln: Ich hatte ja bereits vor der Heirat viel publiziert und wollte eigentlich meinen Namen behalten, aber das war zu der Zeit noch nicht möglich. Also entschloss ich mich, auf Publikationen meinen Doppelnamen zu verwenden, behördlich eingetragen war jedoch nur der Familienname, der Name meines Mannes. Das führt immer wieder zu Konfusionen, denn unter meinem offiziellen Namen findet man meine Publikationen nicht.

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

In der Schweiz ist die Situation nicht grundsätzlich anders. Irgendwie muss man sich immer nach der Decke strecken und individuelle, kreative Lösungen suchen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Auch mit Kindern kommt frau in Führungspositionen, ich denke, das wird mit der Zeit schon zunehmend besser akzeptiert. Gesellschaftlich erscheint mir eine Gleichverteilung der familiären Arbeiten sehr wichtig. Wenn sich Männer am Abend verabschieden, explizit mit der Begründung, die Kinder von der Krippe abzuholen, erfährt das eine viel höhere gesellschaftliche Akzeptanz, als es wenn mal wieder „nur“ die Mütter sind.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Abendtermine wurden flexibel aufgefangen, in den meisten Fällen durch meinen Mann, aber auch durch Nachbarn, die Tagesmutter oder Au-pair-Mädchen.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Ich denke, das Management der Familie haben mein Mann und ich zu gleichen Teilen getragen.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Wenn eines der Kinder krank war, konnten wir meist die Tagesmutter gewinnen, dennoch die Betreuung zu übernehmen. Ich kann mich lediglich an einen einzigen Tag während der letzten 20 Jahre erinnern, an dem ich wegen Krankheit eines Kindes zu Hause geblieben bin (und natürlich von dort gearbeitet habe).

10. Überbrückung der Schulferien – wie kann das gestaltet werden?

In der Schweiz gibt es nur 20 Tage Urlaub, und wir wollten durchaus auch gemeinsam Ferien machen. Für die verbleibenden Schulferien halfen oft die Großeltern. Da wir beide schon

zum Studium weit von zu Hause weggingen, waren die Großeltern und die Kinder gleichermaßen begeistert, die Ferien miteinander zu verbringen. Entweder kamen die Großeltern zu uns, die Kinder fuhrten dorthin oder die Großeltern kamen und nahmen die Kinder mit in die Ferien.

11. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Frauenbeauftragte? Was ist das? Ich habe dadurch nie eine Unterstützung gehabt. Das einzige Mal, wo eine Frauenbeauftragte hätte helfen können und sollen, in einer Berufungskommission, konnte sie sich nicht durchsetzen.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1979–1985) Biologie und Sportwissenschaften, Universität Heidelberg

Promotion (1985–1989) Universität Heidelberg

Berufstätigkeit (1989–1990) RauCon Bioinformatik & Consulting GmbH

Geburt Sohn 1988 (Fortsetzung der Arbeit zuhause nach etwa zwei bis drei Wochen)

Postdoc (1990–1992) Department für Neurobiologie, ETH Zürich

Geburt Tochter 1993 (Wiederaufnahme der Arbeit nach sechs Wochen Mutterschutz)

Assistenz (1992–1999) Interfakultäre Koordinationsstelle für Allgemeine Ökologie, Universität Bern

Habilitation (1999) Ökologie, Universität Bern

Projektleiterin (1999–2003) „Netzwerk Fischrückgang Schweiz“, Eawag, das Wasserforschungs-Institut des ETH-Bereichs, Dübendorf

Professur (seit 2003) Lehrstuhl für Ökologie, Universität Basel

... also doch Lehrerin!

Prof. Dr. Katja Koch

Archäologie? Keine Chance, viel zu wenige Studienplätze. Kulturwissenschaft? Altertumswissenschaften? Das gleiche Problem. Geschichte? Doch nur die Geschichte von Revolutionen und Parteitagungen ... Gut, dann also doch Lehrer. Aber dann wenigstens nicht in der Pflicht, sozialistische Persönlichkeiten zu erziehen, sondern möglichst weit weg davon. Dachte ich. Auf der Suche nach einer Nische, einer Gegenkultur, landete ich bei den Anderen – in der Sonderpädagogik. Direktstudium nur in Rostock möglich. Na auch gut, wenn schon raus, dann richtig: Ganz weit weg vom Zentrum des kleinen begrenzten Universums, ab in die ostdeutsche Provinz. Die Eltern schüttelten die Köpfe: Du hättest wirklich andere Möglichkeiten, Kind!

Im September 1989 begann ich mein Studium an der Universität Rostock, im Oktober dann war es de facto schon wieder zu Ende – der Exmatrikulationsbescheid war schon geschrieben: „Die Studentin ist mehrere Wochen nicht in



den Lehrveranstaltungen erschienen.“ Stimmt, die Studentin hatte viel zu tun und keine Zeit für ihr Studium: In Berlin und Leipzig veränderte sich gerade eine kleine, für sie aber die ganze Welt. Geext werden konnte sie nicht mehr, aber ihre Anwesenheit nahm nicht merklich zu. Nur interessierte das niemanden mehr.

Anfang 1992, nunmehr ins Neue eingelebt, ein Vorstoß zum Studienfachwechsel. Das Ergebnis war das gleiche, nur die Argumente anders: „brotlose Künste“, kein BAföG, verschenkte Jahre! Noch in die Phase dieser Überlegungen platzt die Mitteilung: Sie sind schwanger. Das nahm alle Entscheidungen ab: Studium wird zu Ende gemacht, ein Kind will auch ernährt sein. Alles Weitere später. Das Kind kam im Januar 1993, im April saß die Mutter, wild entschlossen nun zu studieren, mit Kind im Arm in Seminaren. Manchmal auch ohne Kind, dann brachte es sein Vater in den Pausen zum Stillen vorbei. Scheine, Examensarbeit, Prüfungen.

... Dann die Frage einer Professorin: Wollen Sie nicht promovieren? Nie drüber nachgedacht, aber es klang irgendwie so praktisch, so nach „zu Hause arbeiten und ums Kind kümmern können“. Warum also nicht? Der Stipendienantrag wurde bewilligt. Zwei Jahre frei denkend und frei schwebend – das ist also wissenschaftliches Arbeiten!? Klasse! Fand der Vater nicht und ging. Kind ging auch – in den Kindergarten. Und ich? Ging ins Referendariat. Versöhnliche Erkenntnis: Lehrersein macht eigentlich Spaß. Es müsste nur nicht gerade am Rande der Welt sein, in Vorpommern, wo mir am Ende die Stellen angeboten wurden.

... Dann die Frage einer Professorin (der gleichen wie oben): Es gäbe da eine Uni-Stelle in Würzburg – wäre das

Schwangerschaft
„trifft“ Ent-
scheidung



nicht eine Chance? Würzburg, wo liegt das und ist das besser als Vorpommern? Keine Ahnung, aber es geht um wissenschaftliches Arbeiten, und das war doch, ich erinnerte mich, klasse.

Die ersten Tage dort wollte ich eigentlich nur sterben: Kind in Rostock, mitten in der 1. Klasse, Mutter in Würzburg, mit schlechtem Gewissen. Dazu 16 Semesterwochenstunden Lehre ab sofort und dazwischen Wohnungssuche, Schulsuche, Hortsuche. Letzteres vergeblich, denn nun war auch klar, wo Würzburg liegt. Hier gilt: Mütter sind, wenn Kinder aus der Schule kommen, zu Hause. Da braucht man keinen Hort. Logisch. Ich war nie zu Hause, wenn das Kind aus der Schule kam. Ich stand 700 Kilometer weit weg in einem Seminarraum. Und wenn ich gerade nicht dort stand, saß ich im Auto nach Rostock.

Kind in Rostock,
Mutter in Würzburg

Exkurs Tagungs-Smalltalk:

Was, Sie haben ein Kind? Ihr Kind lebt in Rostock? Haben Sie nicht Sehnsucht? [Doch!] Wirklich, das macht der Vater mit? [Mal ganz abgesehen davon, dass es nicht mehr der Vater ist: Ja, gauso, wie Ihre Frau das ja auch „mitmacht“.] Das ist ja toll, dass Sie so viele Möglichkeiten haben! [Ja, ganz prima, aber wo sind doch gleich die vielen Möglichkeiten?]

Nach vier Monaten war das erste Semester geschafft. Kind und weiteres Familienmitglied zogen um in den Süden. Hort war nun auch gefunden. Eine Elterninitiative – die 16 SWS mussten in vier Tage gepackt werden, damit ich einen Tag in der Woche im Hort mitarbeiten konnte. Das war der Deal für die Aufnahme.

Nach einem Jahr war klar: Entweder Habilitation oder Abbruch des Experiments. Aber was tun nach einem Abbruch? In Bayern kann man zwar Sonderpädagogen ausbilden, aber nicht als Sonderpädagogin arbeiten, wenn man in Mecklenburg-Vorpommern studiert hat. Also Habilitation. Aber mit 16 SWS Lehrverpflichtung? Aussichtslos oder ein

Habilitation
oder Abbruch des
Experiments

Lebensprojekt. Dann sagte eine Professorin (diesmal eine andere): Wir beantragen ein Stipendium beim Hochschulwissenschaftsprogramm für Frauen. Das heißt: Reduzierung auf 4 SWS. Es gelang – mit ihrer Hilfe.

Jahre Dozentin Habilitation fast fertig, Stelle noch ein Jahr, Kind am Ende der 4. Klasse. Der nächste Schulwechsel soll der letzte sein. Was tun? Mit der Aussicht, dass es in Würzburg nicht weitergeht? Mit der Tatsache, dass auch das andere Familienmitglied beruflich nicht immer wieder von vorn anfangen will? Die einzige Möglichkeit:

Einen zentralen Ort suchen, von dem aus man überall hinkommen kann, wo auch immer das Überall dereinst sein wird. Und wo Familie ist, um das weitere Experiment zu unterstützen. 2003: Kind wird in ein Gymnasium in Erfurt eingeschult (mit einem bayerischen Zeugnis und einem bayerischen Schuljahresrhythmus ... allein das eine logistische Meisterleistung!). Mutter noch in Würzburg, wieder pendelnd. Und: Bewerbungen schreibend. Und: Tagungen besuchend – Bewerbung allein reicht nicht, man muss auch sehen und gesehen werden. Und: viele Wochenenden Fortbildungen gebend – man muss sich das Pendeln auch leisten können. Und: die anderen Wochenenden und viele Nächte schreibend – man muss auch publizieren.

2005: Die Habilitation ist fertig. Angebot Juniorprofessur in Rostock. Dazu braucht man keine Habilitation. Aber man braucht trotz Habilitation eine Stelle. Wieder eine Stelle auf Zeit? Die Familie sagt Nein. Der abgelaufene Würzburger Arbeitsvertrag sagt Ja. Also ein Jahr Pendeln von Erfurt nach Rostock.

Exkurs Tagungs-Smalltalk:

Was, Ihr Kind lebt in Erfurt, und Sie arbeiten in Rostock? Wie alt ist es denn? [Es ist 10.] Na gut, dann geht es ja schon ... [Wie, was „geht“ denn da schon? Alleine LEBEN, alleine WÄSCHE waschen, SICH alleine trösten ...?]

Die Familie hält es nicht durch. Noch drei Jahre Juniorprofessur, ein zu Ende gehendes Schuljahr. Eine Entscheidung muss her. Entweder Mutter zieht zu Kind nach Erfurt oder Kind zieht zu Mutter nach Rostock. Und wechselt wieder

die Schule. Mit 14. Das dritte Mal. Kind sagt Nein. Also sucht die Mutter, immerhin ja Pädagogin, eine Stelle als Lehrerin in Erfurt. Keine Chance. Dann ein Deal: Wir ziehen jetzt nach Rostock, und ich verspreche dir, mein Kind, es ist der letzte Umzug, bis du selber, irgendwann, aus eigener Entscheidung, von mir wegziehst!

Umzug nach Rostock, Juli 2007. Kind wird in ein Gymnasium in Rostock eingeschult (mit erster Fremdsprache Latein ... allein das schon eine Katastrophe).

September 2007: Ruf nach Reutlingen, auf eine W3-Stelle. Was für ein Glück, vielleicht auch eine Leistung! Mit 37 Jahren, eine der wenigen wirklich gut ausgestatteten Professuren in der Szene zu bekommen. Umzugskosten werden erstattet. Die Kollegen: Mensch, hast du ein Glück! Ja, habe ich. Weil ich ein Kind habe. Und dem hatte ich etwas versprochen. Oktober 2008: Ablehnung des Rufes und damit klinischer Tod in der wissenschaftlichen Community. Seinen ersten Ruf, und dann noch W3, lehnt man nicht ab – das ist ein ungeschriebenes Gesetz. Was man verspricht, hält man auch ein – das ist auch ein Gesetz. Eingehalten im Innehalten.

Exkurs Tagungs-Smalltalk:

Was, Sie haben den Ruf abgelehnt? [Ja!] Wie lange geht Ihre Juniorprofessur noch? [2 Jahre.] Und dann? Wollen Sie etwa in die Schule zurück?!? [Ja, woher dieses Entsetzen? Ich bin doch Leherer.]

... Dann die Frage zweier Professorinnen (die beiden oben schon erwähnten): Kann man da nicht irgendwie verhan-

deln? Die Antwort des Dekans: Worüber denn? Wir haben keine Stellen. Wir haben keinen Tenure-Track für Juniorprofessuren. Und Sie hatten doch ein Stellenangebot.

Fazit 1: Ich habe hier nichts (mehr) verloren. Fazit 2: Ich habe hier nichts mehr zu verlieren. Finaler Versuch: Ein Gespräch mit dem Rektor – und diesmal eine Frage von mir: Was hätte ich noch mehr, schneller, besser machen können, um erfolgreich zu sein? Was gäbe es, formal, für mich noch zu tun? Er konnte es mir nicht sagen. Aber er konnte veranlassen, dass eine lange unbesetzte Professur am hiesigen Institut für Sonderpädagogische Entwicklungsförderung neu ausgeschrieben wird. Auf die habe ich mich (mit vielen anderen) beworben.

Exkurs Tagungs-Smalltalk:

Ist das auch eine W3? [Nein.] Aber sie ist ganz gut ausgestattet? [Gut ausgestattet ist wahrscheinlich was anderes!] Und wie lange musst du denn jetzt dort bleiben?

Ich muss nicht, ich DARF bleiben. Dafür bin ich sehr dankbar.

Das ist mein beruflicher Werdegang, und das ist zugleich auch mein privater Lebenslauf. Weil sich das in diesem Job nicht trennen lässt. Das ist ja eben das Problem: Dass man einen Uni-Job *leben* muss. Und das endet nicht, wenn man ihn dann hat. Aber gleichzeitig ist dieses „den Job leben“ auch etwas sehr Schönes: Die eigene Passion als Beruf ausüben zu dürfen – das ist ein Privileg. Für das, was einem am meisten Spaß macht, nämlich Wissenschaft, auch noch Geld zu bekommen, ist wunderbar. Und, vielleicht sollte das mal

Beruf und Privatleben lassen sich nicht trennen

gesagt werden: Es ist nicht gerade wenig Geld. – Ich bin dankbar für all das.

Ich weiß aber auch, dass ich das niemals alleine geschafft hätte! Nicht mit Paula. Aber vor allem nicht ohne sie. Denn ein Kind ist nichts, was bei einem beruflichen Weg „stört“ – es ist vielmehr etwas, das einen *trägt!* Auch dabei. Und mitgetragen haben viele weitere Menschen. Am schwersten der Mensch, der mich, während der langen Phasen des an Arbeitsorten- oder in Arbeitsthemen-Verschwindens vermisst hat, weil ich nicht für ihn da sein konnte. Und der währenddessen immer für mein, für *unser* Kind, da war und heute noch (die Liebe ist irgendwo unterwegs zu einer anderen geworden) da *ist*. Wie eine Mutter. Die ich so oft nicht sein konnte, und die ich vielleicht manchmal auch heute noch, in arbeitsreichen Phasen, zu wenig bin.

Und meine Freundinnen und Freunde. Die klaglos ertragen haben, dass ich über lange Zeit viel mehr von ihnen genommen habe, als ich ihnen geben konnte. An Zeit, an Zuspruch, an Trost. Die bei jedem wichtigen Vortrag im Saal saßen, um mich anzulächeln – obwohl sie ihn in der heimischen Küche schon mehrfach vorab gehört hatten. Die Paula unzählige Male irgendwohin brachten oder irgendwo abholten, weil ich wieder einmal eine Veranstaltung, Besprechung, Tagung, Fortbildung ... hatte. Und so weiter – es ist endlos.

Ich hatte zudem das Glück, dass ich Menschen getroffen habe, die mich für wert hielten, sich für mich einzusetzen, mich zu fördern. Bei mir waren das, in den ersten Abschnitten, insbesondere Frauen. Frauen ohne Kinder. Sie sind, auf ganz unterschiedliche Weise, Vorbilder gewesen. Oder vielleicht noch treffender: Orientierung. Das hat mir

sehr geholfen. Vielleicht auch gerade, weil es Frauen waren. Denn so leicht orientiert es sich auch heute noch nicht als Frau an einer Universität. Nicht mit Kind und nicht ohne.

Ich bin mit dem Gedanken der absoluten Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann aufgewachsen. Und auch wenn Untersuchungen längst belegen, dass es auch in der DDR wohl nicht ganz so war – in meinem Sozialisationsumfeld war es eine Selbstverständlichkeit. Auch Kinder waren eine Selbstverständlichkeit. Und dass man als Frau beruflich Karriere machen konnte, wenn man es wollte, und das auch mit Kind, war ebenfalls eine Selbstverständlichkeit. Deshalb war das alles auch lange gar kein Thema für mich. Das Wort „Frauenbeauftragte“ fand ich eigentlich nur witzig, und als mich eine Kollegin das erste Mal darauf aufmerksam machte, dass ich nicht „Lehrer“ sondern „Lehrerin“ sei, wusste ich gar nicht, was sie meint. Nachdem sie es mir erklärt hatte, wusste ich noch immer nicht, was sie meint, denn: War ich nicht das lebende Beispiel dafür, dass man es als Frau, sogar mit Kind, „schaffen“ kann? Exempel einer längst vollzogenen „Gleichberechtigung“? Heute bewundere ich die Frauen, die sich als Gleichstellungsbeauftragte dem jovialen Lächeln der Kollegen und den Ich-hab-Quoten-nicht-nötig-Verbänden mancher Kolleginnen aussetzen, wenn sie sich für die Interessen von Frauen, zum Beispiel der Frauen mit Kindern, einsetzen. (Diese Kinder haben hoffentlich Väter, die nicht jovial lächeln.) Ich bin ihnen dankbar, denn ich möchte diese Funktion nicht ausüben müssen. Dafür bin ich Behindertenbeauftragte. Allerdings ist es da nicht wirklich anders.

Zum Glück habe ich immer wieder tolle Menschen getroffen, die mich förderten

Paula ist jetzt 17, und ich werde in diesem Jahr 40. Jahre genug, um innezuhalten. Ja, vielleicht würde ich, aus heutiger Sicht, manches anders machen. Jetzt, da Paula fast erwachsen ist, denke ich manchmal, ich hätte mehr Zeit mit meinem Kind verbringen sollen. So manche Tagung oder Sitzung war vielleicht ja gar nicht so wichtig, wie ich dachte – mag sein. Und ich hoffe sehr, dass ich ihr nicht zuviel zugemutet habe.

Mit meinem Job bin ich nach wie vor sehr froh. Ich liebe es, an Forschungsprojekten zu basteln, ich liebe es, die Möglichkeit zu haben, über Themen nachzudenken, die mich interessieren, die mich bewegen. Und ich liebe die Zusammenarbeit mit den Studentinnen und Studenten. Oft, sehr oft fühle ich mich bereichert durch ihr Mitdenken – dann bewegt sich etwas in mir. Und wenn ich merke, dass auch das, was ich sage, ankommt, dass sich dadurch etwas bewegt, dann bin ich glücklich. Ja, ich *will*, dass sich etwas bewegt! Also doch Lehrerin ...

Vielleicht würde ich heute einiges anders machen

Paula, 17 Jahre:

„Ich bin Uniblut“ – das T-Shirt aus dem Sortiment des Shops der Uni Rostock scheint mit seiner Aufschrift wie für die Kinder der Studenten, Mitarbeiter und Dozenten gemacht. Aber nicht alle Unikinder sind so mit dieser Institution verwachsen, wie diejenigen, die schon als Kleinkinder die Keksschränke der Doktorväter plünderten, später die Institutsweihnachtsfeiern mit kleinen Gedichten oder Liedern unterhielten, und dann, viel später, mit Stolz in der Stimme auf die Fragen der Referendare antworteten: Ja, das ist meine Mutter!

„Uniblut“ sein, das heißt Kindergarten, sobald das Alter erreicht ist, Hausaufgabenbetreuung und Hort, selbst Mittagessen kochen und bei Freundinnen übernachten, wenn Mutti zu einer Fortbildung muss. Das heißt aber auch und vor allem wunderbare Selbstständigkeit, das Hochgefühl des ersten selbstgekochten Familienabendbrots und nicht zuletzt auch das Privileg, die Wohnung mal ganz für sich alleine zu haben.

Unikinder, das sind die, die in vielen Städten zu Hause waren, die früh lernen müssen, sich einfügen, anpassen zu können, die die Fähigkeit entwickeln, Freundschaften über Telefon und Briefpapier aufrechtzuerhalten, die dadurch echte Freundschaften aufbauen. Das sind aber auch die, von denen erwartet wird, erfolgreich zu sein, das Abi zu machen, möglichst noch mit einer Eins vor dem Komma. Es sind die, bei denen es kein allzu großes Problem ist, die Klassen- und Studienfahrten zu bezahlen. Und die, die Hilfe bekommen können, wenn in der Schule etwas Wichtiges ansteht, was sie nicht allein bewältigen können.

„Uniblutsein“ ist eine Chance, ein Privileg zur Selbstentfaltung und zu einer spannenden Kindheit mit Situationen, die andere Kinder mit ihren Eltern nicht haben. Wer kann schon von sich behaupten, dass sein Bild auf dem Cover eines Buches über Leseschwäche zu finden ist?

Ich kann nur sagen: Ich bin „Uniblut“ und stolz auf meine Mutter, die mit mir studierte, eine Doktorarbeit schrieb und schon mit 37 Jahren habilitierte.

Solveig Haugwitz, Freundin, 41 Jahre:

„Kann Lotti zu dir ins ‚Ferienlager‘ kommen?“ Klar beherberge und versorge ich das Zwergkaninchen – von Katja liebevoll „der Braten“ genannt – wenn Paula die nächsten Tage bei einer Freundin verbringt, weil ihre Mutter zu einer wichtigen Uni-Tagung nach Frankfurt am Main muss. Wer ein Kind hat, hat – fast zwangsläufig – auch ein Karnickel, mal eins mit Fell, mal eins mit Federn, mal eins mit Leine.

Lotti hat ein Fell und war ein lang gehegter Wunsch von Paula. Und dieses Fell darf ich – während der Hase die nächsten paar Tage bei mir verbringt – um Himmels Willen nicht vergessen zu streicheln! Und ich soll auch mit Lotti sprechen! Was Lotti darüber hinaus noch bräuchte, wären Beschäftigung und Liebesbekundungen! Meine Güte, denke ich, die Frau überschüttet mich mit Pflegeanweisungen für ihr Haustier, als hätte sie keine anderen Sorgen. Zuvor hatte meine Freundin Katja dafür Sorge getragen, dass sich Paula richtig gut untergebracht fühlt, in der überproportional häufig benutzten Reisetasche ein gebügeltes Blüschen liegt, das Uniseminar übermorgen würdevolle Vertretung findet – denn es ist ja Semester – und die Biokiste noch schnell im Kühlschrank verstaut ist. In der Haut des Postangestellten, bei dem sich Katja sehr, sehr unbeherrscht nach dem Verbleib des längst überfälligen Päckchens mit dem eigens aus den USA eingeflogenen Parfüm (Katja ist eine Frau, die auf einer Tagung unbedingt gut riechen will!) erkundigt hat, möchte ich nicht gesteckt haben.

Bis der Zug nach Frankfurt geht, hat Katja noch einiges mehr zu bedenken und zu erledigen. Der Vortrag für die Tagung hingegen ist fertig und – wie immer – brillant. Davon konnte ich mich zuvor bei der „Proberede“ überzeugen. Wir trinken noch ein Kännchen, als Katja Lottis Riesenkiste, die kein Mensch außer ihr alleine tragen kann, bei mir abliefern. So viel Zeit muss sein. So viel Zeit nimmt sich Katja immer mit mir. Dieses Mal in meinem Garten, in dem Lottis Kaninchenbox nun für einige Tage stehen wird. Natürlich im Schatten! Zu viel Sonne verträgt Lotti nicht! Und immer nur für ein paar Stunden. Nicht, dass das viele frische Gras zu Blähungen führt!

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - meine damalige Kleinfamilie
 - meine Lust auf wissenschaftliches Arbeiten sowie meine Motivation, an dieser „Sache“ Sonderpädagogik mitzuwirken
 - Kolleginnen und Kollegen, die mich unterstützten, mit Verständnis begleiteten und mir halfen, mich zu orientieren
 - Förderprogramme (Stipendien, Hochschulwissenschaftsprogramm)
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**

Meine Eltern waren beide, solange ich denken kann, beruflich und sozial engagiert. „Vorbilder“ im Sinn von Menschen, die orientierend wirkten, sind mir immer wieder begegnet. Bis heute.

- 3. Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**
- Fürs Studium: Es genießen, dass man den ganzen Tag zum Weiterlernen Zeit hat. Die Horizonterweiterungen nutzen, die sich in dieser Zeit realisieren lassen.
 - Für die Lebensplanung: Ich habe nie viel geplant – nach meiner Erfahrung kommt vieles auf einen zu. Es zu sehen und zu nutzen, verlangt allerdings ein gewisses Maß an Offenheit und Offenbleiben. Und: Aus Brüchen müssen nicht zwangsläufig Abbrüche werden.
- 4. Was würden Sie nie wieder so machen?**
- Mit dem heutigen Erfahrungshorizont: Ich würde nie wieder ohne absehbaren Zeitrahmen zwischen zwei Wohnsitzen pendeln.
- 5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**
- Ich habe zu wenig persönliche berufliche Auslandserfahrung, als dass ich das einschätzen könnte. Mir scheint allerdings, dass es so was wie einen spezifisch deutschen Umgang mit Verwaltung und Vorschriften gibt. Aber diese Aussage beruht eher auf einem Gefühl als auf tatsächlichem Wissen.
- 6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?**
- Ich kam *mit* Kind in meine Position – nur ob das nun gerade eine „Führungsposition“ ist? Ich fürchte, die Angst, dass man (oder besonders frau) es nur davor schafft, ist weit verbreitet. Vielleicht ist dies ein Grund dafür, dass dann viele der weiblichen Führungskräfte doch keine Kinder mehr bekommen?
- 7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?**
- Durch Kinderbetreuung wie Kita oder Hort, innerhalb der Kleinfamilie, oft auch durch Freundinnen und Freunde.
- 8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide gleich?**
- Ich* war es meistens nicht.

- 9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zu Recht?**
- siehe Frage 7
- 10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?**
- Leider noch immer notwendig und daher, wenn als Aufgabe ernst genommen, unbedingt hilfreich!
- 11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?**
- Ich habe nachgefragt. Die Antwort war: „Beides.“

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1989–1994) Sonderpädagogik (Lehramt), Universität Rostock

Geburt Tochter Paula, 1993 (im Sommersemester 1993 Wieder-aufnahme des Studiums)

Promotion (1995–1998) Universität Rostock

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (2000–2005) Universität Würzburg

Habilitation (2007) Universität Würzburg

Juniorprofessorin (2005–2008) Universität Rostock

Professorin (seit 2008) Lehrstuhl für Frühe Sonderpädagogische Entwicklungsförderung, Universität Rostock

Leselust und Kinderfragen

Prof. Dr. Martina Kumlehn

Die nahezu parallel verlaufenden beruflichen Werdegänge zeigen, dass mein Mann und ich viele berufliche Leidenschaften teilen. Wir haben von der Endphase des Theologiestudiums an viel zusammen gedacht und gearbeitet und unzählige Prüfungssituationen bis zur doppelten Habilitation gemeinsam durchgestanden. In radikalen Fragen haben wir uns nichts geschenkt und sind daran gewachsen. Wir hatten denselben Doktorvater und haben danach an unterschiedlichen Fakultäten den akademischen Alltag als Hochschulassistenten und in der Praxis unserer jeweiligen Berufsfelder Schule und Gemeinde erkundet. Neben dem Berufsleben teilen wir aber auch sonst sehr viele Vorlieben im kulturellen Bereich, im Erleben von Natur und im Sport, so dass wir bereits viele Jahre ein breit gefächertes, erfülltes Leben hatten.



ten, bevor relativ spät die ersehnten Kinder kamen. Davon haben wir gezehrt, als dann nach der Geburt von Rasmus während unserer Assistentenzeit eine klare Konzentration auf Arbeit und Familienleben erfolgt ist.

Nach meiner achtmonatigen Elternzeit haben wir Arbeit und Kinderbetreuung geteilt, das heißt, mein Mann ist um 4:00 Uhr morgens aufgestanden und hat bis zum Mittag gearbeitet, dann habe ich mit der Arbeit begonnen und bin

Als Geisteswissen-
schaftler Arbeit
auch zu Hause

spät ins Bett gegangen. Dieses Modell war für uns möglich, weil wir als Geisteswissenschaftler nicht auf Labore und andere Rahmenbedingungen angewiesen waren, sondern unsere Leselust

und unseren Forscherdrang überwiegend am heimischen Schreibtisch stillen konnten, und weil wir beide verständnisvolle Familienväter als vorgesetzte Lehrstuhlinhaber hatten, die unser Vorgehen mitgetragen haben. Vor allem der Chef meines Mannes hat zugestanden, dass Martin seine Präsenzzeiten an der Humboldt-Universität in Berlin relativ überschaubar halten konnte, um möglichst viel Zeit bei uns in Bonn zu verbringen. Als Rasmus vierzehn Monate alt war, haben wir uns für den Vormittag eine Tagesmutter in der Nähe gesucht, was eine deutliche Entlastung brachte.

Als ich überraschend gleich nach der Assistentenzeit und noch vor Abschluss der Habilitation einen Ruf nach Rostock erhielt, war mein Mann sofort bereit, mit nach Mecklenburg zu kommen, obwohl eine Beschäftigungsmöglichkeit im Bereich der hiesigen Landeskirche für ihn lange außerhalb des Möglichen zu liegen schien. Es war uns nach langen Trennungszeiten während der Ausbildung einfach wichtig, als Familie an einem Ort zu leben. Hätte

umgekehrt mein Mann zuerst eine vergleichbar attraktive Stelle bekommen, wäre ich ebenso mit ihm gegangen und hätte mir in meinem „gelernten“ Beruf als Deutsch- und Religionslehrerin eine Beschäftigung gesucht. Von unschätzbarem Wert war diese bedingungslose Grundsolidarität, als ich gleich nach unserem Wechsel nach Rostock noch einmal schwanger wurde.

Über die Solidari-
tät des Partners

Die folgenden zwei Jahre waren sicher die anstrengendsten unseres beruflichen wie privaten Lebens und ohne die Unterstützung meines Mannes schwer vorstellbar: Parallel mussten der Einstieg in die Professur, die zweite Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit und der Abschluss beider Habilitationen bewältigt werden. Mein Mann hat für Rasmus ein Jahr und für Justus noch einmal drei Jahre Elternzeit genommen. Er hat mir Justus zwischen den Seminaren zum Stillen gebracht, ist mit zu Vorträgen gefahren, die ich allerdings in dieser Zeit auf ein Minimum beschränkt habe, und hat viel mit den Jungen unternommen. In dieser sehr engen Zeit haben uns auch unsere Familien – trotz der großen Entfernung – immer wieder sehr unterstützt, indem sie häufiger für einige Tage zu Besuch (= zur Unterstützung) gekommen sind.

Nach einem halben Jahr hatten wir dann allerdings auch eine Kinderfrau gefunden, die sehr flexibel in ihrer Zeitplanung war. Dadurch konnte mein Mann an seiner Habilitation arbeiten und mit einigen Stunden Religionsunterricht an verschiedenen Schulen in Rostock auch Möglichkeiten für seine eigene berufliche Zukunft erproben. Die Kinderfrau haben beide Jungen sehr geliebt. Es ist das teuerste, aber nach unserem Erleben auch ein besonders



hilfreiches Modell, weil die noch sehr kleinen Kinder in der vertrauten Umgebung bleiben, feste Bindungen entstehen und gleichzeitig die Arbeitszeiten sehr flexibel gehandhabt werden können. Und sogar bei leichten Erkrankungen ist die Betreuung noch gesichert.

Inzwischen hat mein Mann nach langem Warten und beharrlichem Nachfragen doch noch eine halbe Pfarrstelle bei Rostock bekommen. Daneben arbeitet er einige Stunden als Religionslehrer, geht seiner Privatdozententätigkeit in Berlin nach und verfolgt das ein oder andere Projekt. Unser großer Sohn geht auf eine Schule, die eine Betreuung bis 16:00 Uhr gewährleistet, die wir aber nicht immer in

Anspruch nehmen, und Justus ist in einem Kindergarten, der sogar eine Betreuungsspanne von 7:00 bis 17:00 Uhr anbietet, wodurch wir jeden Tag flexibel gestalten können. Dies sind ausgesprochen günstige Bedingungen, aber eng wird es natürlich trotzdem immer wieder, vor allem während längerer Krankheitsphasen. Dann versuchen wir, die wichtigsten Termine „umschichtig“ zu legen, so dass auf jeden Fall die zentralen Aufgaben wie die Lehre und Fakultätsanliegen oder die Gemeindeveranstaltungen meines Mannes stattfinden können und doch einer von uns für die Kinder da sein kann. Zudem nutzen wir jede Möglichkeit des flexiblen Arbeitens, ähnlich wie in der Anfangszeit mit den Kindern, also sehr frühes Aufstehen für den einen und längeres Arbeiten für die andere, intensive Nutzung des Internets und Ähnliches, das heißt so viel „Heimarbeit“ wie verantwortlich vertretbar. Auf eine gute und verlässliche Präsenz für die Studierenden achte ich dabei selbstverständlich. Das ermöglicht viel, hat allerdings den nicht ganz unerheblichen Preis, dass man sehr darauf bedacht sein muss, dass es noch ein Leben als Paar und natürlich auch gesicherte Zeiten für die gesamte Familie gibt.

Wichtigste Termine „umschichtig“ legen

Insgesamt würde ich sagen, dass man die Belastungen einer Kombination von anspruchsvollem Berufsleben und dem Leben als Familie nicht verleugnen kann. Sie verlangen von allen ein hohes Maß an Disziplin und Kompromissbereitschaft, unter Umständen auch Verzicht. Aber die unschätzbaren Gewinne an Lebensreichtum und Schönheit wiegen diese Belastungen unbedingt auf. Das intensive Leben mit den Kindern relativiert den eigentlich niemals

Leben mit Kindern und Anspruch des akademischen Lebens



zu stillenden Anspruch akademischen Lebens in sehr heilsamer Weise. Und darüber hinaus würde ich in unserem speziellen Fall sogar sagen, dass mein/unser wissenschaftlicher Forscherdrang und unsere Lust am Lesen und Entdecken hinsichtlich der existenziellen Fragen der Lebensdeutung und des Lebenssinnes durch die Wahrnehmung und die Fragen unserer Kinder noch einmal in ganz neuer Weise angefacht worden sind.

Martin, 44 Jahre:

Wir haben immer alles zusammen gemacht. Es gibt kein größeres Glück, als das Leben, die Arbeit und das Elternsein so miteinander teilen zu können. Zeit für die Kinder zu haben, sie von Anfang an zu begleiten, das zählt für mich zu den schönsten, wertvollsten Lebenserfah-

rungen. Darum empfinde ich meinen Verzicht auf eine weitere eigene akademische Karriere bzw. die Arbeit auf einer 50-Prozent-Stelle als Pastor nicht als Verlust, sondern als Gewinn für mich selbst und für uns als Familie.

Rasmus, 7 Jahre:

Ich finde es schön, dass du neben der Arbeit immer versuchst, viel Zeit für uns zu haben. Ich mag es nicht, wenn du abends noch oft weg bist oder wenn du auf Dienstreisen bist.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - ein solidarischer Partner, der die Verantwortung für das Familienleben gleichberechtigt und gleichgewichtig wahrnimmt
 - sehr viel Freude an beiden Lebensbereichen, die über „Durststrecken“ und harte, anspruchsvolle Zeiten hinweghilft
 - Disziplin
 - ein verständnisvolles Kollegium
 - ein soziales Netz
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familiensituation in Ihrem Elternhaus?**

Wir hatten für unser Lebensmodell keine konkreten Vorbilder. Die Rollen in unseren Herkunftsfamilien waren klassisch verteilt.
3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**

Nach meinem Ermessen gibt es in diesem Bereich wenig Allgemeingültiges zu sagen, aber für Kinder sollte, wenn sie kom-

men, auf jeden Fall genügend Zeit und Raum in der eigenen Lebensgestaltung sein.

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

So strikt kann ich gar nichts nennen, aber wenn es immer nach dem eigenen Willen ginge, wäre es doch entspannter gewesen, wenn beide Kinder vor Beginn der Professur geboren worden wären.

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

Da fehlen mir entsprechende Erfahrungen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Das hängt möglicherweise von Fächerkulturen und Strukturen ab. Für uns wäre beides möglich gewesen.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Da wir ein kleines Kollegium sind, in dem alle sehr viele Zusatzaufgaben übernehmen, verweigere ich mich bei solchen Terminen nach Möglichkeit nicht, kann aber Kolleginnen gut verstehen, die hier rigoros sein müssen. Dafür kann ich mich bei meinen Kollegen auf Solidarität in schwierigen Situationen, wie zum Beispiel bei Krankheiten der Kinder, verlassen.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Mein Mann und ich in gleicher Weise, ohne dass wir das jeweils aufrechnen. Es gibt verschiedene Phasen und wir richten uns nach dem aktuell Notwendigen.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Das bleibt immer schwierig und muss von Fall zu Fall bewältigt werden.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Die Gleichstellungsbeauftragten haben sicher sehr viel zur Bewusstseinsbildung und zur Schaffung von hilfreichen Rahmenbedingungen beigetragen. Für die Zukunft wünsche ich

mir allerdings vor allem, dass es für Männer und Frauen gleichermaßen „normal“ wird, für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf einzutreten, und das heißt konkret, dass mehr Männer in Elternzeit gehen und darauf achten, dass es neben dem Beruf noch andere Ansprüche an ein gelingendes (Familien-) Leben gibt, die nicht zu vernachlässigen sind. Es wäre zu entdecken, dass alle dabei „gewinnen“.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1986–1992) Evangelische Theologie und Germanistik, Universität Göttingen

Promotion (1992–1996) Universität Göttingen, 1998 Abschluss

Referendariat (1996–1998) Hölty-Gymnasium in Celle

Wissenschaftliche Assistentin (1998–2005) Universität Bonn

Geburt Sohn Rasmus, 2002 (Mutter acht Monate und Vater ein Jahr Elternzeit)

Geburt Sohn Justus, 2006 (Vater drei Jahre Elternzeit)

Habilitation (2006) Universität Bonn

Professur (seit 2007) Lehrstuhl für Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät, Universität Rostock

Man muss es sich zutrauen!

Prof. Dr. Katharina Landfester

Immer wieder wird in Deutschland darüber geklagt, dass es zu wenige Akademikerinnen gibt. In Forschung und Wirtschaft sind Frauen (mit und ohne Kinder) meist nur sehr spärlich in hohen Positionen zu finden. Nun, meiner Meinung nach gibt es einfach zu wenige Vorbilder, an denen sich Frauen orientieren können, und außerdem wird ihnen von vielen (aus unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft) nicht gerade Mut gemacht. Das bedeutet, man muss schon früh – erst als Mädchen und dann als Frau – gegen den Strom anschwimmen, zu seinen Entscheidungen stehen und den Mut haben, seinen Weg trotzdem zu verfolgen.



Ich hatte in der Schule als Leistungskurse Latein und Deutsch gewählt. Die Wahl war mir damals schwer gefallen, da mich die Naturwissenschaften ebenfalls interessierten, meine favorisierte Kombination Chemie und Latein aber nicht möglich war. Also entschied ich mich für die geisteswissenschaftliche Kombination, auch im Hinblick

Du kannst doch nicht etwas machen, nur weil die anderen sagen, das ist ein prima Job für Frauen!

auf ein mögliches Studium der Altphilologie. Viele sagten, dass ich mit alten Sprachen und Geschichte doch prima Lehrerin werden könne, was eine ideale Verknüpfung von Beruf und Familie ermöglichen würde. Ich fand das plausibel und zwar bis zum Tag vor dem schriftlichen Abitur. An diesem Tag dachte ich: „Nein, du kannst doch nicht etwas machen, nur weil alle Leute sagen, das ist ein prima Job für Frauen.“ An diesem Tag entschied ich, dass ich Chemie studieren würde – es war vielleicht ein bisschen Trotz dabei („Und jetzt beweise ich euch, dass es für eine Frau auch anders geht ...“), aber ich wusste, dass ich die für mich richtige Entscheidung getroffen hatte.

Als Studienort wählte ich die Technische Universität Darmstadt, denn ich dachte mir, wenn schon, dann richtig technisch. Hier war man als Studentin fast „allein unter Männern“ – die Hochschule gehörte zu den wenigen, an denen Tanzkurse für Frauen frei waren, da Frauenmangel herrschte! Während des Studiums hatte ich als Frau nie einen Nachteil. Schockiert haben mich jedoch einige Bemerkungen von Männern. So meinte ein Professor gleich am ersten Tag des Studiums, dass Frauen eh nur hier seien, um sich jemanden zum Heiraten zu angeln. Solche und andere Kommentare von Professoren, Assistenten, Studenten, aber auch Verwandten, Bekannten und Nachbarn lernte ich mit der Zeit zu überhören. Abschrecken ließ ich mich jedenfalls nicht. Aber ich gebe zu, dass ich mir in dieser Hinsicht ein dickes Fell zulegen musste, um nicht immer wieder ins Zweifeln zu kommen, ob Frauen ein naturwissenschaftliches Studium wirklich schaffen und

anschließend auch Karriere machen können. Große Unterstützung habe ich von meinen Eltern erhalten, die mir zu jeder Zeit immer alles zugetraut und mich stets aufgemuntert haben, wenn es einmal schwer war.

Für meine Diplomarbeit (Titel: „Synthese von schlagzähmodifizierenden Kern-Schale-Latices“) ging ich nach Straßburg an die Ecole d'Application des Hauts Polymères zu Morand Lambla, wo ich insgesamt neun Monate blieb. Es war eine wunderbare Erfahrung, vor allem auch deshalb, weil die Franzosen Frauen im Beruf viel offener gegenüberstehen. Hier habe ich erstmals gesehen, dass es durchaus möglich ist, auch als Frau mit Familie erfolgreich zu sein. Anschließend wechselte ich nach Mainz ans Max-Planck-Institut für Polymerforschung. In der Abteilung von Professor Spieß fertigte ich meine Doktorarbeit über „Synthese und Charakterisierung von Kern-Schale-Latices mit Elektronenmikroskopie und Festkörper-NMR“ an. Freundlich gemeinte Unterstützungsangebote gepaart mit Kommentaren wie „Ach, ich helfe dir, weil du eine Frau bist“ habe ich vehement abgelehnt.

Nach der Promotion entschloss ich mich, als Postdoktorandin in die USA zu gehen. Ich war für 15 Monate an der Lehigh University (Bethlehem, Pennsylvania, USA, nicht Israel), und dort wurde mir auch klar, dass ich mich habilitieren und den Weg in die Forschung gehen möchte. In den USA habe ich einige Frauen als Vorbilder kennengelernt. Am beeindruckendsten fand ich Diane Wittry als Dirigentin des Allentown Symphony Orchestra; sie hat mir gezeigt, dass man sich einfach etwas zutrauen muss. In Bethlehem kam ich darüber hinaus erstmals in Kontakt mit

Ohne meine Mentoren wäre ich vermutlich heute nicht da, wo ich bin

einem zukünftigen Forschungsthema, den „Miniemulsionen“.

Zurück in Deutschland ging ich nach Potsdam ans Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung, um hier meine Habilitation anzufertigen. Markus Antonietti war mein Mentor, und er hat mich einfach als Wissenschaftlerin ernst genommen. Er hat mich immer wieder angespornt, noch besser zu werden; ihm verdanke ich unglaublich viel. Hätte ich Hans-Wolfgang Spieß und Markus Antonietti nicht als Mentoren gehabt, wäre ich vermutlich heute nicht dort, wo ich bin. Als Gruppenleiterin hatte ich zunächst drei Doktorandinnen (ja, alles Frauen!). Wir waren wirklich ein sehr gutes Frauenteam! Im Jahr 2000 lernte ich meinen Mann Volker Mailänder kennen, er war damals Arzt an der Charité (Robert-Rössle-Klinik) in Berlin.

Nach der Habilitation im Sommer 2002 habe ich mich auf Professorenstellen beworben und erhielt in der Tat bereits im Frühjahr 2003 den Ruf auf den Lehrstuhl für Organische Chemie III (Makromolekulare Chemie und Organische Materialien) der Universität Ulm. Die ersten Verhandlungen (um mein Gehalt) fanden in Stuttgart beim Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst statt. Nach einer Stunde wagte ich zu fragen, wie es eigentlich mit meinem Mann sei. Mein Gegenüber reagierte für mich völlig unerwartet und meinte: „Das ist das erste Mal, dass ich auf den Partner angesprochen werde. Ich finde das ganz toll!“ Ich war verblüfft. Konnte das sein? Sollten sich tatsächlich bisher viel zu wenige getraut haben, überhaupt zu fragen? Ermutigt durch diese Äußerung habe ich das Thema auch bei den Verhandlungen mit dem Rektor der Universi-

tät angeschnitten. Ja, ich machte meine Zusage sogar von einer Stelle für meinen Mann abhängig. Als Arzt hatte mein Mann aber zum Glück auch unabhängig von diesen Bemühungen schon sehr bald eine Stelle an der Uniklinik Ulm, so dass ich meinen Vertrag unterschreiben konnte.

Der Anfang war gar nicht so schwer, wie ich mir vorgestellt hatte. Zunächst war ich im Chemiekollegium die einzige Frau, nach einem Jahr hatte waren wir zu zweit, der Frauenanteil hatte sich also verdoppelt. Für eine Chemikerin hatte ich schon nach kurzer Zeit eine recht große Gruppe. Die Gruppe bestand aus ca. 25 Doktoranden, vier Postdoktoranden, fünf Diplomanden, fünf Technikern und zwei Sekretärinnen.

Im September 2006 wurde unsere Tochter Karolina geboren. Das hat natürlich auch mein Arbeitsleben entscheidend verändert. Angesichts der großen Gruppe war an ein vorübergehendes Ausscheiden nicht zu denken. Vier Wochen arbeitete ich nur das absolut Notwendige von zu Hause aus. Ich beantwortete Emails, führte Telefongespräche und schrieb Gutachten. Als Karolina zehn Tage alt war, empfing ich den ersten Besucher, einen japanischen Professor, zu einem wissenschaftlichen Gespräch an der Universität. Nach vier Wochen ging ich dann wieder regelmäßig zur Arbeit, und zwar mit Karolina. Ich nahm sie von Anfang an überall mit hin: zu Besprechungen, zu Sitzungen etc. Die Einführungsveranstaltung für Erstsemester hielt ich mit Karolina, was die Studenten nur kurzfristig verwunderte. Es war überhaupt kein Problem. In meinem Büro stellte ich ein Bett auf, in dem Karolina schlafen konnte. Zwischendurch gingen wir immer mal wieder spa-

Das Kind hat natürlich auch mein Arbeitsleben entscheidend verändert



zieren. Bei der ersten Besprechung mit dem Präsidenten der Universität fing Karolina auf einmal an zu schreien, sie hatte ganz offensichtlich Hunger. Es war eine wichtige Besprechung. Ich konnte sie nun entweder platzen lassen oder in der Öffentlichkeit stillen. Nach kurzem Nachdenken entschied ich mich für Letzteres, was ich danach immer tat und damit kein Problem mehr hatte.

Da ich zu diesem Zeitpunkt bereits viele Industriekooperationen hatte, war es unumgänglich, die Partnerfirmen gelegentlich zu besuchen. Beispielsweise mussten Karolina und ich im Januar 2007 nach London, wo wir von einem Chauffeur vom Flughafen abgeholt werden sollten. Allerdings war der Chauffeur offensichtlich nicht instruiert worden; er erwartete eher einen Herrn in Anzug. Umso erstaunter war er, als ich ihn ansprach, ob es sein könne, dass er auf mich warte. Da Name (Landfester) und Herkunftsort (Ulm) korrekt waren, konnte es keinen Zwei-

fel geben. Er war völlig durcheinander und meinte nur „I lost my mind“. Der Jaguar, in den wir dann einstiegen, hatte sicherlich noch nie in seinem Autoleben einen Kindersitz gesehen (den hatte ich natürlich vorsorglich mitgebracht ...).

Karolina und ich waren von Anfang an ein eingespieltes Team. Für drei Vorlesungsstunden des Wintersemesters konnte sich zunächst mein Mann frei nehmen, für zwei weitere hatte ich eine Betreuung engagiert. Wenn alle Stricke rissen, kam Karolina einfach mit in die Vorlesung. Am Anfang habe ich sie im Kinderwagen mitgenommen, anschließend war sie im Tragetuch. Wenn ich Glück hatte, schlief sie, wenn nicht, erzählte sie auch ein bisschen.

Klar kann ich – wenn Sie mich bei der Kinderbetreuung unterstützen

Aber es hat nicht gestört. Wir waren auch auf Konferenzen, zum Beispiel in Lissabon. Da ich keine Betreuung für Karolina organisiert hatte, nahm ich sie im Tragetuch auf die Bühne mit, um den Vortrag zu halten. Als ich zu sprechen begann, wurde im Auditorium alles, was in der Lage ist, Fotos zu machen (vor allem Handys), aktiviert ... So ungewöhnlich war dieser Auftritt!

Als mich die Deutsche Forschungsgemeinschaft fragte, ob ich einen Sonderforschungsbereich in Kiel begutachten könne, antwortete ich: „Ja, wenn Sie mich bei der Kinderbetreuung unterstützen.“ Die Verblüffung am anderen Ende der Leitung war nicht zu überhören, und man erbat sich Bedenkzeit. Bereits nach zwei Stunden erhielt ich einen Anruf, dass dies *natürlich* möglich sei. So bin ich mit Karolina nach Kiel zur Begutachtung gefahren.

Seit September 2007, also mit einem Jahr, ging Karolina in die Kita, am Anfang nur vormittags, später von 9 bis



maximal 17 Uhr, davor und danach kümmerte ich mich um sie. Nach dem Ende der Stillzeit übernahm mein Mann – selbstverständlich – Karolinas Betreuung, wenn ich – wieder alleine – auf Dienstreisen war. Das Wochenende war (und ist!) für uns heilige Familienzeit!

Im Dezember 2007 erteilte mich dann ein Ruf vom Max-Planck-Institut für Polymerforschung auf eine Direktorenstelle. Auch hier habe ich wieder für meine Familie mitverhandelt, auch wenn mein Mann das gar nicht „nötig“ hat. Er hat allerdings, und das muss ich ihm sehr hoch anrechnen, seine unbefristete Stelle aufgegeben, um mit nach Mainz zu ziehen. Am 1. September 2008 haben wir in Mainz begonnen. Großartig war, dass insgesamt 25 Mitarbeiter aus Ulm mitgekommen sind. Es musste einiges aufgebaut werden. Meine Gruppe ist nun noch etwas größer, die Themen sind noch breiter gefächert.

Im Oktober letzten Jahres kam unsere zweite Tochter, Isabella, auf die Welt. Auch als Direktorin kann man Mut-

ter werden! Neun Tage nach der Geburt war Isabella das erste Mal im Institut, danach habe ich sie langsam in das Berufsleben „eingewöhnt“ und integriert; denn Isabella war natürlich wie ihre große Schwester immer bei allen beruflichen Terminen dabei. So habe ich wieder das Kinderbett aufgestellt und alles gemütlich für Isabella eingerichtet. Die Windeln liegen neben den Akten im Schrank. Karolina hat ihren eigenen Schreibtisch mit vielen wichtigen Utensilien. Beim zweiten Kind ist alles schon viel „normaler“. Bei der DFG muss man nur noch kurz sagen, dass man für eine SFB-Begutachtung eine Kinderbetreuung benötigt, zur Humboldt-Gesellschaft kommt Isabella ganz selbstverständlich mit. Isabella war bereits in vielen deutschen Städten, aber auch in Granada, Florida und in Brasilien. Alle Reisen verliefen völlig problemlos.

Auch eine Max-Planck-Direktorin kann Mutter werden

In die Kita geht Isabella, seit sie neun Monate alt ist. Und wenn ich mit ihr verreise, sage ich in der Kita: „Isabella geht mal wieder auf Dienstreise.“ Es ist großartig zu sehen, wie unproblematisch es ist, in anderen Städten eine Kinderbetreuung zu organisieren. So kann man beispielsweise in einigen deutschen Städten über den Familienservice eine Kinderbetreuung in Anspruch nehmen. Manchmal nehme ich auch beide Kinder mit; die Fahrten mit der Bahn sind ein Erlebnis für beide, und Karolina freut sich immer sehr, das Spielzeug in andern Kitas testen zu können. Außerdem ist sie sehr stolz, für ihre kleine Schwester verantwortlich zu sein.

Nun, es soll sich nun nicht so anhören, dass ich nur an meine Arbeit denke und mich nicht um meine Kinder kümmere. Ich versuche aber, beides gut unter einen Hut zu

bekommen. Es gibt Zeit für die Arbeit und es gibt Zeit für die Kinder, in der wir spielen und viel lachen. Dies bedeutet dann aber eben auch, dass beide Eltern abends, nach intensiver Kinderzeit und wenn die Kinder im Bett sind, die Laptops aufklappen und die Zeit bis Mitternacht nutzen, um die Arbeiten des Tages fertigzubekommen. Beide Mädchen sind sehr aufgeweckte und fröhliche Wesen, und ich glaube, sie genießen es, immer in der Nähe ihrer Mutter zu sein. Wichtig ist, dass ich dabei ruhig bleibe, und zwar egal, was passiert.

Es ist nicht immer ganz leicht, die Bürokratie und die verschiedenen Stellen zu überzeugen, dass sich alles irgendwie machen lassen muss. Nach einigen Verhandlungen durfte ich als mein eigener Gast sogar in den Wochen direkt nach der Geburt (in denen man eigentlich verpflichtet ist, zu Hause zu bleiben) ins Institut kommen. Denken kann man eben doch nicht verbieten. Zu Dienstreisen darf ich nun eine Hilfskraft mitnehmen. Das sind alles Lösungen, die ich vorgeschlagen habe. Das Institut war und ist sehr hilfreich, andere Stellen jedoch weniger. Meine Kollegen unterstützen mich in hervorragender Art und Weise, und so schaffe ich es, die Arbeit mit den beiden Kindern zu meistern.

Meine Arbeitszeit beginnt im Moment um 9 Uhr, nachdem ich beide Kinder in der Kita abgegeben habe. Gegen Mittag hole ich Isabella ab, die dann den Nachmittag immer noch bei mir im Büro verbringt. Hier gibt es genug Spielzeug für sie, so dass keine Langeweile aufkommen kann. Gegen 17 Uhr hole ich Karolina ab, und dann beginnt für mich jeden Tag die intensive Kinderzeit. Ach, was man in der Zeit bis 20

Kinder müssen voll in den Alltag integriert werden

Uhr alles machen und miteinander genießen kann! Wenn die Kinder schlafen, nehmen mein Mann und ich in sehr gemütlicher Atmosphäre erneut die Arbeit auf. Und was passiert, wenn die Kinder krank sind? Sie können dann natürlich nicht in die Kita gehen. Wenn sie nicht allzu krank sind, kommen sie mit ins Institut, ansonsten bleiben entweder ich oder – vor allem wenn ich auf einer Dienstreise bin, die ich nicht verschieben kann – mein Mann zu Hause.

Mein Credo ist: Kinder müssen voll in den (Arbeits)alltag integriert werden und Familie und Arbeit muss eine Einheit bilden. So habe ich für mich einen Weg gefunden, Karriere und Familie zu verknüpfen. Sicherlich kann es anstrengend sein, aber für die Kinder ist es das wert.

Ich bin mir bewusst, dass mein Leben nur *ein* Beispiel ist. Es hängt immer so viel von den individuellen Umständen ab, dass es auch nur individuelle Lösungen gibt bzw. geben kann. Dennoch kann ich jeder Frau nur Mut für einen Weg in höhere Positionen machen: Erstens geht mehr, als man denkt, und zweitens man muss sich trauen, auch ungewöhnliche Wege zu gehen. Wie oft habe ich schon gehört: „Ach, toll, dass Sie das machen, ich hätte mir das nicht zugetraut.“ Allerdings muss man sich in der Tat auch zutrauen, sich ungewöhnliche Dinge zu trauen. Dabei ist es wichtig, sehr konkrete Vorschläge zu machen. Meistens können so Lösungen gefunden werden, sie liegen aber nie einfach auf der Straße.

Ehemann PD. Dr. Volker Mailänder, 40 Jahre:

Wenn man die aktuelle Politik verfolgt, so könnte man meinen, dass die Förderung von Familie und Beruf, die

in den letzten Jahren zumindest vordergründig heftig diskutiert und propagiert wurde, schon längst Alltag geworden ist – für die Frauen. Dass dem noch lange nicht so ist, kann man aus dem Erfahrungsbericht meiner Frau erahnen.

Und wo bleiben die Männer? Es gab einmal den Satz „Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine starke Frau“. Vielleicht sollte man ihn erweitern auf „und hinter jeder erfolgreichen Frau steht ein selbstbewusster Mann“. – Lassen Sie mich Partnerschaft und Kindererziehung an einigen Ereignissen aus der Sicht des modernen Mannes und der Reaktion der Umgebung beleuchten.

Frauen richten sich beruflich nach den Männern und nicht anders herum – zumindest meistens –, aber meine Frau war zu dem Zeitpunkt, als wir uns in Berlin kennenlernten, auf der wissenschaftlichen Karriereleiter schon deutlich weiter fortgeschritten als ich. Als sie nach knapp vier Jahren einen Ruf auf eine C4-Professur nach Ulm erhielt, bewarb ich mich in Ulm, da ich in Ulm aufgewachsen war und es für uns feststand, dass wir keine Fernbeziehung führen wollten. Eines Abends, als ich am Kopierer im Chefsekretariats eine dickere Akten kopieren musste, drang plötzlich aus dem Zimmer meines Chefarztes der Ruf: „Wer ist denn da?“, so dass ich mich entschuldigend meldete und der Chefarzt mich darauf zu sich herein bat. Nach einigem Hin und Her und Nachfragen nach dem Grund meines Fortgehens bemerkte er: „Herr Mailänder, Sie sind doch noch jung. Da findet sich doch leicht eine neue Beziehung.“ Eine solche Einmischung in meine persönlichen Entscheidungen hatte ich mir nun wirklich nicht gewünscht.

Als sich nach dem Antritt der Stelle in Ulm (in der Transfusionsmedizin) und nach weiteren zwei Jahren unsere erste Tochter ankündigte, wagte ich es, nach der Möglichkeit zu fragen, ob ich an zwei Tagen pro Woche statt um 8 Uhr um 9 Uhr bzw. um 9:30 Uhr anfangen könnte, um meiner Frau das Abhalten der Pflichtvorlesungen zu ermöglichen. Eine „externe“ Kinderbetreuung in den ersten Monaten konnten wir uns nicht vorstellen. Unbezahlte Überstunden fielen sowieso (wie in Arztberufen üblich) zuhauf an und waren zudem über ein elektronisches Zugangssystem ausgiebig dokumentiert. Außerdem war klar, dass ich den späteren Beginn leicht mit längerer Anwesenheit am Abend ausgleichen würde. Ich trug dies meinem damaligen Oberarzt und dann auch dem Institutsleiter vor. Nach ungefähr zweiwöchigem Überlegen war es dann möglich, wofür ich heute noch sehr dankbar bin. Das Beispiel zeigt allerdings auch, dass selbst in Organisationen, die sich bemühen, familienfreundliche Regelungen zu finden, solche bisher nicht im Sinne eines Modells vorhanden sind. Es bedarf stets einiger Gespräche zwischen den entscheidenden Personen, um solche (ungewöhnlichen?) Varianten zu ermöglichen. Schließlich muss man sagen, dass sich Vorgesetzte und Verwaltungen hier nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer auf flexible Lösungen einlassen sollten und könnten – dies aber, weil man es nicht anders kennt, nicht tun (wollen). „Beruf und Familie“, das sollte auch für Männer kein „Oder“, sondern ein „Und“ sein.

Kinder können selbst schwierigste Situationen entspannen. Hier hat mir meine ältere Tochter einmal

buchstäblich den Kopf gerettet. Es war kurz vor 17 Uhr, und ich war schon spät dran und sollte unbedingt noch bei meinem Chef zu einem kurzen Gespräch vorbeikommen. Aber Karolina musste von der Kita abgeholt werden – ich hatte „Abholdienst“, denn meine Frau war auf Dienstreise. Einige Minuten blieben mir noch bis zu dem Termin. So entschied ich mich, Karolina schnell abzuholen, um vielleicht gerade noch rechtzeitig zu kommen. Es kam, wie es kommen musste: Das Auto war viel zu weit weg geparkt, an der Kita war kein Parkplatz zu finden, Karolina gab sich äußerst quengelig, so dass die ganze Abholprozedur viel zu lange dauerte. Ich kam schließlich mit einer gehörigen Verspätung wieder im Institut an und traf auf einen äußerst zornigen Chef – so hatte ich ihn noch nie gesehen. Obwohl er noch kaum etwas gesagt hatte, „begriff“ Karolina (mit ihren 15 Monaten) die Situation und brach wild schluchzend in Tränen aus. Mein Chef vergaß augenblicklich seinen Zorn und versicherte nur noch, dass er mir nicht den Kopf abreißen würde und Karolina bitte nicht mehr auf ihn böse sein solle. Von da an verwies mein Chef, immer wenn Karolina bei einer Besprechung dabei war, auf dieses Ereignis und ermahnte uns: „Nicht weinen, Karolina.“

Wenn meine Frau auf Dienstreise ist und ich spät abends noch ein dienstliches Gespräch führen muss, ist Karolina ganz selbstverständlich dabei. Nicht mehr *ich* gehe zur Besprechung, sondern *wir* gehen dorthin. Inzwischen wundern sich auch die meisten Kollegen nicht mehr darüber. Ich glaube, der Mut besteht darin, dies sich selbst gegenüber nicht als Schwäche auszule-

gen („Softie“) und sich entsprechend zu verhalten, sondern dies als modern, fortschrittlich und angenehm zu empfinden und den anderen auch so zu vermitteln. Wie viel weniger reich wäre unser Leben ohne Kinder – und wie viel reicher können auch berufliche Situationen werden, wenn Kinder daran teilnehmen können. Schließlich gehörte es für mich als Kind mit zum Größten, wenn ich mit meinem Vater ins „Geschäft“ (ein Möbelhaus) fahren durfte, um dort zu sehen, wie mein Vater mit Kollegen den Lkw für den nächsten Tag belud, die Montageaufträge durchsprach und wir schließlich mit dem voll beladenen Lastwagen nach Hause fuhren, damit mein Vater morgens möglichst früh „vom Hof“ kam. Jede Sendung mit der Maus hat mir weniger vom Leben erzählt als diese Einblicke in die Lebens- und Arbeitswelt meines Vaters. Nicht umsonst malt Karolina nun mit vier Jahren auch nicht nur Prinzessinnen und Häuser, sondern auch „Nanopattikel“ (O-Ton Karolina).

Als Fazit bleibt: Wenn frau sich trauen muss, Familie und Beruf zu verbinden, dann muss mann noch mehr.

Fragen an die Autorin

1. Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?

Was man braucht sind:

- einen äußerst kooperativer und mutigen Mann;
- viel Mut, immer wieder neue Wege zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu beschreiten;
- Ruhe und Gelassenheit, wenn man eh nichts ändern kann (auch wenn eine Deadline in zwei Stunden ist und das Kind schreit; hier einfach in Ruhe spazieren gehen und in einer

Stunde versuchen, wieder anzufangen; irgendwie wird es schon klappen);

- eine exzellente Kinderbetreuung, bei der man die Kinder nicht abgestellt, sondern betreut weiß;
- viel Kreativität beim Finden neuer Lösungen.

2. Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?

Ja, durchaus. Mein Vater hat gezeigt, dass man auch als Professor viel Zeit für die Kinder haben kann. Er war viel für uns (drei) Kinder da, während meine Mutter zunächst noch wissenschaftlich und anschließend künstlerisch tätig war.

3. Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?

Trauen Sie sich ruhig zu, ungewöhnliche Wege zu gehen, was eine Realisierung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen kann. Geht nicht, gibt es nicht. Es ist erstaunlich, wie viel möglich ist, wenn man eine (individuelle) Lösung finden will.

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

Nichts

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

Im Ausland gibt es mehr Vorbilder als hier, daher scheint es einfacher zu sein, den Spagat „Familie und Karriere“ zu meistern. Aber es kommt immer auf das persönliche Umfeld an und wie man hier in der Lage ist, alles für sich zu organisieren. Eine Flexibilisierung von Kinderbetreuung ist sicherlich sehr hilfreich, um auch in Deutschland vieles selbstverständlicher zu machen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Ich denke sowohl als auch. Meinen Max-Planck-Job habe ich mit einem Kind erhalten.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Da kommen die Kinder selbstverständlich mit und testen die Kekse, wenn es welche gibt. Sie haben ansonsten Taschen mit wichtigen „Materialien“ (Spielsachen, Bastelsachen etc.) dabei.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Beide zu gleichen Teilen.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Das hängt von der Krankheit ab: Bei leichten Krankheiten kommen die Kinder mit ins Institut und spielen dort, bei schwereren bleibe ich zu Hause. Schreiben und telefonieren kann ich auch dort. Herausfordernd ist es, wenn man morgens merkt, dass ein Kind Fieber hat und daher nicht in die Kita gehen kann, man allerdings um 8.15 Uhr Vorlesung hat, der Mann die medizinische Sprechstunde ab 8.00 Uhr übernehmen muss und die (Not-)Kinderfrau nicht so kurzfristig verfügbar ist. Dann hilft nur: Kind mit einem Tragetuch vor den Bauch binden und gemeinsam eine Vorlesung halten. Geht alles.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Ich brauche keine, aber wir brauchen viel mehr Personen, die Frauen selbstverständlich unterstützen.

11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?

Herausforderung und Bereicherung!

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1988–1993) Chemie, Technische Universität Darmstadt, Diplomarbeit an der Ecole d'Application des Hauts Polymères in Straßburg, Frankreich

Promotion (1993–1995) Max-Planck-Institut für Polymerforschung/Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (1995-1996) am Max-Planck-Institut für Polymerforschung, Mainz

Postdoc (1996-1997) am Emulsion Polymers Institute, Lehigh University, Bethlehem, PA, USA

Liebig-Stipendiatin (1998-2000) des Fonds der chemischen Industrie (FCI) am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (2000-2003) am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung, Golm

Habilitation (2002) Universität Potsdam

C4-Professorin (2003–2008) an der Universität Ulm

Geburt Tochter Karolina Sophia (2006)

Direktorin (seit 2008) am Max-Planck-Institut für Polymerforschung, Mainz

Honoraryprofessorin (seit 2009) an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Geburt Tochter Isabella Selina (2009)

Stipendien

DAAD-Stipendien (1992, 1994)

Studienabschlussauszeichnung (1995) des Fonds der Chemischen Industrie, FCI

DFG-Stipendium (1996-1997)

Liebigstipendium (1998-2000) des Fonds der chemischen Industrie

Stipendium (2001) der Dr. Hermann-Schnell-Stiftung

Reimund-Stadler-Habilitandenpreis (2001) der Fachgruppe Makromolekulare Chemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker, GDCh

Mitglied (2002-2007) der Jungen Akademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und Deutschen Naturforscher Leopoldina und **Sprecherin** (2003/2004)

„It takes a village to raise a child“

Prof. Dr. Gabriele Linke

Das afrikanische Sprichwort „It takes a village to raise a child“ wurde berühmt durch Hilary Rodham Clinton, die es während des Wahlkampfs von Bill Clinton 1996 in einer Rede als Motto benutzte. Der Gedanke, dass es viele Menschen braucht, um Kinder in Geborgenheit aufwachsen zu lassen, scheint mir ein geeignetes Motto für meine Lebensgeschichte zu sein.

Mein Leben als Mutter und Wissenschaftlerin verlief alles andere als geradlinig und wurde stark von den spezifisch historischen Bedingungen beeinflusst, die heute kaum noch nachvollziehbar sind. Meine jungen Jahre waren geprägt von den Lebens- und Arbeitsbedingungen in der DDR. Ich heiratete im Alter von 20 Jahren, während meines Studiums. Trotz meines sehr guten Studienabschlusses hatte ich keine Aussicht auf eine Promotionsstelle, da ich nicht Mitglied der SED war. Ich ging



also 1977 als Lehrerin für Englisch und Deutsch an eine Schule in Jena, und meine beiden Kinder, Konrad (1979) und Franziska (1981), wurden geboren. Bei jedem Kind blieb ich für ein ganzes Erziehungsjahr zu Hause, danach arbeitete ich wieder voll und ließ meine Kinder von einer Tagesmutter privat betreuen, bis sie im Alter von drei Jahren in einen staatlichen Kindergarten gehen konnten. In der DDR wurden Kindergartenplätze garantiert, und es war normal, dass man auch als Mutter kleiner Kinder einer Vollzeitbeschäftigung nachging.

Von der Lehrerin
zur Wissen-
schaftlerin

Als ich hörte, dass die Universität bzw. die Sektion Sprachwissenschaft junge Mitarbeiterinnen mit Praxiserfahrung, das heißt Schulerfahrung, für die Ausbildung der Lehramtsstudierenden suchte, sah ich eine Gelegenheit, meinen wissenschaftlichen Interessen nachzugehen. Ich bewarb mich und wurde zu meiner eigenen Überraschung eingestellt, ohne besondere politische Verpflichtungen eingehen zu müssen. Ich begann 1982 – meine Kinder waren anderthalb und dreieinhalb Jahre alt – auf einer befristeten Mitarbeiterstelle mit Lehrverpflichtung auf dem Gebiet der angewandten Sprachwissenschaft (Englisch) zu promovieren.

Mein Mann, Musiker und Musikerzieher, hatte ein eher traditionelles Rollenverständnis und arbeitete zu wenig familienfreundlichen Zeiten. Er entlastete mich wenig im Haushalt und bei der Kinderbetreuung. Wenn ich aus der Schule bzw. später aus der Uni kam, widmete ich mich bis zum Abend der Versorgung und Betreuung der Kinder und kehrte, wenn sie dann zu Bett gegangen waren, meist noch einmal an den Schreibtisch zurück. Ich empfand die typi-

sche Doppelbelastung einer berufstätigen Mutter sehr deutlich, und sie war einer der Faktoren, die zur Ehescheidung 1985 beitrugen. Mein Lebensgefährte Matthias, mit dem ich danach bis 1994 zusammen war, engagierte sich mehr für meine Kinder.

Trotz der Veränderungen in der Familienstruktur wuchsen die Kinder in einem stabilen sozialen Umfeld auf. Neben meinem Lebensgefährten bin ich besonders meinen Eltern und meiner Nachbarin Auguste Barnowski für ihre Unterstützung dankbar. Meine Eltern, die nicht in Jena wohnten, betreuten meine Kinder regelmäßig in den Sommersemesterferien für mehrere Wochen, so dass ich in dieser Zeit in der wissenschaftlichen Arbeit immer beträchtlich voran-

In den Ferien
halfen die
Großeltern



kommen konnte. Meine Mutter, eine Hausfrau aus Tradition und Überzeugung, schwankte zwischen Stolz auf meine beruflichen Erfolge und Ablehnung meiner Berufstätigkeit, unterstützte mich aber im Bedarfsfall letztlich immer.

Frau Barnowski, Jahrgang 1908 und verwitwet, lebte allein in der Wohnung unter uns. Im Laufe der Zeit wurde sie mir zu einer mütterlichen Freundin und meinen Kindern zu einer weiteren Großmutter. Wir entwickelten quasi-familiäre Beziehungen, die auf Gegenseitigkeit beruhten. Dadurch, dass Frau Barnowski nachmittags und abends oft bei der Betreuung der Kinder aushalf, war es mir möglich, an vielen dienstlichen Veranstaltungen teilzunehmen, die an der Universität nicht selten nachmittags und abends stattfanden. Die Kinder liebten Frau Barnowski und nahmen sehr viel von ihrer Güte mit. Frau Barnowski, die aus Ostpreußen stammte, war nach dem Krieg mehrere Jahre in einem sowjetischen Arbeitslager gewesen, bevor es sie nach Jena verschlug, wo sie Arbeit fand und bis Ende der 1990er Jahre lebte. Ich sehe sie als einen vorbildlichen Menschen, der schwere Zeiten ohne Bitterkeit hinter sich gebracht hat, bis ins hohe Alter anderen Menschen mit Offenheit begegnete und ein tätiges Leben führte. Ich bin dankbar, dass meine Kinder mit ihren Geschichten, ihrer Heiterkeit und ihrer Fürsorglichkeit aufwachsen durften. Sie hat damit zugleich großen Anteil an meinem Berufsweg als Wissenschaftlerin.

1989 kam die politische Wende und, im Anschluss an die Vereinigung, die Umgestaltung der Universitäten auf dem früheren Gebiet der DDR. Sie brachte für mich die Möglichkeit, mich innerhalb der Anglistik/Amerikanistik

umzuorientieren und neu zu profilieren, weg von der angewandten Sprachwissenschaft/Fachdidaktik und hin zur britischen und amerikanischen Kultur, einem in der DDR stark politisierten Gebiet, das es in Jena neu zu gestalten galt. Innerhalb weniger Jahre hatte sich außerdem mein berufliches Umfeld, obwohl am selben Ort, vollkommen gewandelt. Die frühen 1990er Jahre waren eine Zeit tiefgreifender Veränderungen der Universität. Nach der Wende Zum einen wurde eine neue Stellenstruktur geschaffen, was hieß, dass meine nach der erfolgreichen Promotion verstetigte Stelle wieder in eine befristete verwandelt wurde, was ich als formell allein erziehende Mutter als existenzielle Bedrohung empfand. Die Androhung der Kündigung für den Fall, dass ich einer Befristung nicht zustimmte, erzeugt in mir Angst, aber auch Widerstand. Ich konnte eine C1-Stelle heraushandeln, und lernte nach und nach, die veränderte Beschäftigungssituation zu akzeptieren. In dieser Zeit empfand ich die ökonomische Verantwortung für zwei Kinder als beträchtliche Last.

Ein zweiter Aspekt der Veränderung betraf die neuen Vorgesetzten in Gestalt der (aus Westdeutschland) neu berufenen Professoren. Die ersten Jahre verliefen nicht konfliktfrei und brachten immer wieder Kommunikationsprobleme, aber sie waren auch eine große Chance, andere Sehweisen und Vorstellungen kennenzulernen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Die Professoren Wolfgang G. Müller und Kurt Müller, meine neuen Vorgesetzten, hatten die schwierige Aufgabe, sich in der ihnen ganz unbekanntem sozialen Umgebung einer ostdeutschen Universität zu orientieren, unterstützten aber meinen Verbleib an der Universität und mein Habilitationsvorhaben. Sie räum-

ten mir die Möglichkeit ein, ein ganz eigenständiges Projekt zu bearbeiten, begleiteten dieses Projekt kritisch und belasteten mich wenig mit anderen Aufgaben, immer mit der Maßgabe, dass die Habilitation meine Hauptaufgabe sein und Priorität haben müsse, wobei sie durchaus berücksichtigten, dass ich zwei Kinder zu versorgen hatte. Dadurch konnte ich meine Habilitationsschrift einigermaßen termingerecht einreichen. Daneben war die Möglichkeit, an einem geisteswissenschaftlichen Forschungsprojekt viel zu Hause und mit freier Zeiteinteilung arbeiten zu können, eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass ich als zeitweilig allein Erziehende promovieren und habilitieren konnte.

Das Letzte, was mir für die Fortsetzung meiner akademischen Laufbahn nach der Wende als ostdeutsche Frau in der Anglistik/Amerikanistik fehlte, waren Auslandserfahrungen. Ohne diese würde ich, das war 1990 vollkommen klar, in meinem Fach nicht dauerhaft weiter arbeiten können – hier hatte ich wirklich etwas nachzuholen. Bei der Lösung dieses Problems spielte die Tatsache, dass ich geschieden war und zwei Kinder hatte, eine größere Rolle, denn die Versorgung der Kinder musste immer gewährleistet werden.

Als ich mich das erste Mal um ein längeres Postgraduiertenstudium in Großbritannien bewarb, wollte ich die Kinder mitnehmen. Dafür musste ich aber erst zusätzliche Finanzierungs- und Betreuungsmöglichkeiten ausfindig machen. Da ich noch kaum Erfahrungen mit Bewerbungen besaß, bat ich (naiv) die ausschreibende Institution um Aufschub für meine Bewerbung, dieser wurde aber abgelehnt – man könne nicht warten, bis ich meine privaten Probleme

Mein erster USA-Aufenthalt und Kinderbetreuung

gelöst habe. Ich stellte fest, dass es einfacher war, die Betreuung für meine Kinder zu Hause zu sichern, als bei einem stipendienfinanzierten Auslandsaufenthalt die zusätzlichen Mittel für die Mitnahme der Kinder einzuwerben. Mein erster längerer Aufenthalt 1990 in den USA wurde dadurch möglich, dass mein Lebensgefährte zu Hause die Versorgung der Kinder – mittlerweile beide in der Schule – gewährleistete. Längere Auslandsaufenthalte erwiesen sich in meinem Fall aber immer wieder als große Belastungsprobe für die Partnerschaft, da das Leben in einer anderen Kultur für den daheim gebliebenen Partner schwer nachvollziehbar war und sich die Divergenz des Erlebens oft als etwas Trennendes herausstellte. Diese Divergenz war jedoch stets nur ein Aspekt in einer komplexen Situation, und der Rückhalt durch den Partner trug, wenn gegeben, immer entscheidend zur Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Laufbahn bei.

In einem anderen Fall, als die Unterstützung durch einen Partner nicht gegeben war, zogen meine Eltern vorübergehend in meine Wohnung ein, genossen den Ortswechsel wie einen Urlaub und versorgten nebenbei meine Kinder, die inzwischen – 1994 – Teenager und schon recht selbstständig waren. Aus der Sicht der Kinder in diesem Alter war es am wichtigsten, dass sie ihre gewohnte Umgebung und ihre Freunde um sich hatten und ihren normalen Aktivitäten nachgehen konnten. Nichtsdestoweniger hatte ich gelegentlich das Gefühl – und der Gedanke wurde auch von außen an mich herangetragen –, meinen beruflichen Weg ohne Rücksicht auf meine Kinder zu verfolgen, da ich sie mehrfach längere Zeit zurückließ, und das in der Zeit vor Mobiltelefon und häuslicher Emailnutzung. Ganz

ohne Schuldgefühle ging es also nicht, aber ich hatte immer großes Vertrauen, dass meine Kinder von den Menschen ihrer Umgebung umsorgt wurden und sich nicht einsam fühlten. Bei keinem meiner zwischen drei und fünf Monaten dauernden Auslandsstudienaufenthalte hatte ich hinterher das Gefühl, dass meine Kinder verstört waren oder sich mir völlig entfremdet hätten.

Das Auslandsjahr
mit meiner
Tochter

1997/98 verbrachte ich ein akademisches Jahr als Austauschprofessorin an der University of North Carolina in Charlotte. Mein Sohn hatte gerade sein Abitur abgelegt und absolvierte in dieser Zeit sein Jahr als Zivildienstleistender. Meine Tochter hatte die 10. Klasse beendet und ging mit mir, um in Charlotte ein „Highschool-Jahr mit Mutter“ zu absolvieren. Dieses Jahr mit meiner Tochter in den USA gehört zu den schönsten und reichsten meines Lebens. Nicht nur lernte ich den Alltag an einer amerikanischen Universität mit neun Semesterwochenstunden Lehre und anderen Verpflichtungen kennen, erweiterte ich mein fachliches Wissen durch Zugang zu einer guten Bibliothek und knüpfte wissenschaftliche Kontakte, sondern ich hatte auch ein sehr intensives Jahr mit meiner heranwachsenden Tochter. Zu zweit allein in einer fremden Stadt, waren wir im Alltag aufeinander angewiesen, waren wir in guten und schlechten Stunden füreinander da und unternahmen wir viele erlebnisreiche Wochenendexkursionen, auf denen wir die Südstaaten der USA, ihre Kultur und Natur von den Outer Banks über die Great Smoky Mountains bis New Orleans gemeinsam erkundeten. In dieser Zeit lernten wir uns kennen, verstehen und schätzen, wie es im normalen Leben zu Hause nie geschehen wäre. Diese Vertrautheit war

und ist für mich als Mutter ein Schatz, der neben dem Gewinn an wissenschaftlicher und beruflicher Reife durchaus bestehen kann. Auch meine Tochter brachte das Jahr in den USA in Sachen Selbstvertrauen, Lebenserfahrung und Zielstrebigkeit einen großen Schritt vorwärts.

2001 habilitierte ich mich in Jena und trat unmittelbar danach die Professur in Rostock an. Meine Kinder waren zu dieser Zeit bereits eigene Wege gegangen. Meine Tochter begann gleich nach dem Abitur eine Ausbildung zur Flugbegleiterin bei der Lufthansa, und mein Sohn, der nach dem Zivildienst drei Jahre in Großbritannien und Deutschland gearbeitet hatte, nahm sein Studium auf. Obwohl die Auseinandersetzung mit den komplexen Aufgaben einer Professur wenig Zeit für Sehnsucht nach Familienleben ließ, fehlten mir die Kinder anfangs sehr. Obwohl Kinder immer auch Verantwortung und Pflichten bedeuten, geben sie doch auch Geborgenheit, verleihen dem Leben Struktur und Stabilität und schaffen einen wichtigen Ausgleich zu den Anforderungen einer wissenschaftlichen Tätigkeit. Ich verdanke meinen Kindern in dieser Hinsicht viel, und vor allem bin ich froh, dass sie mir nie Vorwürfe wegen meiner Berufstätigkeit gemacht, sondern mir meistens Verständnis entgegengebracht haben.

Kinder geben
auch Geborgen-
heit

Geboren aus der Abgeschlossenheit meines Aufwachsens in der DDR war die Hoffnung, dass meine Kinder einmal Weltbürger würden. Bei jedem meiner längeren USA-Aufenthalte ließ ich Kinder und Partner zu Besuch kommen und brachte die Kinder mit meiner Welt dort und mit Kolleg(inn)en und deren Kindern zusammen. Ich denke, dass diese Bemühungen auf fruchtbaren Boden gefallen

sind. Sollte ich meine Erfahrungen zusammenfassen, so würde ich sagen, dass ich ohne die Unterstützung durch meine Familie, aber auch durch Personen außerhalb der Familie bei der Versorgung der Kinder und ohne ein gut funktionierendes staatliches Kinderbetreuungssystem keine wissenschaftliche Laufbahn hätte verfolgen können. Hilfreich war auch die auf die Gleichberechtigung der Frau ausgerichtete Ideologie der DDR, da sie dafür sorgte, dass berufstätige Mütter als etwas Normales galten. Sonst hätte ich mich möglicherweise nicht so konsequent vom Hausfrauenideal, das in der Generation meiner Eltern noch vorherrschte, gelöst. Wichtig waren weiterhin verständnisvolle Vorgesetzte sowie die Möglichkeit freier Zeiteinteilung und des Arbeitens zu Hause. Partner, die bereit waren, Hausarbeit und Kinderbetreuung paritätisch zu teilen, habe ich in meiner Generation bzw. in meinem Umfeld kaum gefunden. In diesem Bereich habe ich viele Konflikte und Probleme durchlebt, aber ich weiß auch heute keine Lösung.

Wenn es um die Lösung praktischer Probleme geht, sollte man sich nicht scheuen, alle Unterstützungsangebote auszuloten – Stipendienprogramme, Beratungen und mehr, und hierbei sind Gleichstellungsbeauftragte als Schaltstellen wichtig. Erst mit der Zeit erfährt man, was möglich ist, und man sollte sich von gelegentlichen Rückschlägen nicht entmutigen lassen. Das Interesse an der wissenschaftlichen Arbeit muss sich über lange Zeit hinweg als so stark erweisen, dass es bei der Überwindung vieler Hürden trägt.

Konrad, 31 Jahre:

An meine frühe Kindheit habe ich nur wenige Erinnerungen. Nachdem ich ein Jahr alt war, brachte mich meine Mutter morgens zu einer Tagesmutter für die Zeit, in der sie in einer Schule unterrichtete. An die Betreuung habe ich nur positive Erinnerungen. Am frühen Nachmittag wurde ich wieder abgeholt. Ich verbrachte also viel Zeit mit meinen Eltern, verglichen mit anderen DDR-Kindern, die zum Teil ab einem Alter von drei Monaten eine Kinderkrippe besuchten, während beide Elternteile Vollzeit arbeiteten. Weil diesbezüglich immer wieder Horrorgeschichten kolportiert werden: Ich habe mehrere Freunde, die diese Erfahrung gemacht haben und trotzdem ganz normale Menschen geworden sind.

Im Kindergarten, den ich ab einem Alter von drei Jahren besuchte, spielte es im Prinzip keine Rolle, welchem Beruf die Eltern nachgingen. Es gab nur wenige „privilegierte“ Kinder, die schon nach dem Mittagessen abgeholt wurden – auf die waren wir besonders neidisch, vor allem, weil sie keinen Mittagsschlaf machen mussten. Nachmittags wurde ich meist zwischen 15:30 Uhr und 16:00 Uhr abgeholt. Damit lag ich im „Mittelfeld“. Freitags wurde ich schon früher abgeholt, und am Wochenende waren meine Eltern immer zu Hause. Mittags wurde gekocht, dann folgte der verhasste Mittagsschlaf (ein Ritual meines Vaters) und dann ging es raus auf den Spielplatz. Wenn das Wetter schlecht war (es musste wirklich schlecht sein), machten wir Gesellschaftsspiele. Wenn meine Eltern abends etwas vorhat-

ten oder Samstagvormittag in Ruhe die Wohnung auf Vordermann bringen wollten, durften meine Schwester und ich zu Frau Barnowski (meine Schwester und ich nannten sie Tante Mowski), die eine Etage unter uns wohnte. Sie war wie eine Großmutter zu uns, und wir empfanden es als Privileg, wenn wir zu ihr „runter“ durften.

Während der ersten drei Schuljahre war immer wenigstens ein Elternteil zu Hause, wenn ich aus der Schule kam. Ansonsten war verabredet, dass wir (meine Schwester und ich) zu Frau Barnowski gingen. Nachdem die Hausaufgaben gemacht waren (das wurde kontrolliert), durfte ich spielen gehen. Zwar waren meine Eltern nicht ständig zu Hause, aber ich hatte das Gefühl, dass andere Kinder mehr Freiheiten hatten; das waren besonders solche, bei denen beide Elternteile erst um 17 Uhr nach Hause kamen, und die bis dahin tun und lassen konnten, was sie wollten. Auch am Wochenende und in den Ferien haben wir als Familie viel gemeinsam unternommen, oft sind wir gewandert. Der Sommerurlaub wurde an der Ostsee oder in den Bergen des Ostblocks verbracht, im Winter ging es zum Skifahren in den Thüringer Wald. Über einen Mangel an frischer Luft kann ich mich wirklich nicht beklagen. Die übrige Ferienzeit verbrachten meine Schwester und ich bei meinen Großeltern, die einen riesigen Garten hatten und uns verwöhnten.

Mit zunehmendem Alter wurden die Zügel gelockert. Meine Mutter war beruflich stärker eingespannt – zumindest kam mir das so vor – und ich erhielt ich einen Wohnungsschlüssel, etwa in der vierten Klasse,

und konnte öfter in Eigenverantwortung über meine Nachmittagsgestaltung entscheiden. Frühstück und Abendbrot gab es jedoch weiter im Kreise der Familie, und am Wochenende waren wir weiterhin zusammen unterwegs. Auch in dieser Zeit hatte ich nie das Gefühl, dass ich unter besonderen Bedingungen aufwuchs, nur weil meine Mutter an der Universität arbeitete. Die einzigen negativen Erinnerungen aus dieser Zeit (etwa 5. bis 10. Klasse) betreffen das Fehlen eines Fernsehers – den hatten alle meine Freunde, nur unsere Familie nicht – und die Tatsache, dass es oft Streit zu Hause gab, besonders in den Ferien. Die Trennung meiner Eltern hingegen war kurz und schmerzlos und stellte keinen Einschnitt im Leben dar, wie es in anderen Familien oft der Fall ist.

Ich vermisste
einen Fernseher

Als meine Mutter 1990 das erste Mal für längere Zeit beruflich verreist war, war ich bereits alt genug, um damit umzugehen. In dieser Zeit passte Matthias, der Lebensgefährte meiner Mutter, auf uns auf, der zu dieser Zeit schon eine Art Ersatzvater war. 1994, als meine Mutter erneut längere Zeit in Großbritannien arbeitete, kamen die Großeltern nach Jena, um uns zu versorgen, denn in dieser Zeit war sie allein erziehend. Obwohl ich ganz normal die Schule besuchte, fühlte sich diese Zeit wie Urlaub an. Von mir aus hätte das häufiger so ablaufen können: drei Monate mit der Mutter, drei Monate mit den Großeltern. Ich fand es auch irgendwann ziemlich klasse, dass meine Mutter so viel unterwegs war, weil ich so schon früh die Welt sah – zum Beispiel war ich mit elf Jahren zwei Wochen in New

York und Boston, ein Höhepunkt meines Kinderlebens. Noch bevor ich volljährig wurde, folgten zwei weitere USA-Ausflüge. Allein deswegen fand ich es prima, dass meine Mutter einen reiselastigen Beruf hatte. Während ich in vielen Dingen ab der 10. Klasse meinen eigenen Weg gegangen bin, ist mir die Lust am Reisen bis heute geblieben.

Nach meinem 16. Lebensjahr sank der Einfluss der Eltern naturgemäß, und folgende Entwicklungen können kaum noch ihnen zugeschrieben werden. Während ich meinen Zivildienst leistete, war meine Mutter zu einem einjährigen Dozentenaustausch in den USA, und nach ihrer Rückkehr zog ich nach England, um für eine Spielefirma zu arbeiten. Obwohl das nicht ihren Vorstellungen entsprach, unterstützte sie mich bei dieser Entscheidung. Die Jahre bei Games Workshop gaben mir die Zeit, die viele männliche Schulabgänger benötigen, um sich klar zu werden, was sie in ihrem Leben tun wollen. Zudem erwarb ich Englischkenntnisse und Erfahrungen im Desktop-Publishing, von denen ich bis heute profitiere.

Als ich mit 22 Jahren mein Studium antrat, hatte ich konkrete Interessen und klare Zielvorstellungen – die vielleicht wichtigsten Voraussetzungen für einen zügigen Abschluss. Gerade als ich mein Studium in Jena antrat, erhielt meine Mutter den Ruf nach Rostock. Im Nachhinein ist mir bewusst geworden, dass ich nicht nur zielorientiert, sondern auch ohne Ängste an das Studium heranging, weil ich mit dem Akademikermilieu vertraut war; einige meiner Dozenten hatten meine Mutter zu Hause besucht und waren quasi

Freunde der Familie, die man duzte, und keine altherwürdigen Halbgötter. Diese Gelassenheit im Umgang mit Dozenten war zweifelsohne ein großer Vorteil für mich als Studenten.

Trotz erfolgreichen Studienverlaufs entschied ich mich erst gegen Ende meines Studiums für eine Promotion in amerikanischer Geschichte. Zum einen schreckte mich das Arbeitspensum einer Professorin ab, von dem ich über meine Mutter recht genau Bescheid wusste, und zum anderen liebäugelte ich mit einer Karriere beim Auswärtigen Amt. Nachdem ich allerdings beim Auswahlverfahren für den gehobenen Dienst im Auswärtigen Amt gescheitert war, sah ich die Promotion als eine willkommene Alternative. (Als Trostpreis erhielt ich 2007 immerhin eine Zusage für ein Praktikum an der Deutschen Botschaft in Hanoi.)

Als Betroffener kann man kaum beurteilen, wie gewöhnlich oder ungewöhnlich die eigene Kindheit war – der Fisch bemerkt zuletzt, dass er im Wasser schwimmt. Aber man vergleicht sich natürlich unbewusst mit seinen Schulkameraden und mit deren familiärem Umfeld. Im

**Der Fisch bemerkt
zuletzt, dass er im
Wasser schwimmt**

Rückblick kann ich sagen, dass ich nie das Gefühl hatte, in irgendeiner Art grundlegend anders aufzuwachsen als meine Freunde. Der Hauptunterschied war vermutlich, dass sich mein Vater wenig um uns Kinder kümmerte und ich, was typische Vater-Sohn-Hobbys wie Angeln und Modellbau anbetraf, auf die Väter meiner Freunde oder meinen Großvater zurückgreifen musste.

Werdegang Konrad Linke

1997 Abitur, anschließend Zivildienst

1998-2001 Mitarbeiter bei „Games Workshop Deutschland“ in Nottingham (UK) und Düsseldorf

2001–2007 Studium von Neuerer Geschichte, Anglistik und Medienwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena mit Studienabschnitten an den Universitäten Aberdeen (UK) und Berkeley (USA). 2007 M.A.-Abschluss

Seit 2008: Arbeit an der Promotion in amerikanischer Geschichte mit einem Landesgraduiertenstipendium (Thüringen)

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1973–1977) Lehramt Englisch und Deutsch, Universität Jena

Lehrerin (1977–1982) Jena

Geburt Sohn Konrad, 1979 (ein „Babyjahr“ genommen)

Geburt Tochter Franziska, 1981 (ein „Babyjahr“ genommen)

Wissenschaftliche Assistentin (1982–2001) Universität Jena

Promotion (1987) Universität Jena (Angewandte Sprachwissenschaft)

Auslandsaufenthalte 1990 Tufts University, Medford, USA; 1994 Warwick, UK; 1996 Bowling Green, USA; 1997/98 University of North Carolina, Charlotte, USA

Habilitation (2001) Universität Jena

Professur (seit 2002) Universität Rostock, Professur für britische und amerikanische Kulturstudien und Fachdidaktik Englisch

Familie und Beruf – ein andauernder Balanceakt

Prof. Dr. Renate Lobnig

Nur noch ein gutes Jahr, bis ich die „magische Grenze“ von 50 erreichen werde.

Es ist das erste Mal, dass mir ein runder Geburtstag wie ein großer Schritt in ein neues „Zeitalter“ erscheint. Vielleicht liegt es daran, dass erstmalig zu einem Wechsel ins neue Lebensjahrzehnt eine Welt vor mir liegt, in der die Anforderungen von außen, von Familie und Beruf weniger zu werden scheinen, eine Zeit, in der man einmal wieder zur Besinnung kommen kann, um über die eigenen Wünsche und Bedürfnisse nachzudenken, oder eine Bestandsaufnahme machen, wo man sich gerade befindet, oder einfach der Nase nach erkunden, was einem selbst als unabhängige Person gut tun wird, wo man persönlich in der Zukunft hin möchte.

Wo bin ich also jetzt? Und wie bin ich an dieser Stelle gelandet? Wenn ich mich beschreiben sollte, würden mir als Erstes die Begriffe „Mutter“ und „Professorin“ einfallen, ohne eine bestimmte Reihenfolge, gleichrangig nebenei-



inander. Jede dieser Rollen ist ein wichtiger Teil meines Lebens, auf den ich auf keinen Fall verzichten möchte, beide Rollen stellen sehr hohen Anforderungen an mich, ergänzen sich aber wunderbar. Es kommt mir nicht so vor, als würden sich die Aufgaben vervielfachen, sondern als würden sie die Anforderungen der jeweils anderen Rolle erleichtern. Jede dieser beiden Rollen ist quasi ein „Urlaub“ von der anderen, erlaubt mir ein zweites Leben, macht mich lebendiger, fitter, kraftvoller und gelassener für das jeweils andere Leben.

Einen Plan für mein Leben hatte ich kaum, eigentlich bin ich nur Schritt für Schritt weitergegangen, habe an den entscheidenden Weggabelungen Entscheidungen getroffen, Entscheidungen, die ich nicht bereue, und die mich letztlich genau an die Stelle geführt haben, an der ich jetzt stehe. Freunde und Bekannte, die schon sehr früh genau wussten, was ihr Lebens- oder Berufsziel war, und die die Schritte zum Erreichen dieses Ziels exakt geplant haben, waren mir eher suspekt.

Meine Eltern vermittelten uns Kindern von klein auf einen ausgeprägten Leistungswillen, meiner Schwester und mir zudem auch die klare Idee, dass man als Frau unabhängig sein sollte, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht. Meine Mutter hatte, wie in der damaligen Zeit üblich, ihren Beruf aufgegeben, als das erste Kind unterwegs war, um sich ganz der Familie zu widmen, und sie tat dies mit großem Engagement und Begeisterung. So war sie für mich in der Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter ein gutes Rollenvorbild, selbstbewusst und glücklich, selbstständig und selbstbestimmt.

Leute mit exaktem
Lebenziel waren
mir suspekt

Als Teil einer typischen mittelständischen Aufsteigerfamilie kamen als Berufswünsche fast nur bodenständige, „vernünftige“ Berufe in Frage. So lag für mich nach dem Abitur der Beruf der Lehrerin nahe, er erlaubte mir, die Fächer zu studieren, die mich besonders faszinierten, Mathematik und Chemie. Gleichzeitig verhielt er große wirtschaftliche Sicherheit und war bekannt als der Beruf, der Frauen am besten die Organisation einer Familienpause oder Teilzeitarbeit, also Vereinbarkeit von Familie und Beruf, erlaubt.

Am Lehramtsstudium gefiel mir außerdem, dass ich mich nicht auf ein einziges Fach beschränken musste. Schon ab der ersten Schulklasse hatte ich das Fach Mathematik geliebt, die Klarheit dieser Disziplin und ihre Strukturiertheit, ich konnte mir den Berufsweg einer Mathematikerin aber nie richtig vorstellen, irgendwie erschien das zu trocken, ich wollte nicht mit Papier und Bleistift (heute natürlich dem Computer) den ganzen Tag am Schreibtisch verbringen, zumindest war das mein damaliges Bild des Mathematikers. Chemie machte mir in der Oberstufe zwar großen Spaß, war mir aber noch nicht genügend ans Herz gewachsen, um ein reines Chemie-Studium zu beginnen. Und die Veranstaltungen zu Pädagogik und Psychologie, die ebenfalls zum Lehramtsstudium in Düsseldorf gehörten, rundeten die sonst vielleicht einseitig rationalen Studieninhalte, wunderbar ab, gaben Denkipulse in eine ganz andere Richtung. Außerdem gefiel mir, dass mir sowohl der Weg der Lehrerin als auch der Mathematikerin oder Chemikerin offen blieb. Vielleicht ist das ein wesentlicher Charakterzug von mir, mich nicht einseitig in eine Disziplin, nur auf eine

Lehrerin, Mathe-
matikerin oder
Chemikerin?

eng umrissene Aufgabe zu stürzen: Ich brauche die Vielseitigkeit, die Balance zwischen verschiedenen Lebensbereichen, zwischen Gefühl und Verstand.

Das Studium erwies sich tatsächlich als „richtig“ für mich und machte mir großen Spaß. Mathematik, mein ursprüngliches Lieblingsfach, faszinierte mich noch einige Jahre durch das Studium hindurch, doch ich empfand es zunehmend als lebensferner. Vielleicht lag das auch am Studienort, wo es keine Ingenieur-Disziplinen gibt, und mir irgendwann die Anwendungen fehlten. Jedenfalls wurde mir nach einigen Semestern die endlose Folge von Sätzen und Beweisen ohne Idee, wo es hinführen sollte, zu einseitig. In den ersten Semestern hatte ich außerdem viel Spaß am gemeinsamen Lösen von Übungsaufgaben in Arbeitsgruppen mit Studienkollegen, mit zunehmender Spezialisierung im späteren Studium, wurden solche Gruppen aber immer schwieriger zu finden, und die einsame Arbeit am Schreibtisch liegt mir einfach nicht.

Die Chemie erschien hier dagegen deutlich vielseitiger, die praktische Arbeit im Labor war ein schönes Gegengewicht zu den theoretischen Veranstaltungen, die Versuche im Labor wurden in Zweiergruppen durchgeführt, die Kommunikation mit den Studienkollegen war durch die lange, gemeinsam im Labor verbrachte Zeit viel intensiver, und in Fächern wie zum Beispiel der physikalischen Chemie kamen auch mathematisch-logische Aspekte nicht zu kurz. So entschloss ich mich, meine Examensarbeit in der physikalischen Chemie zu schreiben, es ging um „Die Orientierung von Rotationsdiffusionsachsen an anisotrop rotierenden Molekülen“. Das Thema war theoretisch anspruchsvoll und spannend, erforderte Synthesen organi-

scher Moleküle im Labor, Messungen mit C13-NMR-Spektroskopie, einer damals für mich neuen Technik, und ich konnte sie gemeinsam mit einem Studienkollegen durchführen, so dass auch die Kommunikation nicht zu kurz kam.

Mein Betreuer schlug mir vor, das Thema in einer Doktorarbeit in seiner Arbeitsgruppe zu vertiefen. Dies war der erste Anstoß, den geplanten Weg zur Lehrerin zu verlassen und erst einmal, etwas ganz anderes zu tun, nämlich ganz in die Forschung einzutauchen. Ohne diesen Impuls wäre ich vermutlich gar nicht auf die Idee gekommen, dass dies zu mir passen würde.

Die Idee zu promovieren

Allerdings suchte ich ein Thema, das praxisnäher war, den Anwendungsbezug deutlicher erkennen ließ und eventuell auch klarere Berufschancen eröffnen würde. Mein damaliger Freund lebte ebenfalls in Düsseldorf, so dass ich den Ort nicht wechseln wollte und mich deshalb am dortigen Max-Planck-Institut für Eisenforschung bewarb. Der Abteilungsleiter der „Physikalischen Chemie“ war zwar sehr überrascht, dass sich eine Lehramtlerin für eine Doktorarbeit bewarb, lud mich aber trotzdem zu einem Vorstellungsgespräch ein. Er entschied sich – allerdings erst nach reiflicher Überlegungszeit und nach meinem zweiten Besuch am Institut –, das Wagnis einzugehen und mich anzunehmen.

Eigentlich hatte ich selbst überhaupt keine Bedenken, dass ich es schaffen würde, was sich dann auch als die richtige Einschätzung erwies. Die Arbeit im Bereich der Hochtemperaturkorrosion zum Thema „Mechanismen der gleichzeitigen Oxidation und Sulfidierung von Cr-Ni-Stählen“ hatte einen sehr praktischen Bezug, beispielsweise

zum Versagen von Wärmetauschern in Kohlevergasungsatmosphären, und führte mich in ganz neue inhaltliche Bereiche der physikalischen Chemie. Auch das praktische Arbeiten blieb spannend. So mussten manche der Experimente in fast reinen Wasserstoff-Atmosphären bei hohen Temperaturen durchgeführt werden – ein unbedachter Handgriff im Versuchsablauf hätte hier zu einer gigantischen Knallgas-Explosion führen können. Der spannendste Tag war, als ich radioaktives Schwefelwasserstoff-Gas in einer selbst entworfenen Quarzglas-Apparatur verteilen und Ampullen für Diffusionsversuche abschmelzen lassen musste. Da waren eine ruhige, überlegt geführte Hand und genügend Schlaf in der Nacht zuvor absolut notwendig. Die Atmosphäre in der Arbeitsgruppe war toll. Man verbrachte die drei Jahre mit Freunden und hatte viel Spaß miteinander. Selten habe ich so viel gelacht wie in dieser Zeit.

So viel Spaß die reine Forschung mir auch machte, ich merkte damals schon, dass ich mir ein noch vielseitigeres Leben, mehr Umgang mit Menschen wünschte. Und so wollte ich unbedingt das Leben in der Schule ausprobieren und meldete mich zur Referendarzeit am Seminar in Krefeld an. Sowohl das halbe Jahr an einer Berufsschule in Krefeld als auch die eineinhalb Jahre an einem Gymnasium in Meerbusch haben mir große Freude gemacht. Die Schüler machten erstaunlich interessiert und engagiert mit, es war spannend, neue didaktische Konzepte auszuprobieren, zu versuchen, die Schüler zum eigenständigen Denken zu anzuleiten. Nebenbei führte ich auch noch die Forschungstätigkeit am MPI in Düsseldorf fort.

Forschung, aber
auch Umgang mit
Menschen

Es hätte durchaus passieren können, dass ich danach an der Schule geblieben wäre. Doch dann kam die Otto-Hahn-Medaille dazwischen. Diese wird von der Max-Planck-Gesellschaft an junge Wissenschaftler für hervorragende Arbeiten in ihrer ersten Schaffensperiode verliehen. Dies war ein entscheidender Wendepunkt in meiner beruflichen Laufbahn, denn mit dem Preis war ein einjähriges Auslandsstipendium an einem Ort der eigenen Wahl verbunden. Und dieses wunderbare Angebot wollte ich mir ganz sicher nicht entgehen lassen. Nach vielen Gesprächen und Überlegungen mit meinen Kollegen und Freunden entschied mich für ein Institut, das mir auf den ersten Blick fachlich gar nicht so nahe lag, aber einen hervorragenden Ruf hatte und die Erweiterung meiner Kenntnisse und Fähigkeiten erwarten ließ: die Bell Laboratories in Murray Hill, New Jersey, in den USA. Es ist das vielleicht bekannteste und renommierteste Industrie-Forschungsinstitut der Welt, vor allem bekannt bei Physikern, aber auch in der Chemie und den Werkstoffwissenschaften. Dort beschäftigte ich mich mit dem Einfluss von Feinststaubpartikeln auf die Korrosion elektronischer Bauteile und lernte wiederum viele neue Aspekte der Korrosion sowie der Verlässlichkeit von Materialien und Komponenten kennen.

Schon kurz nach meiner Ankunft in den USA lernte ich meinen jetzigen Mann beim Betriebssport von Bell Laboratories kennen, ebenfalls ein Deutscher, der dort bereits seit einigen Jahren als Physiker arbeitete. Es war zwar einigermaßen erstaunlich, so weit von zu Hause ausgerechnet einen Deutschen zu treffen und sich in ihn zu verlieben, andererseits finden sich Gleichgesinnte vielleicht gerade in solchen außergewöhnlichen Situationen, immerhin sind

beide ja auf ihrem Weg dorthin gelangt. Und so kamen eine interessante berufliche Aufgabe und ein privates Anliegen zusammen und bewegten mich, mehr als sechs Jahre in Murray Hill zu bleiben. Eingereist mit nur zwei Koffern, kehrte ich nach sechseinhalb Jahren mit Mann, zwei Kindern und einem großen Container voller Hausrat (inklusive Steinway-Flügel) nach Deutschland zurück.

Wann ist der richtige Zeitpunkt, um Kinder zu haben?
Ich glaube, wenn man die Entscheidung rein rational fällen wollte, würde die Antwort eigentlich „nie!“ lauten: Im Studium ist man zu eingespannt, während weiterer Ausbildungsetappen wie Doktorarbeit oder Referendarzeit ebenfalls. Danach beginnt die Phase, in der man sich beruflich durchsetzen muss, als Frau vor allem gegenüber Männern, die sich, zumindest bei anspruchsvolleren Berufen, im Regelfall nur am Rande um Kinder und Familie kümmern, sondern ihre volle Energie in die Arbeit geben. Meine persönliche Maxime war immer, zwar engagiert und mit voller Kraft die Aufgaben zu verfolgen, die ich mir vorgenommen hatte, aber nur soweit ich das wollte. Beispielsweise war ich bei Examensprüfungen meist sehr entspannt, da ich das Gefühl hatte, dass ich bei der Vorbereitung „alles gegeben“ hatte und dass der Rest sicher auch etwas vom Zufall abhing, aber das war dann unkalkulierbar und außerhalb meiner Verantwortung. Ebenso waren für mich exzessive Arbeitszeiten im Berufsleben tabu, schon während der Doktorarbeit, aber mit Familie als zweiter Aufgabe erst recht. Meine Idee war eher, mich soweit einzusetzen, wie mir das richtig, sinnvoll und stimmig erschien, und dann am Ende zu sehen, wie weit und wohin mich das bringen würde.

Ich wollte unbedingt Kinder und Familie, und es war auch das Wichtigste, was mir im Leben passiert ist. Aber ich wollte auf keinen Fall die vielen Jahre der Ausbildung „verfallen lassen“ und meine Chancen auf Wiedereinstellung nach einer langen Berufspause ruinieren. In der Chemie – das war mir klar – hätten nur wenige Jahre des Aussetzens das „Aus“ im Berufsleben bedeutet. Nach der Geburt meiner älteren Tochter Marlis blieb ich für sechs Monate ganz zu Hause, ebenfalls nach der Geburt meiner zweiten Tochter Helena. Diese Zeiten möchte ich auf keinen Fall missen, es war unglaublich schön, das neue Wesen, das mir geschenkt wurde, so intensiv kennenzulernen, die Beziehung zu ihm zu vertiefen, es zu umsorgen. Nach dieser Erfahrung wäre ich am liebsten gar nicht zur Arbeit zurückgekehrt ... Ein Kind nach nur sechs Monaten einer Kinderfrau zu überlassen, ist ein sehr schwieriger Schritt, der es erfordert, sich zurückzunehmen und Vertrauen in die Kinderfrau zu haben, der beim Verlassen des Hauses Schmerz und Unsicherheit mit sich bringt, ob tatsächlich alles glatt läuft – kurz, man braucht ein Urvertrauen in das „Gute“ in der Welt.

Ob man diesen Schritt tut, hängt sicherlich ganz stark von den Bezugspersonen in der Umgebung ab. Zum einen hatte ich das Glück, einen Partner zu haben, der mich darin bestärkte, mein berufliches Leben weiterzuführen. In Deutschland wäre mir der Schritt in die Arbeitswelt vermutlich sehr viel schwerer gefallen als in den USA, denn in Deutschland ist die Rolle der Mutter viel stärker als die der einzigen, entscheidenden Bezugsperson definiert, die allein für das Wohl der Kinder verantwortlich ist. An allen Prob-

All die Jahre der Ausbildung und Qualifikation umsonst?

lemen der Kinder sind die Mütter schuld, und wie schnell werden Mütter als „Rabenmütter“ angesehen, wenn sie auch eigene Interessen verfolgen.

In den USA habe ich ganz andere Denkweisen kennengelernt, sowohl bei Frauen in meinem professionellen Umfeld als auch bei Frauen, die sich dafür entschieden hatten, zu Hause bei den Kindern zu bleiben. Die Sichtweise, dass es den Kindern nur gut geht, wenn sich ihre Mutter

In den USA:
Investition in gute
Kinderbetreuung

rund um die Uhr um sie kümmert, trifft man in den Amerika eher selten. Es ist völlig üblich, privat Kinderfrauen zu engagieren, die Kinder in hervorragende Kindergärten, Schulen oder andere Betreuungseinrichtungen zu geben und dafür wirklich viel Geld zu investieren. Es ist auch völlig akzeptiert, wenn der größte Teil oder vorübergehend sogar das ganze Gehalt eines Elternteils in die Kinderbetreuung fließen. Ich finde diese Haltung ausgesprochen sinnvoll, erlaubt sie einem doch, die eigene berufliche Identität nicht zu verlieren und gleichzeitig für die bestmögliche Förderung der Kinder zu sorgen.

In Deutschland wird viel zu häufig erwartet, dass der Staat das zu leisten habe, andernfalls bleibt die Frau lieber zu Hause, was ihr langfristig natürlich beruflich schadet. Letzten Endes ist das eine kurzsichtige Sichtweise. Sie bedeutet oft das Ende von bis dahin wunderbaren, vielversprechenden Karrieren von Frauen, und führt manchmal auch zu übergroßen Ansprüchen an die Kinder, die nun den Ergeiz ihrer Mütter mit ihren eigenen Schulkarrieren erfüllen müssen, zum Teil ohne eigene Entscheidungsmöglichkeiten und lediglich als „Projekt“ der ehrgeizigen Mütter.

Ich bin dankbar, in den USA die andere Sichtweise kennengelernt zu haben. Ich hatte die Möglichkeit, zwischen zwei gesellschaftlich völlig akzeptierten Rollen zu wählen, die der Mutter und der Karrierefrau, bzw. diese beiden nach meinem Gefühl für das Wohlergehen aller Beteiligten zu kombinieren. Auch hier bin ich im Nachhinein sehr dankbar für den unerwarteten Lebensweg, der mir diese Möglichkeit eröffnet hat, nachdem die Vorprägung durch meine Eltern, die schon früh eine unabhängige Karriere für uns Mädchen erhofft hatten, durchaus vorhanden war. Insgesamt glaube ich, dass den Kindern der intensive Kontakt mit verschiedenen Bezugspersonen gut tut, sie sich dadurch weniger unter Druck fühlen, den Anforderungen einer Person zu entsprechen, und sie die Chance haben, sich zu vielseitigeren Wesen zu entwickeln. Selbstverständlich setzt dies voraus, dass die Betreuungspersonen mit Bedacht ausgewählt werden, was schon aus finanziellen Gründen für Mütter mit gut bezahlten Berufen einfacher zu verwirklichen ist.

Mir war es wichtig, absolut zuverlässige, persönlich engagierte, nicht wechselnde Bezugspersonen für meine Kinder Marlis und Helena zu finden, eine Kinderkrippe wäre für mich aus diesem Grund nicht in Frage gekommen. Dies gelang nicht immer, aber in der Summe bin ich dankbar für die wunderbare Unterstützung verschiedenster Betreuerinnen: In den USA hatten wir das unglaubliche Glück, Jamila über eine professionelle Agentur zu finden. Schon nach dem ersten Vorstellungsgespräch waren die Sympathien und das Vertrauen so deutlich spürbar, sie liebt unsere Kinder bis heute, wir haben noch immer intensiven telefo-

Andere Lebensmodelle und Denkweisen durch Betreuer

nischen Kontakt und sehen uns jedesmal, wenn wir in die USA reisen. Sie ist wie eine zweite Mutter für die Kinder. Isabella, die Frau eines Kollegen meines Mannes bei Bell Labs, übernahm bei Engpässen oft die Betreuung, auch sie ist für uns alle eine unglaubliche Bereicherung als Freundin und Vertraute. Sie hat den Weg gewählt, zu Hause zu bleiben, die Kinder zu ihrer Hauptaufgabe zu machen, außerdem die Kunst, den Tanz und die Spiritualität. Zurück in Deutschland haben wir dankbar die wunderbare Unterstützung einer Bekannten angenommen, die sowohl die Kinder betreute als auch ihren Musikunterricht übernahm. Ob diese Verbindungen ohne die Kinder so weit gediehen wären, weiß ich gar nicht. Ich meine, dass diese Personen den Kindern andere Lebensmodelle, Denkweisen und Gefühlswelten aufzeigten, was den Kindern schon sehr früh eine Aufgeschlossenheit für das Leben ermöglichte; mit mir als alleiniger Betreuerin wäre das gar nicht möglich gewesen.

An dieser Stelle regt sich trotz allem wieder die deutsche Denkweise: Habe ich ein schlechtes Gewissen, mich nicht ausschließlich um die Kinder gekümmert zu haben? Die Antwort ist ganz klar, gefühlt, und inzwischen auch durch Gespräche mit meinen inzwischen 14- und 16-jährigen Töchtern bestätigt: Nein, das habe ich nicht. Ich glaube nicht, dass man als Mutter die eigenen Bedürfnisse völlig zurückstellen muss, sondern ich denke, dass es den Kindern gut tut, eine Mutter zu haben, die dazu steht, was sie kann, was sie fühlt und was sie braucht. Dies kann selbstverständlich ebenso in der Familienbetreuung verwirklicht werden, wie ich es zum Beispiel bei meiner Mutter und verschiedenen Freundinnen erlebt habe. Keinesfalls glaube

ich, dass mir dies in allen Facetten gelungen ist, aber es ist meine feste Überzeugung, dass zu große Zurücknahme der eigenen Bedürfnisse nicht nur der Mutter selber schadet, sondern letztendlich auch der Entwicklung der Kinder.

Selbstverständlich war die Kombination aus anspruchsvollem Beruf und Familienleben nicht immer einfach zu leben. Beispielsweise erforderte ein Forschungsprojekt, das ich bei Bell Laboratories bearbeitete, von mir die Betreuung eines Doktoranden in Erlangen. Das bedeutete, dass ich zweimal pro Jahr für etwa zwei Monate nach Deutschland reisen musste, und das mit Kindern im Kleinkindalter. Schon die Flüge – vor allem die von den USA über Nacht nach Deutschland – waren ein Abenteuer für sich, allein mit den Kindern, dem Gepäck, und allem anderen ... Auch bei diesen Besuchen hatte ich das große Glück, sehr verlässliche und nette Kinderfrauen zu finden.



Wertvolle Unterstützung durch Mitmenschen

Überhaupt ist die Hilfe von Mitmenschen unschätzbar wertvoll in einer solchen Situation, da wir ja nicht mehr in Großfamilien leben. Mein Mann unterstützte mich sehr: Zum Beispiel hatte ich bereits vor der Geburt meiner älteren Tochter Marlis einen Vortrag in New Orleans angemeldet. Der Termin lag fast vier Wochen nach dem berechneten Geburtstermin, was mir ohne weiteres machbar erschien. Da sie aber zwei Wochen zu spät geboren wurde, war sie zum Termin des Vortrags erst zwölf Tage alt, und ich wollte sie auf keinen Fall allein zu Hause lassen. So kam meine Tochter im Alter von zwölf Tagen zu ihrer ersten Flugreise, mein Mann flog zur Unterstützung mit, ohne ihn hätte ich mir das dann doch nicht zugetraut.

Bei Konferenzreisen sprangen später oft die Großeltern bei der Kinderbetreuung ein, sie waren sogar bereit, dafür in die USA zu reisen, eine wunderbare Hilfe. Auch mein Chef bei Bell Laboratories hatte Verständnis für meine Doppelrolle: So standen einmal zwei Konferenzen gleich nacheinander an, sofort nach der ersten in Chicago sollte ich einen Vortrag in San Diego halten. Das wurde mir ohne Kinder doch zu lang. Mein Chef willigte ohne weiteres ein, mir in San Diego statt des üblichen Hotelzimmers eine Ferienwohnung mit Platz für Kinder und die betreuenden Großeltern sowie einen Mietwagen zu bezahlen. Er meinte ganz trocken, wenn ich sonst nicht reisen könne, dann müsse das halt so sein. Ich fand diese Haltung einfach toll.

Mein weiterer beruflicher Weg führte mich an die Fachhochschule Esslingen, an der ich seit 1998 im Bereich Chemieingenieurwesen lehre. Die Fachhochschul-Professur verbindet für mich in idealer Weise alle beruflichen Vorer-

fahrungen in Lehre und Forschung. Sie eröffnet mir auch ein großes Spielfeld persönlicher Freiheit und Möglichkeiten, meine Arbeitsschwerpunkte immer wieder neu, unterschiedlich und damit spannend und nach meinen aktuellen Vorlieben zu gestalten: So war ich anfänglich neben der Lehre, die natürlich den Schwerpunkt der Aufgabe bildet, Vertreterin der Frauenbeauftragten, Auslandsbeauftragte der Fakultät, sechs Jahre lang Dekanin, ich habe neue Studiengänge mitgestaltet und aufgebaut, Forschungsprojekte durchgeführt. Und im letzten Jahr war es ebenso möglich, einige der vielen Überstunden abzubauen und private Interessen einmal wieder in den Vordergrund zu stellen. Ich bin sehr dankbar für diese vielseitige und spannende Aufgabe und freue mich auf die weiteren Jahre des Berufslebens und alle neuen Entwicklungen und Anforderungen, die sich daraus ergeben werden.



Ebenso freudig blicke ich auf die weitere Entwicklung meiner Töchter, auf eventuelle weitere Familien und Enkel. Ich bin unglaublich dankbar, dass es mir möglich war, die beiden für mich lebenswichtigen Bereiche Familie und berufliche Entwicklung parallel auszuleben, und so vielleicht ein vielseitigerer, vollständigerer, eigenständigerer Mensch werden konnte.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1980–1986) Lehramt Mathematik und Chemie, Universität Düsseldorf, 1. Staatsexamen

Promotion (1986–1989) Abteilung für physikalische Chemie, Max-Planck-Institut für Eisenforschung, Düsseldorf

Referendariat (1989–1991) Lehramt der Sekundarstufe 2, Krefeld

Postdoc (1992–1998) AT&T Bell Laboratories, Murray Hill, N.J., USA

Geburt Tochter Marlis, 1993 (sechs Monate Erziehungsurlaub)

Geburt Tochter Helena, 1995 (neun Monate Erziehungsurlaub)

Professur (seit 1998) Hochschule Esslingen, Lehrstuhl für Korrosions- und Bautenschutz

Wir sind eine 800-km-Wochenend-Familie

Prof. Dr. Alke Martens

Unsere Tochter wurde im März 2007 in Ulm geboren, im November 2007 trat ich in Rostock die Stelle der Juniorprofessur „E-Learning und kognitive Systeme“ an. Karriere und Kind haben sich also quasi parallel entwickelt. Was dem vorausging, ist eigentlich eine eher klassische Situation im ingenieurwissenschaftlichen Bereich. Mein beruflicher Werdegang hat mich von Nord- nach Süddeutschland und wieder zurück gespült. In Ulm habe ich meinen Mann kennengelernt, den Vater unserer Tochter. Er arbeitet in Ulm als Wissenschaftler. Als meine damalige Chefin einen Ruf nach Rostock bekam und annahm, folgte ich ihr 2001, um bei ihr meine Doktorarbeit abzuschließen. Dafür nahmen mein Mann und ich eine Trennung in Kauf, da er in Ulm auf seiner Wunschstelle arbeitet und keine Chance auf eine adäquate Stelle in Rostock hat. Dass die räumliche Trennung über zehn Jahre bestehen bleiben würde, hatten wir nicht erwartet und wir waren auch nie besonders glücklich





damit. Unsere Idee, beide weiter im wissenschaftlichen Bereich zu arbeiten, ließ aber leider keine andere Lösung zu. Zunächst sah es so aus, als müsste unser gemeinsamer Kinderwunsch der räumlichen Distanz zum Opfer fallen. Zum Glück schlich sich unsere Tochter „heimlich“ ein und warf damit unsere kopfgesteuerten Ängste einfach über Bord. Die Reaktionen aus dem wissenschaftlichen, eher männlich dominierten Umfeld waren sehr unterschiedlich. Während einige Kollegen und Kolleginnen sehr positiv reagierten, waren andere der deutlich artikulierten Meinung, dass mit dem Kind meine wissenschaftliche Karriere vorbei sei.

Unsere Tochter wurde in Ulm geboren, und hier blieb ich auch für eine sechsmonatige Elternzeit, um uns einen guten Start zu geben. Unsere „Lütte“ war ein klassischer Wenigschläfer, so dass sich mein Traum, in der Elternzeit

die auf Halde liegende Habilitation abzuschließen, leider nicht verwirklichen ließ. Zum Glück war es möglich (dank Internet) den Kontakt zu Studierenden und Kollegen sowie zur wissenschaftlichen Community aufrechtzu-

Einige haben
meine Auszeit
nicht bemerkt

erhalten. Einige internationale Kollegen haben nicht einmal gemerkt, dass ich eine Auszeit hatte. Auch meine Publikationsliste ist in der Zeit gewachsen. Es war ein großes Glück, nach Rostock auf die neue Stelle zu kommen. Mein Mann unterstützte die Situation dadurch, dass er ebenfalls sechs Monate Elternzeit machte und uns nach Rostock begleitete. Der Übergang war daher recht einfach. Die Juniorprofessur ermöglicht mir eine freie Zeiteinteilung und absolut eigenverantwortliches Forschen. De facto hieß das für den Alltag: Unsere Tochter kam mit einem Jahr in eine Kinderkrippe. Dort ist sie täglich von 9:00 bis 15:30 Uhr. Da das vergleichsweise wenig Arbeitszeit ist, die für mich übrig bleibt, bin ich zum Nachtarbeiter geworden.

Meistens läuft das recht gut. Inzwischen habe ich gelernt, auf Kinderkrankheiten mit Gelassenheit zu reagieren, denn in der Regel bekommt man trotzdem noch alle wichtigen Inhalte weggearbeitet. Mein Mann ist alle zwei Wochen für ein verlängertes Wochenende in Rostock. Für ihn ist es sehr schwer, von seiner Tochter getrennt zu sein. Glücklicherweise hat er einen rücksichtsvollen Arbeitgeber, der es ihm durch eine besondere Überstundenregelung ermöglicht, die Wochenenden immer etwas zu verlängern. Bei über acht Stunden Zugfahrt gehen ohnehin immer zwei Tage für Fahrerei drauf. Der Preis, den er zudem zahlt, ist kontinuierliche Mehrarbeit, um die Überstunden anzusammeln. Meine Eltern unterstützen uns, sind aber zu weit

Unsere Tochter
hat unser Leben
bereichert

entfernt, um kurzfristig zur Verfügung zu stehen. Im letzten Jahr waren sie einmal im Monat in Rostock, um einen regelmäßigen Sitzungstermin abzupuffern, der mit der Schließzeit des Kindergartens kollidiert. Die Eltern meines Mannes leben leider nicht mehr. Unsere Geschwister wohnen ebenfalls zu weit weg. Dies klingt alles recht unschön und ist auch nicht unsere Wunschsituation. Aber trotzdem freuen wir uns täglich darüber, dass wir unsere Tochter haben – das Leben hat sich sehr verändert, aber ein wichtiger Aspekt, der vorher gefehlt hat, ist nun da. Sie hat unser Leben definitiv bereichert.

Ich kann zusammenfassend nur jedem empfehlen, der einen Kinderwunsch hat, sich nicht abschrecken zu lassen. Unsere Situation ist sicherlich als insgesamt eher schwierig zu bezeichnen, aber auch bei uns geht es. Meine Rolle als „quasi Alleinerziehende“ in Rostock setzt viel Verständnis von Kollegen und eine gute Infrastruktur voraus – neben einer gehörigen Portion Eigenengagement. Dies alles ist in Rostock gegeben: Mein Kollegium ist hervorragend, die Kinderkrippe war ein Volltreffer, und wir haben genug Energie und lassen uns nicht unterkriegen. Für mich war es sehr gut, das Kind zu einem Zeitpunkt zu bekommen, als mein Status als Wissenschaftlerin bereits etabliert war. Unser Ziel ist es, in naher Zukunft an einem Ort gemeinsam zu leben – und vielleicht, wenn es möglich ist, noch ein weiteres Kind zu bekommen.

Fragen an die Autorin

1. Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?

- Kinderbetreuung (Kindertagesstätte)
- Unterstützung durch Familienangehörige
- Unterstützung von Kolleg(inn)en und Mitarbeiter(inn)en
- Flexibilität am Arbeitsplatz, Telearbeit, Nachtarbeit

2. Hatten Sie selbst Vorbilder, bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?

- Beide Eltern waren berufstätig: Mutter Lehrerin, Vater an der Uni. Meine Schwester und ich wurden ab dem ersten Lebensjahr von einer Kinderfrau zu Hause betreut.
- Weitere Vorbilder: keine.

3. Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?

Ich persönlich würde eine bewusste Familienplanung erst nach dem Studium vorziehen und auch jedem dazu raten – vor allem vor dem Hintergrund, dass man eine unbeschwertere Studienzeit genießen kann. Kann sein, dass ich hier zu stark „westlich“ geprägt bin, denn ich erlebe derzeit eine andere Einstellung vieler Studierender in Rostock. Trotzdem würde ich insbesondere Frauen raten, erst einen Arbeitsplatz zu suchen und dann Kinder zu planen. Männern (egal ob im Studium oder nicht) rate ich zur Elternzeit – es ist eine wunderbare Zeit, eng mit dem eigenen Kind zusammen zu sein. Diese Nähe bekommt man ohne Elternzeit nicht. Generell kann ich nur sagen: Alles geht, auch wenn manches schwierig ist.

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

nichts

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

Die Einstellung zur Kinderbetreuung ab einem frühen Alter ist in Deutschland noch sehr stark unterschiedlich. Durch meinen süddeutschen Familienteil und Freundeskreis habe ich gelernt, dass dort Kinderbetreuung vor dem dritten Lebens-

jahr recht schlecht angesehen ist. Freunde aus Frankreich verstehen das überhaupt nicht. Ich denke, dass in Deutschland die Krippensituation sehr schlecht ist – hier ist Rostock wirklich sehr familienfreundlich! Auch in der nächsten Stufe – Hortbetreuung – ist die Lage hier vergleichsweise gut. Das sieht in Süddeutschland in weiten Teilen anders aus!

Auch die Akzeptanz der väterlichen Elternzeit in Firmen ist in vielen Bereichen sehr schlecht.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Im wissenschaftlichen Bereich ist das eine Frage von persönlichem Engagement, Netzwerken, und von Glück. Insgesamt hängt es stark von der Infrastruktur ab: Gibt es Kinderbetreuung? Wohnen Angehörige in der Nähe? Etc. Außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs habe ich beobachtet, dass Frauen oft freiwillig auf Führungspositionen verzichten, wenn sie Kinder haben (im Westen), oder im Aufstieg indirekt behindert werden, wenn die Kinder noch klein sind. Das würde dafür sprechen, Kinder erst in der Führungsposition zu bekommen ... ist aber nur eine Beobachtung.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Ich habe die Möglichkeit, zweimal im Monat Besprechungen nach 16 Uhr zu machen (wenn mein Mann in Rostock ist). In allen anderen Fällen sage ich ab und versuche, es durch persönlichen Kontakt und Vorabsprachen, ggf. über Vertreter (die ich vorher gut einweise) zu kompensieren. Zum Glück hat das Kollegium viel Verständnis für meine Situation.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Ich verstehe die Frage nicht. Zeitmanagement unter der Woche bleibt natürlich wegen der räumlichen Trennung an mir hängen. Alle wichtigen Entscheidungen treffen wir gemeinsam.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Man muss. Das läuft immer mit Krisenmanagement. Erfahrungsgemäß werden Kinder immer dann krank, wenn man es

am wenigsten gebrauchen kann. Stehen wichtige Termine an, versuche ich Kompensationsstrukturen zu schaffen. Die International Summerschool im Sommer diesen Jahres in Kaunas beispielsweise mache ich zusammen mit meinem Mitarbeiter, der bereit ist, im Falle einer Erkrankung meiner Tochter auch alleine zu fahren und die Veranstaltung vor Ort ohne mich durchzuführen.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Generell eher hilfreich, aber leider de facto oft machtlos. Hängt stark von der Person ab, die die Funktion inne hat. In Rostock ist auf Gleichstellungsebene schon viel passiert.

11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?

Unser Kind ist noch zu klein, um sich zu äußern. Ich selbst habe es bei meiner berufstätigen Mutter immer als positiv empfunden, dass sie wirtschaftlich unabhängig und ihr Leben facettenreich war – sie sich also nicht nur auf Kinder und Haushalt konzentrieren musste. Ich habe den Eindruck, dass ihr ihre Tätigkeit eine größere Gelassenheit in vielen alltäglichen Dingen gab. Ich hoffe, dass mein Kind das auch so empfinden wird.

Ich habe den Eindruck, dass mein Mann meine Berufstätigkeit als Bereicherung sieht. Allerdings empfinden wir es beide als sehr schmerzhaft, dass der Preis für unser beider Berufstätigkeit und meine Karriere derzeit die räumliche Trennung der Familie ist und auch eine Prognose für die Familienzusammenführung unklar ist. Er hat dieser Einschätzung zugestimmt.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1989–1997) Diplom-Informatik, Universität Hildesheim

Wissenschaftliche Angestellte (1997–2001) Medizinische Hochschule Hannover, Universität Ulm

Promotion (2004) Universität Rostock

Wissenschaftliche Assistentin (C1) (2001–2007) Universität Rostock

Geburt Tochter, 2007 (sechs Monate Elternzeit)

Junior-Professor (seit 2007) Universität Rostock, E-Learning und kognitive Systeme

Listenplatz auf eine W3-Professur in Süddeutschland (Herbst 2010)

Ich musste drei Leben auf einmal leben

Prof. Dr. Ingrid Miethe

Der Moment, an dem ich merkte, dass es etwas Besonderes sein könnte, Kinder zu haben, ereignete sich auf dem BaFöG-Amt. Ich gehöre zu denjenigen, die in der DDR nicht studieren durften. Die Wende eröffnete mir damit die wunderbare Möglichkeit, doch noch ein Studium aufnehmen zu können. Das Problem war nur, dass ich zu diesem Zeitpunkt bereits 28 Jahre alt und Mutter zweier Kinder war. Mein Sohn Jakob war drei Jahre alt, meine Tochter Marie wurde im März 1990 geboren. Um studieren zu können, musste ich BaFöG beantragen. Also ging ich auf das BaFöG-Amt, legte meine Tochter auf dem Schreibtisch des Bearbeiters ab und sagte „Guten



Ein Kind als
Hindernis fürs
Studium?

Tag“. Er blicke ausgesprochen irritiert auf meine Tochter auf seinem Schreibtisch – bei Ostbehörden war das ein durchaus übliches Vorgehen – und meinte dann: „Sie wollen sicherlich Verlängerung beantragen.“ Jetzt war ich irritiert und sagte: „Nein, nein. Ich möchte einen Erstantrag stellen!“ In diesem Moment dachte ich, der Herr kippt vor Schreck vom Stuhl. Er konnte sich offensichtlich gar nicht vorstellen, dass eine Frau mit einem wenige Monate alten Baby auf die Idee kommen könnte, ein Studium zu beginnen. Willkommen im Westen, dachte ich. Das scheint hier wohl anders zu laufen, als ich das kannte. Das Wort „Rabenmutter“ habe ich vermutlich da in meinen aktiven Sprachschatz aufgenommen. Bis zu diesem Zeitpunkt wäre ich nicht im Traum auf die Idee gekommen, dass Kinder ein Hindernis beim Studieren sein könnten. Politische Gründe – ja, das waren Gründe, die ich kannte, aber doch nicht Kinder!

Hier steckte aber die Ost-Sozialisation doch zu tief in mir, denn ich zweifelte nicht einen Moment daran, dass dies die richtige Entscheidung war. Mit dem Vater der Kinder hatte ich – bereits vor der Geburt von Marie – abgesprochen, dass er beim zweiten Kind zu Hause bleibt. Dass die Wende dazwischenkam, die auch ihm viele neue Chancen geboten hätte, war in meinen Augen „Pech für ihn“ – schließlich hatte ich beim ersten Kind diesen Part übernommen. Er blieb dann auch mit Marie zu Hause bis sie drei Jahre alt war bzw. arbeitete später stundenweise, so dass sich dies mit meinen Seminarzeiten vereinbaren ließ. Nach der offiziellen Wiedervereinigung konnten wir dann auch Sozialhilfe für ihn und die Kinder beantragen. Finan-

ziell alles andere als üppig. Aber was soll's. Ich durfte endlich studieren!

Eigentlich wollte ich gerne Sonderpädagogik studieren, da ich die letzten Jahre in einer Behinderteneinrichtung gearbeitet hatte und daran anschließen wollte. Diesen Studiengang gab es aber nur an der Freien Universität – und ich wohnte im Prenzlauer Berg. Mit der U-Bahn, deren Netze zwischen Ost- und Westberlin damals noch nicht verbunden waren, hätte das zwei Stunden Fahrtzeit bedeutet. Unmöglich zu bewerkstelligen, zumal ich noch stillte – und das machte ich noch während meines ersten Studiensemesters. Also fiel meine Wahl auf die Sozialpädagogik an der Technischen Universität, da ich diese in einer Stunde erreichen konnte. Eine Stunde hin, eine Stunde zurück. Mittags schon ein Brei, so dass ich erst nachmittags zum Stillen da sein musste und notfalls konnte ich auch mal abpumpen. Kein Thema: Das klappte prima.

Bereits kurz nach der Geburt von Marie hatten der Vater der Kinder und ich uns getrennt. Wir wollten aber gerne beide weiter für die Kinder da sein. Erst lebten wir noch gemeinsam in unserer Wohnung im Prenzlauer Berg, 1993 zogen wir dann in eine Landkommune in der Nähe von Berlin, die wir selbst mitgegründet hatten. Das hat meine Fahrtzeit zur Universität deutlich verlängert. Ich musste erst mit dem Auto zur S-Bahn-Haltestelle und dann hatte ich noch anderthalb Stunden Fahrt. Aber da die Kinder inzwischen etwas größer waren, ging das ganz gut, dazu kam, dass sie auf dem Land deutlich weniger Betreuung benötigten als in der Stadt. Irgendwie macht man auf dem Land einfach die Türe auf, guckt immer mal, was so läuft, und sammelt am Abend

Die Betreuung
von Kindern auf
dem Land

die Kinder wieder ein, um sie dann kräftig abzuduschen. Das war eine deutliche Erleichterung gegenüber dem stundenlangen Auf-dem-Spielplatz-Rumsitzen in der Großstadt.

Während des Studiums wurde mir relativ schnell klar, dass ich gerne weiter wissenschaftlich arbeiten wollte. Aber wie? Ich hatte so ziemlich alle Minuspunkte auf meiner Seite, die man haben konnte: Ich war eine Ostdeutsche, eine Mutter, eine Frau, war über den zweiten Bildungsweg gekommen und für eine Universitäts-Karriere eigentlich schon zu alt. Als ich mein Studium beendete, war ich 33. Alles in der Regelstudienzeit – aber wen interessiert das schon? Es wurden deswegen keine anderen Maßstäbe angelegt. Eine Stelle an der Universität zu bekommen, war völlig aussichtslos. Ich weiß nicht mehr, wie viele Bewerbungen ich in den Jahren nach dem Diplom geschrieben habe. Unendlich viele ... Kein Mensch glaubte daran, dass ich eine ernsthafte Chance auf diesem Weg haben könnte. An dieser Stelle griff mir die Hans-Böckler-Stiftung unter die Arme, die bereits mein Studium ab dem vierten Semester gefördert hatte und von der ich nun ein Promotionsstipendium bekam. Den Promotionsantrag hatte ich parallel zur Diplomarbeit geschrieben, so dass ich nahtlos weiter machen konnte. Genau genommen habe ich damals vier Dinge parallel gemacht: Diplomarbeit, Promotionsantrag, Kinder versorgen und Projekt aufbauen – die Kommune war keinesfalls nur Entlastung hinsichtlich der Kinderbetreuung, sondern vor allem auch viel zusätzliche Arbeit.

Das Promotionsstipendium hatte den Vorteil, dass ich zeitlich völlig flexibel war. Das heißt, ich hockte in meiner Landkommune, war tagsüber anwesend, wenn die Kinder aus dem Kindergarten und der Schule kamen, konnte mei-

nen Hauskram nebenbei erledigen und immer wenn mal ein bisschen Zeit war, schrieb ich an meiner Dissertation weiter. Ich habe fast nie „Zeit im Block“ gehabt, sondern ich wurde eine Meisterin darin, ständig zwischendurch irgendwie weiterzuarbeiten. Dass ich da gelegentlich etwas geistesabwesend herumwerkelte, kann man sich leicht vorstellen, und meinen Sohn veranlasste es einmal zu der Äußerung, er könne erzählen, was er wolle, ich würde das sowieso nie hören. Da war schon was dran, stimmte aber, glaube ich, nicht ganz durchgängig.

Meisterin im
„Zwischendurch-
arbeiten“

Nach etwas mehr als drei Jahren war die Promotion abgeschlossen, mit „summa cum laude“ verteidigt – und ich stand (wieder mal) arbeitslos auf dem Sozialamt. Damit hatte ich schon gerechnet. Da ich gute Kontakte in die USA hatte – ich war während meines Studiums für drei Monate dort gewesen, während der Vater die Kinder betreute – streckte ich meine Fühler in diese Richtung aus, denn ich wusste, dass die Altersgrenzen im dortigen akademischen System nicht ganz so hermetisch sind wie in Deutschland. Aber dann geschah das Wunder, an das ich eigentlich nie geglaubt hatte: Ich bekam eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Greifswald – und noch dazu eine unbefristete! Allerdings war es nur eine halbe Stelle, was finanziell mit zwei Kindern kaum ausreicht. Hier war die Kommune eine große Hilfe: Wir hatten im Projekt die Regelung, dass jeder einen bestimmten Anteil seines „frei verfügbaren Einkommens“ (was das ist, wäre der nächste Artikel) in die gemeinsame Kasse zahlte, unabhängig davon wie viel jemand verdiente. Dank dieser Regelung konnte ich es mir leisten, jede Woche nach Greifswald



zu pendeln und dort ein Zimmer zu nehmen. Ansonsten wäre das kaum möglich gewesen.

Die Zeit in Greifswald habe ich anfangs sehr genossen. Ich habe die Di-Mi-Do-Variante gelebt, was für eine halbe Stelle ja schon reichlich ist, und hatte plötzlich drei Tage nur für mich. Das war unglaublich! Drei Tage hintereinander an einem Ort zu sein, an dem ich einfach nur arbeiten konnte! Ich habe das genossen und innerhalb kürzester Zeit einen DFG-Antrag geschrieben, der sogar genehmigt wurde! Das Problem war nur, dass sich, während ich in

**Drei Tage für
mich allein!
Zum Arbeiten!**

Greifswald war, zu Hause alles ansammelte. Für die Kommune musste ich öfters freitags Kochdienst machen (20 Erwachsene und elf Kinder), und in den Zimmern der Kinder türmten sich die Wäscheberge (allerdings haben sie sehr früh, ich glaube ab dem 13. Lebensjahr, gelernt, ihre Wäsche selbst zu waschen). Aber als die Kinder in die Pubertät kamen, wurde es zunehmend schwieriger, drei Tage weg zu sein.

In dieser Situation habe ich dann begonnen, mich nach Fachhochschul-Professuren umzusehen. Ich wäre eigentlich lieber an der Universität geblieben, und mit der unbefristeten Stelle wäre das auch möglich gewesen. Aber das Pendeln war auf Dauer nichts, und je älter die Kinder wurden, desto wichtiger wurde auch eine bessere finanzielle Grundlage. Mit der FH-Professur hat es dann recht schnell geklappt, ich bekam eine Stelle in Darmstadt. Nun stellte sich die Frage, in welcher Familienkonstellation ich dorthin gehen würde. Mit dem Vater der Kinder war ich ja schon lange nicht mehr liiert und in der Kommune hatte ich meinen neuen Partner Till kennengelernt, der aber auch mit der Kommune sehr verbunden war und nicht unbedingt weg wollte. Und würden die Kinder mit mir gehen oder lieber bei ihrem Vater bleiben? Wir haben die Kinder dann einfach gefragt, und sehr zu meiner Erleichterung wollten beide mit mir gehen. Jakob blieb noch ein halbes Jahr bei seinem Vater in der Kommune, um die 10. Klasse abzuschließen, und kam dann nach Darmstadt nach. Und auch Till, mein jetziger Mann, war bereit, nach Darmstadt überzusiedeln. So zogen wir als frisch gebackene „Patchwork-Kleinfamilie“ ins Rhein-Main-Gebiet.

Für die Arbeit als Professorin haben die Kinder dann eigentlich schon keine Rolle mehr gespielt. Der große Vorteil dieses Jobs ist ja auch, dass man sich die Zeit relativ frei einteilen kann. Am schwierigsten ließen sich noch längere Tagungen oder Auslandsaufenthalte organisieren. Aber dann war Till noch da, und inzwischen waren die Kinder auch so groß und selbstständig, dass sie ein paar Tage allein bleiben konnten. Erstmals waren wir auch finanziell so weit abgesichert, dass

**Nebenschauplatz
Habilitation**

ich nicht jeden Pfennig umdrehen musste. Und das ist für die Kinder in diesem Alter nicht unwichtig, denn es macht schon etwas aus, ob ich ihnen ein Austauschjahr oder eine Auslandsreise finanzieren kann oder nicht. Während meiner Zeit in Darmstadt habe ich dann noch die Habilitation geschrieben. Nach all dem Stress in den Jahren zuvor war das eigentlich nur ein Nebenschauplatz. Ich habe die Arbeit innerhalb eines Jahres so „nebenbei“ neben 18 Semesterwochenstunden Lehrverpflichtung an der Fachhochschule und allen sonstigen Dingen geschrieben.

Trotz Habilitation ließ sich der Wechsel an die Universität dann aber nicht so schnell bewerkstelligen. Da kam neben dem „Frau“-Sein auch noch die „gläserne Decke“ Fachhochschule dazu. Ich habe in den drei Jahren nach der



Habilitation 15 Berufungsverfahren durchlaufen. In zwölf dieser Verfahren habe ich Listenplätze erhalten. In zwei Verfahren stand ich auf Platz 1, und die Verfahren wurden gekippt, das heißt, sie wurden nicht zu Ende geführt. Wenn ich auf Platz 2 stand, war immer ein Mann vor mir, der aus meiner Sicht keinesfalls besser qualifiziert war als ich. Man braucht schon einen langen Atem, und so wie die Verfahren manchmal abliefen, war ich froh, dass ich nicht existenziell auf einen Ruf angewiesen war. Letztes Jahr haben dann gleich drei Sachen gleichzeitig geklappt: Ich hatte zwei Rufe auf W3-Stellen und einen Ruf in die Schweiz. Entschieden habe ich mich für die Stelle in Gießen, und nun bin ich endlich dort, wo ich immer schon hinwollte. Aber vermutlich hätte niemand – und am wenigsten ich selbst – geglaubt, dass es aus meiner Ausgangsposition heraus einen realistischen Weg für mich dorthin geben könnte.

Wenn ich an diese Jahre zurückdenke, habe ich das Gefühl, dass ich drei Leben auf einmal gelebt habe: eines mit den Kinder und der Familie, eines für das Studium und die Weiterqualifikation und eines für die Projektarbeit und den Beruf. Ich habe immer wieder mal darüber nachgedacht, ob ich nicht etwas streichen könnte. Aber dafür wären eigentlich nur das Studium und die Weiterqualifikation in Frage gekommen. Und gerade das machte mir am meisten Spaß. Also kam es nicht in Frage. Der Preis dieses Weges war, dass ich über lange Jahre das Wort „Freizeit“ nicht kannte. In meiner „Freizeit“ habe ich meine Weiterqualifikationen geschrieben. Und was mir sicherlich zugute kam war, dass ich eigentlich nie viel Zeit und Energie verbraucht habe, um darüber nachzudenken, *ob* sich Familie und Karriere vereinbaren lassen, sondern nur *wie* das zu

machen ist. So wenig ich die DDR geliebt habe und so froh ich bin, dass es sie nicht mehr gibt, so verdanke ich ihr doch eine Sozialisation, die mir viele „Rabenmütter-Rucksäcke“, mit denen sich nicht wenige „Westfrauen“ abschleppen, erspart hat.

Jakob, 22 Jahre:

Dass meine Mutter etwas mehr Arbeit hatte als die meisten Menschen, ist mir erst aufgefallen, als sie ihre Stelle in Greifswald annahm. Ich war zu diesem Zeitpunkt zwölf, und wir lebten schon seit sechs Jahren in der Landkommune Ökolea. Eigentlich könnte ich hier aufhören zu erzählen: Dass ich als Kind in zwölf Jahren nichts von der Doppelbelastung meiner Eltern mitbekommen hatte oder diese zumindest nicht als Problem empfand, sagt eigentlich schon alles über diese albernen „Rabenmutter“-Kommentare. Ich hatte als Kind nie das Gefühl, in irgendeiner Weise vernachlässigt oder hintangestellt worden zu sein: Im Gegenteil, ich habe es immer als große Bereicherung empfunden, vom Leben meiner Eltern noch etwas mitzubekommen. Die Vorstellung, meine Mutter hätte mich erst in die Welt gesetzt, als sie in Darmstadt Professorin wurde, und ich wäre in diesem spießigen, gleichförmigen Leben aufgewachsen, das Frau Professor jetzt lebt, jagt mir kalte Schauer über den Rücken! Das hat natürlich nichts mit meinem Stiefvater zu tun, den ich sehr schätze, sondern einfach mit dem Alter. Ich empfehle jedem Kind junge Eltern! Eltern, das ist übrigens ein Plural, es gab da nämlich noch „den Vater“ (der heißt übrigens Freimut, das

scheint meine Mutter [Ingrid] vergessen zu haben) und ohne den wäre vieles sicherlich anders und schwieriger gewesen. Das Vierteljahr in den USA hätte meine Mutter ohne Freimut, der uns zwei Kinder in dieser Zeit betreute, sicherlich nicht so ohne weiteres machen können. Das verdrängt Mutter gerne, ganz alleine ist es sicherlich noch einmal schwieriger.

Wäre ich jetzt zarte zwölf und nicht 22, würde ich natürlich in einer viel gesicherteren finanziellen Situation aufwachsen, aber ich denke, für kleine Kinder ist das erst einmal nebensächlich. Mir fiel als Kind natürlich auf, dass wir weniger Geld hatten als die meisten. Aber da waren wir in meiner Dorfschule weder die einzigen noch der schlimmste Fall. Darauf kommt es für ein Kind nicht unmittelbar an, die Finanzsorgen haben die Eltern. Das ändert sich natürlich mit den Jahren gewaltig, und ich werde meiner Mutter auf ewig dankbar dafür sein, dass sie das rechtzeitig erkannt hat und Marie und mir in unseren späteren Jahren Austauschsemester, Urlaube und mir nun große Teile meines Studiums finanziert. Aber auch das würde anders gehen, niemand ist verpflichtet, Professorin zu werden, aber eine gute Position macht natürlich vieles leichter.

Es war für mich als Kind nie ein Problem, etwas Selbstständigkeit zu lernen. Ich wusch meine Wäsche natürlich ab dem zwölften Lebensjahr (nicht ab dem dreizehnten, wie Mutter behauptet) selbst und war immer sehr stolz darauf, wenn jemand lobte, „was der Jakob alles schon kann!“. Ob das die Fahrradfahrten zur Schule waren, S-Bahnfahrten nach Berlin (wo der kleine 10-Jährige

Die Kommune war für Kinder ideal

natürlich zum Bahnhof gebracht und am nächsten Bahnhof abgeholt wurde, aber immerhin!) oder eben das Wäschewaschen, alles kein Problem. Nur das mit dem Zimmeraufräumen klappt bis heute nicht. Auch die Kommune war ein großer Segen, für Kinder ideal. Das hat viele Engpässe, die meine Eltern sonst gehabt hätten, entschärft: finanziell und zeitlich. In der Kommune ging zwar der Witz um „der Jakob erzieht sich selbst“, aber ich selbst hatte diesen Eindruck nie, ganz im Gegenteil. Wenn ich mich in meinem Jahrgang umschaue und sehe, mit welchen Bergen von Komplexen die Kinder aus „normalen“ Familien teilweise herumlaufen, dann ist ein bisschen Freiheit in jungen Jahren vielleicht doch nicht so verkehrt. Ich kann nur jeder Frau empfehlen, früh Kinder zu kriegen, sich nicht von Mehrfachbelastungen entmutigen zu lassen oder sie so weit wie möglich auf den Partner abzuschieben (ich selbst werde natürlich der zweitbeste Vater der Welt – nach meinem) und – vor allem in Westdeutschland – sich von dieser merkwürdigen gesellschaftlichen Tendenz zu alten Müttern, die ihr Leben zu Hause den Kindern „opfern“, zu befreien. Für mich war es die größte Bereicherung einen wichtigen Teil des Lebens meiner Mutter noch mitzubekommen. Kinder sollten doch eine Bereicherung des Lebens sein, nicht das Ende desselben. Durch mehrere, auch niedrige, soziale Schichten zu gehen und mehrere Orte kennenzulernen, bevor man auszieht und studiert oder arbeitet, das war für mich eine bessere Vorbereitung auf „das Leben“ als die trügerische Sicherheit „geordneter Verhältnisse“. In denen hätte ich mich als Kind zu Tode gelangweilt.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Ausbildung (1978–1981) Orthoptistin

Lehr- und Wanderjahre (1985–1990) Saisonkellnerin auf Hiddensee, Landwirtschaftshilfe auf dem bio-dynamischen Hof „Marienhöhe“, Erzieherin im Behindertenheim Berlin-Herzberge, Nachtwächterin in der Stephanus-Stiftung, Berlin

Geburt Sohn Jakob, 1987

Geburt Tochter Marie, 1990

Studium (1990–1995) Diplom-Pädagogik, Technische Universität Berlin

Promotion (1995–1999) Politikwissenschaft, Freie Universität Berlin

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (1999–2002) Universität Greifswald

Professorin (2002–2010) Evangelische Fachhochschule Darmstadt, Allgemeine Pädagogik

(seit 2010) Universität Gießen, Lehrstuhl für Allgemeine Erziehungswissenschaft

Eine etwas andere Wissenschaftskarriere*

Honorarprofessorin Dr. Eva-Maria Neher

Der Weg in die Wissenschaft war Eva-Maria Neher nicht vorgezeichnet. Den Eintritt in das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium von Mülheim a. d. Ruhr musste sie sich ertrotzen – es galt, nicht nur den Schulleiter der bis dahin Jungen vorbehaltenen Einrichtung, sondern auch die Eltern zu überzeugen. Später studierte sie an der Georg-August-Universität Göttingen Mikrobiologie, Biochemie und Organische Chemie und verfasste eine biochemische Doktorarbeit. Mit 26 Jahren,

* Artikel von Dr. Almut Popp nach einem Interview mit Eva-Maria Neher im März 2010



frisch promoviert, entschied sie sich gegen einen Forschungsaufenthalt in den USA und dafür, als wissenschaftliche Assistentin in Göttingen zunächst weitere mögliche Forschungsthemen kennenzulernen und Erfahrung damit zu sammeln, in der Wissenschaft eine Leitungsfunktion zu übernehmen.

Was für die Wissenschaft als Ganzes gilt, prägte im Folgenden auch Eva-Maria Neher's Lebenslauf: Ein planvolles Vorgehen führt oft zu unvorhersehbaren Ergebnissen. Bei ihrer Tätigkeit am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie lernte sie ihren späteren Mann Erwin Neher kennen. Sie heirateten und bekamen zwei Söhne.

Eva-Maria Neher war entschlossen, den Beweis zu erbringen, dass Familie und wissenschaftliche Laufbahn miteinander vereinbar sind. Sie trat die Stelle einer wissenschaftlichen Assistentin am Lehrstuhl für Physiologische Chemie der Universität Göttingen an. Dieser Lehrstuhl befand sich gerade in der Aufbauphase, und Eva-Maria Neher war die einzige promovierte Mitarbeiterin. Sie stürzte sich in die beruflichen Aufgaben. In Übereinkunft mit ihrem Mann hatte sie alle Freiheit, Kinder und Haushalt so zu organisieren, dass ihr die regelmäßige Arbeit an der wissenschaftlichen Karriere möglich war. Sie stellte eine eigene Kinderfrau und eine Haushälterin in Vollzeit ein.

Doch mehr und mehr stellte Eva-Maria Neher fest, dass wöchentlich 40 Stunden Präsenz an der Universität nicht ausreichten, um ein eigenständiges Forschungsgebiet aufzubauen, die Lehrverpflichtungen zu erfüllen und für den Strahlen- und Tierschutz verantwortlich zu sein. Kreativität und Leistungswille waren vorhanden, Arbeit und Alltag waren durchorganisiert. Trotzdem wurde sie ihren eigenen

Ansprüchen nicht gerecht. Die wissenschaftliche Karriere erforderte längere Arbeitszeit, mehr zeitliche Flexibilität und ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Kompromisse, die Eva-Maria Neher eingehen musste, kränkten sie. Auf diesem Nährboden wuchs der Wunsch, mehr Zeit mit den Kindern zu verbringen. Während Erwin Neher seine wissenschaftliche Karriere mit vollem Engagement und großem Erfolg vorantrieb, entschloss sich Eva-Maria Neher zu einem dritten Kind. Von der Assistentenstelle ließ sie sich zunächst leichten Herzens beurlauben. Später gab sie die Anwartschaft ganz auf. Sie hatte sich für die Familie entschieden. Die Gesellschaft hieß das gut, sie selbst zunächst auch. Als Erwin Neher 1991 den Nobelpreis erhielt, wurde im Grunde nur bekräftigt, was vorher schon gelebt worden war: Weder würde er je in Teilzeit arbeiten noch die Familie und den Hausstand managen. Auch würde der Wohnort der Familie sich stets nach seiner Karriere richten. Auf der Homepage des Nobelpreiskomitees kann jeder in seiner Autobiografie nachlesen: „My wife has given up her own scientific career and given me constant support for the benefit of my research.“ (Meine Frau hat ihre eigene wissenschaftliche Karriere aufgegeben und mich unermüdlich unterstützt, was meiner Forschungsarbeit zugute kam.)

Ihre Kinderfrau und die Haushälterin beschäftigte Eva-Maria Neher ganz offiziell und baute dabei ihre Erfahrung in der Personalführung und -verwaltung aus. Die Familie mauserte sich zu einem kleinen Unternehmen. Bis 1987 wuchs die Kinderschar auf insgesamt fünf. Die Kinder waren das zweite „Projekt“, das Eva-Maria Neher voll und

Wenn man den eigenen Ansprüchen nicht gerecht wird

Die Familienphase als berufliche Weiterqualifikation

ganz forderte. Das Ehepaar kaufte ein Haus, das es für seine Bedürfnisse umbauen ließ, später ein ländliches Anwesen mit großem Garten, aus dem erst durch einen vollständigen Umbau ein Wohnhaus für die Familie wurde. Da Erwin Neher bis spät abends im Institut war, plante, organisierte und beaufsichtigte Eva-Maria Neher den Umbau allein, verhandelte mit Architekten und Baufirmen.

Für einen Forschungsaufenthalt von Erwin Neher übersiedelte die Familie in die USA. Den Kindern – immerhin drei von ihnen Schulkinder – den Übergang so leicht wie möglich zu machen, war ein weiterer Meilenstein des Projekts „Familie“. Als jedoch in den USA alles wie am Schnürchen lief und das eigene Haus mit seinen Pflichten weit weg war, fand sich Eva-Maria Neher in einer schöpferischen Pause wieder, die sie unerwartet als eine Art Leere empfand und die ihr klar machte, dass das Familienprojekt



nicht ihr letztes bleiben durfte, wenn sie sich treu bleiben wollte.

Für eine Karriere in der Forschung hatte sie allerdings viel zu lange ausgesetzt. Nach einer Pause von acht Jahren an einen Wiedereinstieg zu denken, hält sie heute noch für unrealistisch. Die Kompetenzen, die sie auf ihrem Weg in die Wissenschaft erlangt hatte, waren freilich nicht verloren. Nach dem Abbruch der wissenschaftlichen Karriere hatte sie sich außerdem nicht „zurückentwickelt“, sondern durch das Management der wachsenden Familie und des Hausstandes einen Zugewinn an Fähigkeiten in anderen Bereichen erlangt. Sie begann, diese entschlossen einzusetzen. Nach der Rückkehr aus Amerika wechselten ihre Kinder von der staatlichen Schule an die Freie Waldorfschule Göttingen, eine Schule, an der das Engagement von Eltern möglich und willkommen war. Die Mutter machte sich daran, dort nachmittags Experimentalkurse in Chemie und Biologie durchzuführen.

Neben ihrer Unterrichtstätigkeit an der Waldorfschule begann Eva-Maria Neher ein Konzept für ein Experimentallabor für Schüler zu entwickeln. Ihre persönlichen Dreingaben waren die Begeisterung für die Naturwissenschaften und das Experimentieren, die sie im Nachmittagsunterricht bereits Schülerinnen und Schülern weitergegeben hatte, unternehmerische Fähigkeiten aus der Familienphase, solide Fachkenntnisse und Kenntnis des Wissenschaftsbetriebs sowie hohe Motivation und Bereitschaft zu harter Arbeit. Vor den Verantwortlichen aus Politik und Wissenschaft hatte sie keine Scheu: Umgang mit ihnen pflegte sie, seitdem ihr Mann den Nobelpreis erhalten hatte. So führte

Die zweite Karriere mit dem Experimentallabor für Schüler

sie die Verhandlungen um das Experimentallabor XLAB mit großem Engagement und an höchster Stelle.

Dass das XLAB in den Jahren 1999 bis 2009 Deutschlands größtes Schülerlabor wurde, an dem mittlerweile jährlich über 12000 Schülerinnen, Schüler und Studierende Experimentalkurse absolvieren, verdankt sich Eva-Maria Neher's Kühnheit, auch bei unsicherer finanzieller Zukunft die Verantwortung für eine wachsende Zahl von Mitarbeitern zu übernehmen, und mehr als einmal der Gunst des Augenblicks. Alle Mitarbeiter des XLAB und zahlreiche Kooperationspartner in der Wissenschaft stehen für die Aktualität der vermittelten Kenntnisse und Methoden in Physik, Chemie, Biologie, Neurobiologie und Informatik ein.

Für Eva-Maria Neher brachte die Gründung und Leitung des XLAB zahlreiche Anerkennungen und Preise, ein strammes Reisepensum rund um den ganzen Globus, „Invited Talks“ im In- und Ausland, eine wachsende Publikationsliste, die Honorarprofessur und die Betreuung von Lehramtsstudenten im Rahmen der fachdidaktischen Ausbildung. Ihre täglichen Aufgaben und ihr Lebenslauf kommen dem einer „richtigen“ Professorin nahe und wie eine Professorin ist sie kaum mehr im Labor anzutreffen. Sie bedauert das zwar, doch ihr Lebenswerk entschädigt sie täglich dafür. Die ungewöhnliche Karriere ist geglückt – einen Anspruch darauf gab es freilich nie.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
Ehrgeiz und Leistungswille, Durchhaltevermögen und ein gewisser Perfektionismus
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familiensituation in Ihrem Elternhaus?**
Bildung galt im Elternhaus als hohes Gut, für das man sich anstrengte.
3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**
Man sollte studieren, was einen wirklich interessiert und begeistert. Eine feste Planung für das eigene Leben aufzustellen, halte ich für vermessen. Führt das nicht notwendigerweise zu Enttäuschungen? Ich denke, es geht darum, die eigene Lebenssituation jederzeit realistisch wahrzunehmen und von diesem Standpunkt aus weiterzugehen.
4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**
Heute bedaure ich ein wenig, dass ich nach meiner Promotion den Sprung in die USA nicht gemacht habe.
5. **Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**
In Frankreich, Italien und Spanien erlebe ich eine größere Selbstverständlichkeit, dass Frauen Karriere machen und dabei mehrere Kinder haben. Es ist eine Frage der Kultur bzw. der Sozialisation.
6. **Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?**
Es ist auch in der Zeit „danach“ möglich.
7. **Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?**
die Frau
8. **Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?**
Als die Kinder klein waren, war ich zu Hause.

9. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Es ist mir fremd, mir allein aufgrund der Tatsache helfen zu lassen, dass ich eine Frau bin.

10. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?

Meine Familie freut sich über meine Karriere und ist wohl auch ein bisschen stolz.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1969–1974) Diplom-Biologie, Universität Göttingen

Promotion (1974–1977) Universität Göttingen

Wissenschaftliche Assistentin (1977–1985) Gesellschaft für Strahlen- und Umweltschutz, Göttingen

Postdoc am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie, Göttingen, und am Institut für Physiologische Chemie, Medizinische Fakultät der Universität Göttingen

Geburt Sohn Richard, 1979 (sofort die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Sohn Benjamin, 1980 (sofort die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Tochter Carola, 1981 (anschließend beurlaubt)

Geburt Sohn Sigmund, 1984

Geburt Tochter Margret, 1987 (nach sechs Jahren Arbeit aufgenommen)

Mitarbeit Schule (1993–2003) Freie Waldorfschule Göttingen

Selbstständige Tätigkeit (1998–2000) Wissenschaftlich-didaktische Konzeption der Ausstellung „Faszination Pflanzenzüchtung“ für die KWS SAAT AG, Einbeck

Leitung und Geschäftsführung (seit 2000) des XLAB – Göttinger Experimentallabor für junge Leute e. V.

Verleihung des Niedersächsischen Verdienstordens (2002)

Kommunikationspreis der Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie (2005)

Auszeichnung mit dem Niedersächsischen Staatspreis (2007)

Professur (2009) Verleihung einer Honorarprofessur durch die Fakultät für Chemie, Universität Göttingen

Familie und Forschung – ein Lebensstil aus dem „Effe“

Prof. Dr. Uta Paszkowski

Während mein Blick starr auf die Kugel des Schwangerschaftstests gerichtet ist, jagen die Gedanken wie wild durch meinen Kopf: Vor knapp eineinhalb Jahren habe ich in Zürich meine Doktorarbeit begonnen – was soll nur werden, wenn sich diese Kugel gleich bläulich verfärbt und damit feststeht, dass ein Kind unterwegs ist? Eine Doktorarbeit in Pflanzenmolekularbiologie kann nicht innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen werden. Könnte ich mir vorstellen, die Doktorarbeit mit Kind fortzusetzen oder sollte ich sie besser abbrechen, um mich ganz dem Kind zu widmen? Ich bin zu diesem Zeitpunkt 25 Jahre alt und strebe mit dem Doktorgrad den Abschluss meiner langjährigen akademischen Ausbildung an. An Kinder hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht gedacht.

Inzwischen verfärbt sich die Kugel zu einem eindeutigen Blau. Was will ich und was kann ich verantworten? Die Doktorarbeit abzubereiten, kann ich mir nur schwer vorstellen, da mir das Arbeiten in der Wissenschaft zu viel



Freude bereitet. Auf der anderen Seite ruft die nun bevorstehende Mutterschaft intensive Glücksgefühle hervor, denen ich mich ebenfalls hingeben möchte. Trotzdem erscheint mir die Option „Familie UND Beruf“ nicht sofort als logische Konsequenz; ich kann mir nicht vorstellen, wie man den damit verbundenen doppelten Anforderungen an Energie und Konzentration gerecht werden könnte. Außerdem bietet mir mein familiäres Umfeld wenig ermutigende Beispiele: Ich kenne kaum akademisch berufstätige Mütter, mit denen ich mich beraten könnte. Natürlich diskutiere ich pausenlos mit meinem Partner (bald Ehemann) über Wünsche, Gefühle und Ängste.

Er ist in vielerlei Hinsicht überrascht, ganz besonders jedoch, was meine Unsicherheiten betrifft. Dazu sei gesagt, dass mein Mann aus dem damals noch kommunistischen Polen stammt, in dem es üblich war, dass beide Eltern nach dem „Sicheinstellen“ von Kindern beruflich aktiv blieben, was zumeist dem geringen Einzeleinkommen, selbst bei Akademikern, zuzuschreiben war. Auch der eigenen Erfahrung meines Mannes entsprach es, dass beide Eltern arbeiteten, während er und seine Schwester tagtäglich durch private Kinderfrauen oder in Krippen betreut wurden. Im Gegensatz dazu gab meine deutsche Mutter ihre berufliche Tätigkeit zu Beginn ihrer Schwangerschaft auf. Das ausreichende Gehalt meines Vaters erlaubte es meiner Mutter, sich voll und ganz um das Kind zu kümmern.

Obwohl das Glück über unseren Familienzuwachs sowohl auf der polnischen wie auch auf der deutschen Seite groß ist, gehen die Vorstellungen über die Gestaltung meines weiteren beruflichen Werdegangs bei den Großeltern stark auseinander: Während die deutschen Verwand-

ten den Standpunkt „die Mutter gehört zum Kind“ vertreten, plädieren die polnischen dafür, Berufs- und Familienplanung maximal ambitioniert vorzunehmen. Die gegensätzlichen Reaktionen der zukünftigen Großeltern, die alle der gleichen Generation entstammen, kamen unerwartet und legen nahe, dass in dieser Frage eher gesellschaftlich-kulturelle Einflüsse als Generationsunterschiede meinungsbestimmend wirken. Wie schafft man es, sich von diesen Einflüssen zu lösen und zu einer guten individuellen Entscheidung zu kommen?

Ost-West-
Unterschiede

Während diese Diskussionen noch in vollem Gange waren, fiel mir auf, dass es in unserer unmittelbaren Nachbarschaft eine Reihe von Bauerngroßfamilien gibt, die alle nach einem einheitlichen Muster zu funktionieren scheinen: Die großelterliche Generation kümmert sich um die Betreuung der Kinder, während die elterliche (und reproduktiv aktive Generation) die Vieh- und Feldarbeit leistet. Dem natürlichen Konzept folgend, sind die jungen Mütter tagsüber mit ihrer körperlich anspruchsvollen landwirtschaftlichen Arbeit beschäftigt, derweil die Kleinen von den physisch weniger leistungsfähigen, älteren Familienmitgliedern versorgt werden. Ein Konzept also, das sich hauptsächlich an der körperlichen Belastbarkeit orientiert!

Bald ist die Entscheidung für mich klar: Ich werde versuchen, berufliche Karriere und Muttersein zu verbinden. Durch diese Entscheidung rückten mit fortschreitender Schwangerschaft immer mehr organisatorische Fragen in den Vordergrund. Es galt zu verstehen, wie das deutschschweizerische System aus der Perspektive einer berufstätigen Mutter funktioniert. Zum Beispiel gewährt die Schweiz

maximal vier Monate bezahlten Mutterschaftsurlaub, also muss man sich frühzeitig um eine Kinderbetreuung kümmern. Anfang der neunziger Jahre gab es im Züricher Umland kaum Tageskrippen, und wenn dann hauptsächlich für alleinerziehende Mütter oder für Kinder von einkommensschwachen Eltern. Private Krippen waren zwar vorhanden, aber sehr teuer (zehn Prozent des Gesamtbruttoeinkommens beider Eltern). Wegen der starken Nachfrage hatte die Krippe unserer Hochschule eine Wartezeit von 18 Monaten und wurde damit von der Liste der möglichen Betreuungsinstitutionen gestrichen.

Und wie macht man's in der Schweiz?

Als unsere Tochter geboren war, fanden wir nach langer Suche eine preislich und organisatorisch akzeptable Lösung: eine Tagesmutter. Diese Dame war für einen zivilen Preis bereit, sich sechs Stunden täglich um unser Kind zu kümmern. Allerdings bedeutete das Kompromisse auf der Arbeitsseite. Ich konnte nun von 7 bis 16 Uhr meiner Arbeit nachgehen und mein Mann von 11 bis 20 Uhr – das war zwar kompliziert, aber machbar. Wesentlich einfacher wurde unsere Familien- und Arbeitsorganisation, als wir nach Basel umzogen. Durch die Anstellung meines Mannes bei der heutigen Novartis AG hatten wir die Möglichkeit, unsere Tochter in die firmeninternen Krippe zu geben, die zwölf Stunden täglich geöffnet und zudem noch subventioniert war. Diese Krippe betreute in erster Linie Schichtarbeiterkinder, nahm aber generell Kinder aller Firmenangeestellten, also auch die von Akademikern, auf.

Das Ende der Doktorarbeit nahte, und der Wunsch nach einem weiteren Kind stellte sich ein – er ging schon bald in Erfüllung. Hochschwanger und als Mutter einer nunmehr

Zweijährigen erhielt ich meinen Dokortitel. Da wir kurz zuvor begonnen hatten, ein altes Bauernhaus zu renovieren, wollte ich mit der neugeborenen zweiten Tochter den Umbau überwachen, um nach einer Pause von sechs bis zwölf Monaten als immer noch frischgebackener Doktor eine Postdoktorandenstelle zu suchen. Allerdings wurden meine Pläne durchkreuzt, da ich mich aufgrund von Bandscheibenproblemen wiederholt ins Krankenhaus begeben und zwei Rückenoperationen über mich ergehen lassen musste.

3 Kinder,
2 Operationen,
1 Haus

Nachdem auch die Gesundheitshürde endlich genommen war, stellte sich die dritte Tochter ein. Ich war inzwischen drei Jahre (krank oder schwanger) zu Hause gewesen und konnte es kaum erwarten, endlich wieder geistig gefordert zu werden und zu arbeiten. Natürlich war ich anderen Stellenanwärtern gegenüber, die nonstop gearbeitet hatten, im Nachteil, hatte ich doch offiziell drei Jahre ausgesetzt. Somit blieb meine Suche nach Arbeit zunächst erfolglos. Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaften (SNFS) hatte jedoch kurz zuvor ein neues Programm ins Leben gerufen, das Frauen, die eine Unterbrechung in ihrer Karriere „erlitten“ hatten, die Reintegration in die Forschung ermöglichen sollte. Meine Bewerbung war erfolgreich, und mit eigenem Stipendium war es nicht schwierig, ein Gastinstitut zu finden, das willens war, mich anzustellen.

Problematisch gestaltete sich allerdings einmal mehr die Betreuung, diesmal der kleinsten Tochter. Die beiden älteren Kinder waren in der Novartis-Krippe, die Kinder ab 18 Monaten aufnahm. Die Anfrage bei den entsprechenden schweizerischen Ämtern, wie man ein Aupair-Mäd-

chen engagieren könne, wurde im Keim erstickt. Begründung: Bei zwei voll berufstätigen Eltern entfalle das Anrecht auf ein Aupair-Mädchen, da dessen Sprachunterricht nur gewährleistet sei, wenn wenigstens einer der beiden Elternteile weniger als 50 Prozent arbeite. Da wir beide einen 100-Prozent-Arbeitsvertrag hatten, hätten wir eine schweizerische Hilfskraft anstellen müssen. Die jedoch hätte einen finanziellen Aufwand bedeutet, der mein eigenes Gehalt weit überstieg, und schien daher nicht sinnvoll. Letztendlich schlugen wir einen rechtlichen Haken und engagierten privat eine Polin (Kinderkrankenschwester), die nie länger als die legalen drei Monate kontinuierlich bei uns weilte und zu Weihnachten, Ostern usw. nach Polen zurückreiste.

Somit konnte ich mich als dreifache Mutter endlich wieder der Forschung widmen – allerdings begleitet von einer ziemlich massiven Kritik an meiner Lebensführung, die ich mir sowohl von der Nachbarschaft wie auch von Arbeitskollegen und Eltern anderer Krippenkinder anhören musste. „Die armen Kinder“, „Rabenmutter“, „egoistisch, wo doch ein Gehalt reicht“, so und ähnlich lauteten die Kommentare. Obwohl bis zu einem gewissen Grad zu erwarten, waren diese Reaktionen nicht angenehm und schwer zu ignorieren. So manches Mal habe ich mich gefragt, ob dies wirklich der richtige Weg sei, aber gleichzeitig hatte ich große Freude an meiner Arbeit und an meiner Familie. Außerdem konnte ich feststellen, dass es meinen drei Mädchen ausgezeichnet ging.

Eine große Veränderung trat ein, als die polnische Hilfe nach einem Jahr nach Polen zurück ging. Wie geplant,

hatte sie die Zeit überbrückt, bis unsere Jüngste das notwendige Alter von 18 Monaten erreicht hatte und nun ebenfalls die Novartis-Krippe besuchen konnte. Das Band, das sie inzwischen mit unserer Familie verband, war stark genug, sie zu wiederholten Besuchen zu ermuntern, die allerdings selten länger als zwei Wochen dauerten. Damit funktionierten wir als Familie nun in „Eigenregie“, und es kam zu manchem Engpass: Kranke Kinder mussten von der Krippe abgeholt und auskuriert werden, oder beide Eltern hatten gleichzeitig Zusatzaufgaben und brauchten Zeitflexibilität, die nicht vorhanden war, um zum Beispiel Vorträge für Kongresse vorzubereiten.

Nichtsdestoweniger, im Rückblick habe ich es geschafft, eine funktionierende Balance zwischen den beiden zwar recht energieaufwendigen, aber doch auch befriedigenden Aufgabenbereichen des Mutter- und des Forscherdaseins herzustellen: Es tat gut, sich nach einer Autofahrt voller Gezanke und Geheule auf die klar definierten Forschungsthemen zu konzentrieren; umgekehrt war das Eintauchen ins Familiengeschehen oft erholsam nach einem Tag voller Konkurrenzdruck oder nicht funktionierender Experimente. Ich hatte meistens den Eindruck, in der überdurchschnittlich glücklichen Lage zu sein, dass mir meine unterschiedlichen Tätigkeiten jeweils eine Pause von der anderen gewährten. Eine solche Wahrnehmung war allerdings nur deshalb möglich, weil beide Tätigkeitsbereiche maximalen Einsatz und Aufmerksamkeit forderten, so dass der jeweils andere notgedrungenermaßen für diesen Zeitraum in den Hintergrund gedrängt werden musste.

Ein neues Problem trat auf, als unsere erste Tochter schulpflichtig wurde, da der Schulbesuch nur in der Wohn-

**Ganztagsschule als
kostengünstigste
Lösung**

gemeinde ohne weiteren Kostenaufwand möglich war, unsere Kinder aber täglich mit uns in die Stadt zur Krippe führen. Gegen ein beträchtliches Entgelt können Kinder in einer anderen als der Wohngemeinde zur Schule gehen, was aber bei drei Kindern wieder einmal sehr teuer geworden wäre. Nach langem Hin- und Herrechnen erschien eine Ganztags-Privatschule für uns die kostengünstigste und möglicherweise auch die beste Lösung zu sein. Unser Augenmerk fiel auf die „International School“, die erfreulicherweise in Englisch unterrichtete und den Abschluss eines „International Baccalaurate“ anbot. Die zu entrichtenden Beiträge waren hoch, trotzdem aber niedriger als die wenigen anderen Alternativen, die sich uns boten.

Die Erfahrung, die sowohl unsere älteste Tochter wie auch wir als Eltern mit dieser Schule machten, waren durchaus positiv und somit schickten wir nach und nach alle drei Kinder in diese Schule. Als sich mein Mann dann wenig später entschied, mitsamt Familie zu einem einjährigen Sabbatical-Aufenthalt nach Kalifornien umzuziehen, gab es keine Sprach- oder Kulturbarriere. Unser kalifornisches Gastinstitut machte seinerzeit Schlagzeilen wegen der dort angewandten modernsten wissenschaftlichen Technologien, und daher bedeutete dieser Umzug für mich beruflich eine fantastische Herausforderung. Ich wurde als reguläre Mitarbeiterin angestellt und befand mich plötzlich nicht nur in einem auf Hochtouren laufenden Forschungsbetrieb, sondern auch unter lauter wissenschaftlich tätigen Müttern. In den USA sind Frauen (unabhängig von ihrem familiären Status) in höheren Positionen keine Ausnahme, und ich genoss es daher, zum ersten Mal „eine

von Vielen“ zu sein. Gleichzeitig bewegte sich die Forschung mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, und das Sabbatical meines Mannes wurde für mich auf allen Ebenen ein großer Erfolg.

Extrem schwierig wurde unsere Familiensituation allerdings, als sich während unseres Amerikaaufenthalts die berufliche Perspektive meines Mannes in der Schweiz änderte und er nach einer Alternative Ausschau halten musste. Es gelang uns, eine Professur (für ihn) und eine Juniorgruppenleiterstelle (für mich) an der Universität Genf zu erlangen. Das war eine sehr attraktive Perspektive, die aber erst geraume Zeit nach unserer Rückkehr aus Kalifornien umgesetzt werden konnte. Für die Familie war dies prinzipiell kein Problem, wohl aber für meine Forschungsprojekte, die ein gewisses geographisches Kontinuum benötigen. Da meine Arbeiten in Amerika ausgesprochen erfolgreich verliefen und ich die Möglichkeit hatte, sie dort weiterzuführen, entschieden wir, dass ich für den verbleibenden Zeitraum von etwas mehr als einem Jahr alleine in Kalifornien bleiben sollte.

**Ein Jahr ohne
Mann und Kinder**

Unterdessen lebten mein Mann und die Kinder, die zu diesem Zeitpunkt elf, neun und sechs Jahre alt waren, in der Schweiz; unterstützt wurden sie von der, nun schon zur Familie gehörenden, gleichen polnische Kinderfrau. Es gelang mir, einen Arbeitsrhythmus zu praktizieren, der mich in Intervallen von sechs Wochen für jeweils zwei Wochen zu meiner Familie in die Schweiz brachte. Diese insgesamt 13 Monate währende Phase war nicht einfach, aber auch nicht wirklich schlimm, eher interessant. Durch die lange Abwesenheit wurde der Wunsch und das Bedürfnis nach ungestörtem familiären Zusammensein selten

gestillt, weshalb wir diese nach wie vor raren Momente auch heute noch sehr bewusst genießen.

Da die Kinder weiterhin ihrer schulischen Laufbahn im System der englischsprachigen „International School“ folgten, verlief der Umzug in das französischsprachige Umfeld recht unkompliziert. Seit nunmehr sieben Jahren leben wir in der Westschweiz, erneut in „Eigenregie“. Unser Haushalt spiegelt derzeit die Aktivitäten dreier Teenager und zweier Wissenschaftler wider und verlangt Koordination und Toleranz. Organisatorisch nimmt unsere Familie zusehends die Form einer Wohngemeinschaft an, was ich sehr begrüße, da der Beitrag aller Familienmitglieder zu einem funktionierenden Haushalt gefordert ist.

In der Retrospektive blieb bei einem derartig intensiven Lebensstil natürlich kaum Zeit, sich um sich selbst zu kümmern. „Ich brauche Zeit für mich“ hat es über Jahre hinweg

Dinge, die uns begeistern für keinen von uns beiden Eltern gegeben, wurde aber auch nicht vermisst, da unser Leben erfüllt war von Dingen, die uns begeistern, auch wenn wir manchmal nicht mehr wussten, woher wir die Energie noch nehmen sollten. Auch in Hinblick auf die Partnerschaft blieb kaum Zeit oder Energie, sich der Zusammenarbeit zu widmen. Erleichternd war und ist sicherlich, dass mein Mann ebenfalls Pflanzenmolekularbiologe ist und wir uns sowohl über berufliche wie familiäre Belange rege austauschen konnten. Wir hatten und haben ein gemeinsames Projekt, bestehend aus zwei Subprojekten: Familie und Beruf.

Nach nunmehr zwanzigjähriger Berufserfahrung und selbstgeschriebener Familiengeschichte blicke ich zurück und bin dann doch froh, manchen Situation nicht mehr



gegenüberstehen zu müssen, da wir inzwischen auf einer anderen – wesentlich weniger anstrengenden – „Entwicklungsstufe“ angekommen sind.

Unsere Töchter sind nunmehr 19, 17 und 14 Jahre alt, mit völlig normalen Wünschen und Ängsten. Außerdem sprechen sie vier Sprachen und sind, wie nicht anders zu erwarten, ausgesprochen selbstständig. Selbstverständlich bin ich mächtig stolz auf sie und während ich mit Ungeduld und Zuversicht ihren weiteren Werdegang aus der natürlicherweise größer werdenden Distanz verfolgen werde, widme ich mich weiterhin parallel meiner spannenden Forschung.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1983–1988) Diplom-Biologie, Universität Köln

Geburt Tochter Janina, 1991 (nach vier Monaten Arbeit wieder aufgenommen)

Promotion (1989–1993) Eidgenössische Technische Hochschule (ETH), Zürich, Schweiz

Geburt Tochter Amelie, 1993

Geburt Tochter Inka, 1995 (nach drei Jahren Arbeit wieder aufgenommen)

Postdoc (1996–2003) Universität Basel und Torrey Mesa Research Institute, San Diego, USA

Junior Gruppenleiter (2003-2006) Universität Genf

Professur (seit 2006) Universität Lausanne, Pflanzen-Molekularbiologie

3 Kinder und 2 Berufungen in 7 Jahren ...

Prof. Dr. Birgit Piechulla

Für Akademiker-Ehepaare fast schon klassisch haben wir uns im Studium kennengelernt. Bei uns war es das erste Semester des Biologiestudiums in Oldenburg, als wir neben vielen Vorlesungen auch die berühmten botanischen „Schnippelkurse“ gemeinsam machten. Es ergab sich ein gemeinsam verlaufendes Studium mit Wechsel an die Universität Göttingen (Hauptfach Mikrobiologie, Nebenfächer Biochemie und Organische Chemie, Promotion 1983).

Bereits während des Studiums zeigte sich, dass uns das wissenschaftliche Arbeiten sehr viel Freude bereitet, so dass wir beide gerne weiter in diesem Bereich arbeiten wollten. Ohne genau zu planen, wie es weitergeht, ohne zu prüfen, ob es irgendwelche staatlichen, gesellschaftlichen oder sonstigen Rahmenbedingungen gibt, die es uns ermöglichen würden, beide zukünftig den Beruf des Wissenschaftlers ausüben zu können, arbeiteten wir intensiv und mit viel Engagement. Wir waren zuversichtlich und hatten die Hoffnung, dass wir unser Ziel erreichen könn-



ten. Wir wollten einen Beruf ausüben, der kreativ ist, der unsere Neugierde an naturwissenschaftlichen Fragestellungen stimulierte und befriedigte und der vor allem auch Spaß machte. Zwischen uns bestand Einvernehmen, die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit und die volle Konzentration dem Studium zu widmen. Dank eines Stipendiums über zwei Jahre, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, konnten wir eine erfolgreiche und wunderbare Postdoc-Zeit an der University of California in Berkeley (USA) verbringen. Retrospektiv waren ein gutes Studium und die erfolgreiche Postdoc-Zeit ein wichtiges Fundament für die weitere wissenschaftliche und dann auch familiäre Entwicklung.

Während der Postdoc-Zeit und nach der Rückkehr aus den USA trennten sich unsere wissenschaftlichen Wege, mein Mann favorisierte die Mikrobiologie und ging zurück

Jeder mit eigenem
Forschungsgebiet
und eigener
Arbeitsgruppe

an die Universität Göttingen, wo er als wissenschaftlicher Mitarbeiter unter der Leitung von Professor Dr. Gerhard Gottschalk arbeitete. Ich hatte während der Postdoc-Zeit ein neu aufstrebendes Wissenschaftsfeld in der Pflanzen-Mole-

kularbiologie für mich entdeckt und wollte dieser Thematik weiter nachgehen. Zum Glück stellte mir der Pflanzenbiochemiker Professor Hans-Walter Heldt ebenfalls in Göttingen einen Arbeitsplatz zur Verfügung. Zu Beginn der Zeit im Institut von Professor Heldt erhielt ich ein weiteres Stipendium von der DFG, so dass mein Einkommen gesichert war und mir außerdem Sachmittel für die Forschung zur Verfügung standen. Später bot Professor Heldt mir eine Assistentenstelle an, worüber ich ganz glücklich war, weil sich damit auch eine wissenschaftliche

Perspektive ergab. Mein Mann und ich, wir fanden sehr unterschiedliche Ausgangsbedingungen in unseren Instituten vor, aber jeder von uns konnte unabhängig sein eigenständiges Forschungsgebiet und seine Forschungsgruppe aufbauen. Dies war eine große und wichtige Chance, die uns dort geboten wurde!

Die ersten Jahre der Habilitationszeit waren auf meinem wissenschaftlichen Arbeitsfeld recht ertragreich, und ich konnte gut publizieren. Neben meinem Alter (ich war schon über 30!) war diese sehr positive wissenschaftliche Entwicklung und Etablierung wichtig für die Entscheidung, nun eine Familie zu gründen.

Meine erste Schwangerschaft fiel ins zweite Jahr der Habilitation und genau in die politische Wendezeit, den Fall der innerdeutschen Mauer: Unser Sohn Björn wurde am 30. November 1989 geboren.

Eine Wende in
jeder Hinsicht

(Eine Anekdote am Rande: Björn hatte während der Schwangerschaft die Steißlage eingenommen und wollte partout so liegen bleiben. Ein von den Ärzten von außen durchgeführtes Wendemanöver war erfolgreich, somit wäre der Name „Wende-Björn“ in zweierlei Hinsicht gerechtfertigt!). Ansonsten verliefen alle drei Schwangerschaften problemlos, so dass ich jedes Mal bis kurz vor der Geburt arbeiten konnte. Unsere Tochter Britta kam kurz nach meiner Habilitation (Januar 1992) im April 1992 zur Welt. (Auch hier gibt es eine kleine Geschichte: Am Tag vor dem errechneten Geburtstermin waren Professor Heldt und ich zur Biochemie-Promotionsprüfung meines ersten Doktoranden verabredet; sie sollte von 9 bis 10 Uhr stattfinden. Doch am Morgen kündigte sich Britta an und um 9:30 Uhr war sie da!). Sven schließlich wurde im Juli 1994

geboren, in einer Phase als mein Mann und ich uns bereits aktiv auf Professoren-Stellensuche befanden.

Nach den Geburten hatte ich bei allen drei Kindern jeweils zwei Monate freigenommen, so dass sich der Ess- und Schlafrhythmus einpendeln konnte. Auch jeweils sechs Monate Stillen war möglich, da mein Mann die abgepumpte Milch problemlos füttern konnte. In den Jahren 1990 bis 1995 arbeiteten wir beide offiziell 50 Prozent – inoffiziell haben wir natürlich in jeder freien Minute unsere Projekte weiter vorangetrieben (zum Beispiel kamen Mitarbeiter zu Besprechungen zu uns nach Hause). Veröffentlichungen konnten ohne weiteres am heimischen Schreibtisch gelesen oder geschrieben werden, ebenso DFG-Anträge. Unsere Entscheidung, mit reduzierter Stundenzahl zu arbeiten, wurde von unseren damaligen Chefs (Professor Heldt und Professor Gottschalk) akzeptiert, und das war für uns eine der wichtigsten Hilfestellungen, um unser Ziel, zu habilitieren und wissenschaftlich „am Ball“ zu bleiben, zu erreichen.

Die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit und die flexiblen Arbeitszeiten (ich arbeitete von 5 Uhr morgens bis mittags und, soweit es ging, abends, wenn die Kinder schliefen, mein Mann von mittags bis nachts) waren sicherlich sehr entscheidende Rahmenbedingungen, um den beruflichen Werdegang und die Familie unter einen Hut zu bringen. Aber genauso wichtig ist die Bereitschaft beider Partner, die doppelte Belastung auf sich zu nehmen, die notwendige Haus- und Kinderarbeit durchzuführen, zu ungewöhnlichen Zeiten zu arbeiten (etwa an Wochenenden und Feiertagen) und – zumindest für eine gewisse Zeit – auf einen

Ohne Einschränkungen und Flexibilität geht es nicht



Teil des Einkommens zu verzichten oder auf gemeinsame Kinobesuche und Ähnliches.

Nicht verschweigen will ich, dass wir auch mit gesellschaftlichen Vorurteilen zu kämpfen hatten (Stichwort „Hausmann“). In den ersten Jahren haben wir die Kinder abwechselnd alleine betreut, einer von uns war immer da, und wenn der eine Partner auf Dienstreise musste, hat der andere seinen Jahresurlaub genutzt, denn Oma, Opa oder Verwandte wohnten nicht in der Nähe und konnten somit nur selten zur Unterstützung herangezogen werden. 1995 engagierten wir eine Kinderbetreuung für zu Hause, so dass wir beide wieder voll arbeiten konnten.

Am 1.4.1996 (was für ein Datum!), ich war gerade 40 und mein Mann 41, wurden wir, Hubert Bahl und Birgit Piechulla, in Schwerin vereidigt. Wir hatten beide, unabhängig voneinander, aber gleichzeitig eine Professur in



Rostock erlangt: mein Mann den Lehrstuhl für Mikrobiologie und ich den Lehrstuhl für Biochemie. Dass wir beide eine Professur am *gleichen* Ort erhielten, haben wir sicherlich auch der einmaligen historischen Situation, dem Fall der innerdeutschen Mauer, zu verdanken. Darüber hinaus war entscheidend, dass sich unsere wissenschaftlichen Wege in der Postdoc- und vor allem in der Habilitationszeit getrennt hatten und wir uns auf verschiedene Fächer spezialisiert hatten.

Zur Einschulung von Björn (im August 1996) zogen wir also kurz entschlossen nach Rostock. Die sehr gute Kindergarten- und Hortsituation in Rostock unterstützte unsere Arbeitsmöglichkeiten entscheidend. Dies war sehr wichtig, denn es gab 1996 viel zu tun an der Universität Rostock,

die Lehrstühle mussten aufgebaut, die Forschungsarbeiten und Arbeitsgruppen etabliert werden. Es ergab sich, dass wir innerhalb von fünf Jahren dreimal mit dem Labor und zweimal privat umziehen sollten. Dies erforderte viel Arbeit und hohes Engagement. In diesen Jahren konzentrierten wir uns auf drei Dinge: die Familie, den Aufbau der Lehrstühle und unsere Forschungsarbeiten. Dank der optimalen Arbeitsbedingungen an der Universität ist es uns möglich gewesen, unsere beruflichen Laufbahnen zu verfolgen und gleichzeitig Familie leben zu können.

Gute Rahmenbedingungen

Inzwischen sind die Kinder groß: Björn und Britta studieren, Sven hat noch drei Jahre bis zum Abitur und die „Kinderbetreuung“ ist nur noch minimal nötig. Unsere Arbeit an der Universität gestaltet sich zwischen Forschung, Lehre, akademischer Verwaltung und verschiedenen Ämtern abwechslungsreich und interessant. Zurückblickend muss ich sagen, dass wir unseren Lebensweg, so wie er abgelaufen ist, sicherlich nicht voraussehen konnten oder wollten. Meine Eltern, die selber die klassische Aufteilung praktizierten (mein Vater war Kriminalbeamter und meine Mutter lange Jahre „nur“ Hausfrau), hatten mir beigebracht, dass man als Frau neben Nadel und Faden und Kochlöffeln genauso gut auch Werkzeug in die Hand nehmen kann. Dieses führte bei mir zu dem Selbstverständnis, dass Mann und Frau gleichermaßen alles arbeiten und leisten konnten. So erschien mir mein eingeschlagener Weg als etwas ganz Normales. Ich dachte gar nicht darüber nach, ob ich als Frau größere Hürden nehmen musste oder ob Familienplanung und Beruf vereinbar sind, sondern folgte schlicht

Ich musste mehr leisten als mein Mann

meinem Wunsch, einen begeisternden Beruf ausüben zu können. Allerdings habe ich das klischeehafte „Frauen gehören hinter den Herd und nicht in die Wissenschaft“ auch gehört. Ich hatte auch immer das Gefühl, dass ich mehr leisten musste als mein Mann, um auf dem gleichen Niveau wahrgenommen zu werden, aber es hat mich nicht sehr von der Verfolgung meines Ziels abgelenkt. Letztendlich haben mein Mann und ich gleichwertige Ziele erreicht.

Ich habe in der Vergangenheit nicht offensiv als Frauenbeauftragte oder Gleichstellungsbeauftragte gearbeitet, dafür hatte ich keine Zeit, aber ich bin davon überzeugt, dass die gelebten Beispiele für sich sprechen und zur Gleichberechtigung beitragen können – getreu den Motti „Steter Tropfen höhlt den Stein“ und „Überzeugen durch Leistung und Qualität und nicht durch Quote“. Ich gebe gerne zu, dass es mir bei Bewerbungen um Professorenstellen sehr gegen den Strich ging, als Alibi-Frau eingeladen worden zu sein oder dass die politischen Regelungen dazu führten, dass man als Frau den Listenplatz zwei oder drei nicht bekam, weil es die Vorgabe gab, dass die zweit- oder drittplatzierten weiblichen Personen den männlichen erstplatzierten Personen bevorzugt werden sollten. Dieses Prozedere verkehrte die gute Absicht ins Gegenteil!

Rückblickend kann ich sagen: Wir haben immer engagiert und zielstrebig gearbeitet, wir hatten Mut zum Risiko, waren ortsungebunden und konnten so gemeinsam unseren Weg gestalten. Wir sind der Meinung, dass sich unser kurzes Studium (zehn Semester inklusive Diplomarbeit), 2,5 Jahre Promotionszeit, ertragreiche Forschungsthemen und interessante Forschungsnischen, eine gleiche Verteilung bei der Haus- und Familienarbeit und natürlich ein

Quantum Glück vorteilhaft für unseren Weg ausgewirkt haben. Vieles Unplanbare hat sich einfach zeitlich sehr gut gefügt.

Britta, 18 Jahre:

„Da wirst du aber nicht gut bei wegkommen“ waren die ersten Worte meines Bruders auf die Frage unserer Mutter, ob wir einen Text zum Thema „Vereinbarkeit von Familie und Hochschulkarriere“ verfassen wollten. Das entsprach so ungefähr dem, was auch mir zunächst durch den Kopf schoss. Aber je mehr ich darüber nachdachte und mich in die Zeit zurückversetzte, desto mehr wurde mir bewusst, dass ich mich an keine Situation erinnern kann, in der ich meine Eltern herbeigeseht hätte, als sie gerade arbeiten waren.

Ich denke wir, meine Brüder und ich, hatten den großen Vorteil, Geschwister zu haben. Wir haben uns schnell an das Berufsleben unserer Eltern gewöhnt. Einzelkinder haben es da sicherlich schwerer, aber so war es nichts, was mich offenkundig negativ beeinflusst hat. Sicherlich hat ihre Entscheidung in irgendeinem Sinne Einfluss auf unsere Entwicklung genommen, aber ich glaube, dass sie keinen allzu großen Schaden angerichtet hat.

Ich bin gerne in den Kindergarten oder den Hort gegangen. Wir blieben zwar immer bis zum Schluss und waren häufig die letzten (so habe ich es auf jeden Fall in Erinnerung), aber es gab dort so viele Möglichkeiten sich zu beschäftigen, dass ich mich nie unwohl gefühlt und meistens auch nicht den Wunsch verspürte habe, früher nach Hause

Gerne in Kindergarten oder Hort

zu gehen. Ich erinnere mich zwar auch an ein paar Szenen, in denen ich von meinen Eltern gefordert habe, daß ich bereits um 15 Uhr statt um 17 Uhr den Hort verlassen wolle. Dies lag jedoch nicht daran, dass ich im Hort keine Spiel- oder Bastelmöglichkeiten mehr gehabt hätte, sondern vielmehr daran, dass alle meine Freunde einen Zettel von ihren Eltern bekamen, der es ihnen erlaubte, früher nach Hause zu gehen. Ich schätze, dieses besondere Privileg hat mich damals gereizt, denn allein zu Hause hätte ich mich sicherlich gelangweilt ...

Außenstehende bezeichnen meine Eltern sicherlich als Rabeneltern, schon allein aus dem Grund, dass sie beide voll berufstätig sind ...! Von außen betrachtet, sieht unsere Familiensituation wahrscheinlich so aus, aber als Kind nimmt man die Dinge hin, wie sie sind, da man nichts anderes (eventuell Besseres) kennt ... Im Laufe der Zeit lernt man über seine Freunde jedoch andere Möglichkeiten kennen und fängt an, über sie nachzudenken und sie mit den eigenen zu vergleichen ...

Ich glaube, dass wir dadurch, dass unsere Eltern nicht jederzeit zur Stelle waren, vor Herausforderungen gestellt wurden, wodurch wir früher selbstständiger geworden sind.

Als ich das erste Mal allein zur Musikschule fahren sollte, hatte ich mich mit meinem Vater am Doberaner Platz verabredet, wo ich umsteigen musste. Mein Vater sollte mich in die richtige Bahn setzen, da ich Angst hatte, versehentlich in die falsche einzusteigen. An dem besagten Tag kam ich nun allein von der Schule mit der Bahn zum Doberaner Platz gefahren, stieg aus und fand sofort die Bahn, in die ich dachte einsteigen zu müssen.

Ein Blick auf die leuchtenden Bewegungsmelder der Türen und das Piepgeräusch sagten mir, dass ich mich beeilen musste. Ich traf also eine Entscheidung. Ich stieg ein, ohne meinen Vater gesehen zu haben, und fuhr los. Ich dachte noch: Und wenn du in die falsche Bahn steigst, dann verpasst du zwar den Flötenunterricht, aber irgendwie findest du schon nach Hause.

Glücklicherweise hatte ich aber die richtige Bahn erwischt und kam auch dort an, wo ich hinwollte. Ich war so sehr damit beschäftigt, meinen Ausstieg nicht zu verpassen, dass ich gar nicht auf den Gedanken kam, dass mein Vater sich vielleicht Sorgen machen könnte, da er ja nicht ahnen konnte, dass ich schon weitergefahren war. Handys gab es zu der Zeit noch nicht (bzw. es war nicht normal, dass Kinder in meinem Alter eines hatten) ... Mitten in meiner Flötenstunde wurde ich herausgerufen, mein Vater hatte in der Musikschule angerufen und sich erkundigt, ob ich dort angekommen war. Das Einzige, was er fragte war: „Du hast ja gar nicht auf mich gewartet?!“ ... Aber in seiner Stimme lag kein Vorwurf.

Durch diese Herausforderungen lernt man viel, solange man nicht überfordert wird. Man erhält die Möglichkeit, Dinge auszuprobieren und selbst Erfahrungen zu sammeln. Meine Erfahrung zeigt mir, dass es sich lohnt, die anfänglichen Hemmungen zu überwinden und sich auf ungewisse Dinge einzulassen. In meinen Erinnerungen oder vielleicht auch wenn ich überlege, wie ich mich dadurch entwickelt habe, kann ich meinen Eltern also keine Vorwürfe machen.

Dinge ausprobieren und Erfahrungen sammeln

Jetzt sage ich meinen Eltern häufig, dass sie zu viel arbeiten und sich auch mal Zeit für sich selbst nehmen sollen, mal ins Kino gehen oder Sonstiges machen, aber früher habe ich mich nicht um das Wohl meiner Eltern gekümmert, da war ich damit beschäftigt, das Leben zu erkunden, neue Dinge auszuprobieren – und dazu braucht man nicht immer seine Eltern. (Das gilt auch heute noch!)

Im Nachhinein tut es mir leid, wenn ich sauer auf sie war, weil sie später kamen, als sie gesagt hatten. Aber es war grundsätzlich so, dass sie zufällig noch jemanden auf der Treppe getroffen hatten und uns dann zufälligerweise wieder warten ließen ...

Wie dem auch sei, es war ihre Entscheidung, wir haben sie akzeptiert und im Nachhinein viel Positives davongetragen, auch wenn wir uns die Dinge in einigen Situationen lieber so gewünscht hätten, wie die Durchschnittsfamilie sie hat.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - Rahmenbedingungen an der Universität durch flexible Arbeitszeiten
 - verständnisvolle Chefs, die der Teilarbeitszeit zustimmten
 - gut ausgebautes Kindergarten- und Hortsystem
 - Organisationsfähigkeit
 - kurzes Studium und erfolgreiche Forschungsthemen
 - gesunde und kräftige Kinder und ein Ehemann, der Erziehung und Familienleben im gleichen Umfang mitträgt

2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**

In unseren Elternhäusern war der klassische Weg etabliert: Der Mann geht zur Arbeit, die Frau kümmert sich um Kinder und Haushalt. Auch im Verwandtschaftskreis war unser Lebensmodell nicht üblich.

3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen?**

Fürs Studium? Für die Lebensplanung?

Fürs Studium:

- intensiv und engagiert studieren
- Chancen wahrnehmen, auch wenn es manchmal umständlicher ist
- Ortsungebundenheit während der Ausbildungsjahre
- qualitativ gute und für das Studienfach renommierte Universitäten wählen, nicht unbedingt diejenige die, dem Heimatort am nächsten ist

Für die Lebensplanung:

- Es ist viel machbar, wenn man den Willen hat.
- Nicht den Kopf in den Stand stecken, sondern Wege suchen, um das Ziel zu erreichen („Viele Wege führen nach Rom“!).

4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**

nichts

5. **Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?**

- Das Kindergarten- und Hortsystem ist in vielen Ländern besser als derzeit in Deutschland.
- Das Tagesmutter-System sollte ausgebaut werden.
- Man sollte flexible Arbeitszeiten und Teilzeitbeschäftigung während der Kindererziehungszeit ermöglichen.

6. **Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?**

Es ist möglich, auch mit Kindern in Führungspositionen zu kommen, allerdings müssen Frauen überzeugender sein und häufig mehr leisten als Männer, um dies zu erreichen.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Ich habe mich mit meinem Ehemann abgewechselt, es wurden Prioritäten gesetzt.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

beide zu gleichen Teilen

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Zum Glück gab es nur die normalen Kinderkrankheiten. Wir haben uns abgewechselt, wie es am besten in unsere Arbeitspläne passte. Häufig haben wir Tage aus unserer Urlaubszeit dafür genommen und brauchten keine Extra-Kinderkrankzeit zu nutzen. Als Wissenschaftler tut man ja sowieso alles, um zur Arbeit gehen zu können (sechs Wochen Urlaub pro Person, wie in Deutschland üblich, sind, weltweit betrachtet, paradiesische Zustände! Zweimal sechs Wochen Urlaub reichen auch für die Überbrückung der Schulferien.)

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibifunktion?

Hilfreich, jedoch bin ich für *Gleichstellungsbeauftragte* und nicht *Frauenbeauftragte*.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1975–1980) Diplom-Biologie, Universität Oldenburg und Göttingen

Promotion (1983) Universität Göttingen

Postdoc 1 (1983–1984) Göttingen

Postdoc 2 (1984–1986) University of California, Berkeley, USA

Wissenschaftliche Assistentin (1987–1992) Göttingen

Geburt Sohn Björn, 1989 (nach zwei Monaten Mutterschutz Arbeit aufgenommen, 50 Prozent)

Geburt Tochter Britta, 1992 (nach zwei Monaten Mutterschutz Arbeit aufgenommen, 50 Prozent)

Habilitation (1992) Universität Göttingen

Hochschuldozentur (1992–1996) Universität Göttingen

Geburt Sohn Sven, 1994 (nach zwei Monaten Mutterschutz Arbeit aufgenommen, Vollzeit)

Professur (seit 1996) Universität Rostock, Lehrstuhl für Biochemie

Eine Deutschlandtournee für eine Professur

Prof. Dr. Andrea Polle

Herzlake – Für Emsländerinnen, Mitte der 1950er Jahre geboren, war es keineswegs selbstverständlich, einen Beruf zu erlernen und ihn wohlmöglich auch noch auszuüben! In meiner Familie war die Eltern- und Großelterngeneration durch Krieg, Vertreibung und Verluste geprägt. Daher galt, alle – natürlich auch die Mädchen – müssen einen guten Beruf erlernen, denn was man Kopf hat, kann einem keiner wegnehmen.



Köln – Raus ins Studium und ins eigene Leben! Auch in den 1970er Jahren waren Hörsäle überfüllt. Die Berufschancen für Diplom-Biologen wurden als schlecht eingeschätzt. Uns Frauen wurde von den Professoren durchaus mal beschieden: „Gehen Sie doch an Ihren Kochtopf zurück, wenn Sie nicht wissen, was ein Antilogarithmus ist.“ Nach dem Diplom (1981, Pflanzenphysiologie, Genetik und Physik) hatte ich auf eine wissenschaftliche Karriere keine Lust, aber worauf eigentlich?

Osnabrück – Nun doch eine Promotion! „Biophysik“ hieß die Herausforderung, und ich war in der Arbeitsgruppe, die sich in der Gründungsphase befand, die erste Biologin. Eine Doktoranden-Kollegin gab es noch. Die hatte wenigstens was Richtiges, also Chemie, studiert. Es war eine prägende Zeit mit vielen Höhen und Tiefen.

Ich lernte Michael, meinen späteren Mann, kennen. Wann ist der richtige Moment Kinder zu bekommen? Vermutlich, nie – also besser sofort. Wir bekamen eine Tochter (1985), die bei der Geburt starb. Keiner bereitet dich auf den Tod deines Kindes vor. Ich konnte nicht zu Hause sitzen und meine Doktorarbeit schreiben. Mein Chef war super, denn er ermöglichte, dass ich weiter im Labor an einem neuen Projekt arbeiten konnte. Michael und ich bekamen unseren ersten Sohn Matthias (1986) und anderthalb Jahre später den zweiten, Anselm (1987). Dazwischen fand 1986 irgendwie auch noch die Promotion statt, die nahtlos in die erste, allerdings nur kurze Postdoc-Phase im Osnabrücker Sonderforschungsbereich überging.

Das Familienmanagement mit einem Kind ließ sich noch gut gemeinsam regeln. Michael arbeitete Schicht, und ich konnte entweder ganz früh bis mittags oder nachmittags bis nachts an die Universität gehen. Nachdem Matthias ein halbes Jahr alt war, hatten wir bis zur Geburt von Anselm halbtags eine Kinderfrau.

Was kommt nach dem Postdoc? Mein Chef ließ verlauten: „Wer gut ist, geht!“ Für die Karriere ist der „Doktor i.A.g.“ („in Amerika gewesen“) sehr hilfreich. Zu meiner großen Überraschung waren Kinder kein Hindernis, und es gab tatsächlich Postdoc-Angebote, ohne dass ich richtig suchen musste: eines in den Vereinigten Staaten und ein

anderes – für drei Jahre mit Verlängerungsperspektive – am Fraunhofer-Institut für Atmosphärische Umweltforschung in Garmisch-Partenkirchen. Michael fand es interessant, mal aus Osnabrück herauszukommen, und war der erste Mann in einem Stahlwerk, der Erziehungsurlaub nahm. Das schlug in der Personalverwaltung der Firma einigermaßen Wellen. Selbstverständlich war der Erziehungsurlaub unbezahlt. Daher war die etwas längerfristige finanzielle Perspektive auch sehr wichtig. Ohne Kinder wäre wohl nichts anderes als die USA in Frage gekommen. So aber ging es 1988 nach Bayern.

Der erste Mann im Stahlwerk mit Erziehungsurlaub

Garmisch-Partenkirchen – Wir Preußen waren skeptisch, was uns als Rollentauschfamilie in Oberbayern erwarten würde. Vorsichtshalber hatten wir immerhin noch geheiratet. Die Bayern störten sich an der Familiensituation wenig. Sie fanden es eher unrühmlich, dass man keinen Bayern für den Job am Fraunhofer-Institut gefunden hatte. Im Dorf wurden wir freundlich aufgenommen, und unsere Vermieterin meldete die Kinder sofort prophylaktisch für den Kindergarten an. Wir wären gar nicht auf die Idee gekommen. Später sollte sich dies noch als schlichtweg genial herausstellen, denn der Kindergarten, selbstverständlich ganztags, hatte freundliche Öffnungszeiten, war unschlagbar preiswert und nahm die Kleinen auf, auch wenn sie noch nicht ganz drei Jahre alt waren.

Das Institut war super ausgestattet. Die Arbeit lief gut, war inhaltlich aber sehr durch Vorgaben geprägt. Zu meinen männlichen Kollegen gab es im Hinblick auf lange Arbeitszeiten und Dienstreisen keinen Unterschied. Michael war zunächst ganz zu Hause. Langfristig lies sich

diese Arbeitsteilung allerdings finanziell nicht durchhalten. So übernahm Michael dann Nachtschichten als Hotelportier und schlief, wenn die Kinder im Kindergarten waren.

Nach zwei Jahren habe ich den Institutsdirektor nach der „längerfristigen Perspektive“ gefragt. Ohne massive Unterstützung durch meinen direkten Vorgesetzten wäre daraus wohl nichts geworden, so aber bekam ich einen unbefristeten Vertrag. Dies wäre vielleicht schon das Ende der eigenständigen wissenschaftlichen Karriere gewesen, hätte mein Chef nicht einen Ruf nach Freiburg erhalten, um dort eine neue Professur aufzubauen, und hätte er mich nicht gefragt, ob ich mitkommen würde. Im Frühjahr 1992 verließen wir die Berge.

Freiburg – Die Habilitation (1995) war ein lästiges Nebenereignis neben meinem Job als akademische Rätin, der geprägt war von Bestellungen, Einrichtung des provisorischen Instituts, Standortsuche, Institutsumzug, Baumaßnahmen, wieder Bestellungen für weitere Laboreinrichtungen, Vorlesungen, Übungen und, und, und ... Dazu kamen eigene Projekte und Aufbau einer eigenen Gruppe. Da kostete es Kraft, am Wochenende mit den Kindern und ihren Freunden zum Badensee zu fahren, die jungen Fußballtalente durch den Breisgau zu ihren Spielen zu chauffieren und die Mannschaften durch lautes Gebrüll am Spielfeldrand zu unterstützen.

Das Familienmanagement war sehr schwierig, denn in der ersten Phase, als beide Jungs noch in den Kindergarten gingen, mussten wir angesichts von Öffnungszeiten von Punkt 8 bis Punkt 12 Uhr feststellen, dass wir in Bayern in einem Paradies gelebt hatten. Um Zwergschulen zu erhal-

ten, wurde nur Matthias im gleichen Dorf eingeschult, während Anselm später per Bus ins Nachbardorf musste. Alle wurden zum Schulturnen wieder woandershin gebracht – trotz Turnhalle vor Ort! Der Verlust an Turnbeutel, Handschuhen, Mützen und anderen Sachen war hoch. Eine Mutter, die nicht zu Hause blieb, war sowieso an allem Schuld, wenn es mit den Kindern nicht rund lief.

**Alles prima,
solange die Mutter
nicht arbeitet**

Ungünstige Kindergartenzeiten und unplanbare Schulzeiten mit häufigen Ausfällen, machten eine reguläre Berufstätigkeit für Michael unmöglich, denn ich war de facto meistens abwesend. Aufgrund der interessanten Beschulungsregelung und der notorisch unregelmäßigen Universitätsarbeit kamen wir alle zu unterschiedlichen Zeiten nach Hause. Trotzdem hat alles irgendwie geklappt,



selbst ein bisschen Berufstätigkeit bei Michael. Die Kinder wurden dadurch früh selbstständig, nicht immer zu unserer Freude, wenn die Waschmaschine wieder mal mit nur einem Pullover lief.

Göttingen – Wieder in Niedersachsen! Offiziell beginne ich im Dezember 1996 als Professorin für Forstbotanik und Baumphysiologie an der Forstwissenschaftlichen Fakultät. Ich pendelte kurzfristig und Ostern zogen wir um. Zum Sommersemester 1997 fing der reguläre Betrieb an. Die Freiheit, etwas Neues zu gestalten, war einfach großartig.

Die Freiheit war großartig Ich war wirklich angenehm überrascht von der freundlichen Aufnahme in den Kollegenkreis und die Einbindung in die Fakultät. Michael war erstmal wieder zu Hause und für die Söhne zuständig. Obgleich der Schulwechsel ganz gut klappte, auch deshalb weil gute Sportler eben überall sehr gesucht sind, fragten wir uns doch, warum die akademische Flexibilität in Deutschland auch noch durch eine heterogene Schullandschaft erschwert wird: unterschiedlicher Fächerkanon und in Niedersachsen damals noch die Orientierungsstufe. Dies fand Matthias besonders ungerecht, denn er hatte in Baden-Württemberg gerade im 4. Schuljahr den Sortierungsstress durchlebt. Nun kam er am Ende des 5. Schuljahrs von der Realschule wieder zurück und musste im 6. Schuljahr den Sortierungsprozess erneut durchlaufen. Heute studieren beide Söhne und finden, dass sie nichts vermisst haben, weil der Papa immer da war.

Ich baute mein Institut auf und übernahm akademische Funktionen und wurde 1999 erste Forst-Dekanin in Deutschland. Da meine Ernennung in Göttingen zuvor nicht ohne Rummel abgelaufen war, wäre es nicht richtig



gewesen, mich der Verantwortung zu entziehen. Es war trotzdem eine schwierige Entscheidung, die Michael zum Glück mitgetragen hat, denn das Familienleben schrumpfte damit mehr denn je zusammen.

Nachdem sich alles eingependelt hatte, erlebten wir privat die typischen Schwierigkeiten, die sonst Frauen haben, die nach einer Kinderauszeit wieder in einen Beruf einsteigen wollen, nur dass es für Michael vermutlich sogar noch schwieriger war. Das unausgesprochene Misstrauen gegenüber einer Biographie wie der seinen ist groß. Schließlich erhielt er eine Stelle im technischen Bereich an der Universität auf einem zeitlichen befristeten Projekt. Seither hoffen wir von Jahr zu Jahr, dass es auf neuen Projekten weitergeht. Bislang hat es geklappt.



Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1975–1981) Diplom-Biologie, Universität Köln

Promotion (1982–1986) Universität Osnabrück

Geburt Sohn Matthias, 1986 (nach zwei Monaten Mutterschutz Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Sohn Anselm, 1987 (nach zwei Monaten Mutterschutz Arbeit wieder aufgenommen)

Postdoc (1987–1992) Universität Osnabrück, Fraunhofer-Institut für Atmosphärische Umweltforschung, Garmisch-Partenkirchen

Akademische Rätin (1992–1996) Universität Freiburg

Habilitation (1995) Universität Freiburg

Professur (seit 1996) Universität Göttingen, Lehrstuhl für Forstbotanik und Baumphysiologie

„I have been fascinated by the ancient world“

Prof. Dr. Christiane Reitz

Mit dem folgenden Satz beginnt nicht etwa meine Lebensbeichte, sondern der Lebenslauf, den meine damals achtzehnjährige Tochter für ihre Bewerbung um einen Studienplatz abgefasst hat: „As long as I can remember, I have been fascinated by the ancient world.“. Er hat mich sehr beruhigt, und zwar keineswegs, weil ich daraus hätte schließen können, dass meine Interessen die ganze Familie dominieren. Vielmehr hat er mir gezeigt, dass mein beruflicher Schwerpunkt offenbar nicht dazu geführt hat, Eifersucht und Antipathie gegenüber meinen Gegenständen aufkommen zu lassen, sondern dass mein Tun und Treiben auch inhaltlich akzeptiert wird, nicht nur zum Geldverdienen.



Ich will im Folgenden kurz meinen Berufsweg beschreiben und mit wenigen allgemeinen Beobachtungen zur weiblichen Sicht des Hochschullehrer-Berufs enden.

Mein Berufswunsch stand recht früh fest. Schon in Kindertagen war ich vom antiken Mythos begeistert, die Kas-

perlepuppen mutierten zu Paris und Helena, und ich habe durchgesetzt, auf ein humanistisches Gymnasium gehen zu dürfen. Trotz wirtschaftlicher Bedenken meines Vaters habe

Keine Plätzchen
für Ihren Mann?

ich auch meinen Studienwunsch durchgesetzt und die antiken Sprachen und Literaturen allmählich zu meinem Beruf gemacht. Ganz problemlos lief das nicht ab. Dass ich, gerade als ich ein Doktorandenstipendium errungen hatte, heiratete, wurde von meinem damaligen Doktorvater mit dem Satz kommentiert: „Wer promovieren will, muss leben wie ein Mönch.“ Ein anderer akademischer Lehrer traf mich kurz darauf im Institut an und polterte vermeintlich jovial los: „Was machen Sie denn hier? Es ist Advent, da müssen Sie Plätzchen backen für Ihren Mann.“ Persönliche Entscheidungen und inhaltliche Differenzen führten dann einen Wechsel des Ortes und des Doktorvaters herbei. Dadurch verzögerte sich der Abschluss der Arbeit, aber letztlich war ich – in der Woche nach einer Fehlgeburt – mit 28 Jahren promoviert.

In der Zwischenzeit hatte ich in Mannheim an einem kleineren Institut an unserem neuen Wohnort Fuß gefasst und konnte weiter wissenschaftlich arbeiten. Ich hatte nette und anregende Kollegen, und besonders mein damaliger Chef, obwohl selbst kinderlos, hat mich mit großem Einsatz unterstützt. Von ihm stammt das Credo: „Ich kann durch konkrete Hilfestellung für die Sache der Frauen mehr tun, als wenn ich neben jedes ‚man‘ ein ‚frau‘ setze.“ Aber eine volle Stelle, geschweige denn auf Dauer, hatte ich nicht, und ich war auch nicht „flexibel“, denn einer von uns sollte schon das Geld verdienen, um unsere Familie – inzwischen gewachsen, erst um eine Tochter, dann einen Sohn – zu unterhalten.

Dieser Sohn war fünf Monate alt, als ich schließlich eine Assistentenstelle antrat. Wie habe ich das organisiert? Unsere Familie, Omas, Tanten lebten nicht am Ort, aber manchmal konnte jemand für ein paar Tage einspringen. Die Liste unserer Kinderfrauen ist lang. Manche waren nett und freundlich, manche zuverlässig und unfreundlich. Manche blieben kürzer, andere länger – unsere letzte hat uns sieben Jahre lang begleitet. Die Leiterin des Ganztagskindergartens lachte herzlich über mein Ansinnen, einen Platz für unseren Sohn zu bekommen: Ich sei doch gar nicht alleinerziehend. Wir kauften ein Haus in der Nähe einer Grundschule, die einen flexiblen Hort mit Hausaufgabenbetreuung anbot. Trotzdem ging es nie ohne bezahlte Hilfe – schließlich hat man mal einen späteren Termin, oder die Musikschule beginnt schon um 14 Uhr, oder jemand hat Windpocken, Masern, Husten, Bauchschmerzen ...

Manchmal war ich unzufrieden über das Verhältnis von finanziellem Aufwand und Ertrag. Darüber hat mir die einfache Rechnung meines Mannes hinweggeholfen: „Zähle unsere Gehälter zusammen, zieh die Betreuungskosten ab, und den Rest teilst du durch zwei.“ Aber wirklich bedrückt hat mich, wenn ich den Eindruck hatte, dass ich einem meiner beiden Leben nicht gerecht wurde. Denn eigentlich hatte ich immer das Gefühl, ich könnte und müsste mehr arbeiten, fleißiger publizieren, mehr lesen, flinker reagieren, mehr Vorträge halten, energischer ein Netzwerk betreiben, mehr Ämter übernehmen. Andererseits hatte ich immer die Supermütter vor Augen, die die Kinder zum Tennis, zum therapeutischen Flöten, zum gemeinsamen Töpfern und zu allerhand

Ich hatte immer
Supermütter vor
Augen

anderen als pädagogisch unverzichtbar geltenden Angeboten begleiteten.

Was tun? Rückblickend glaube ich, dass es eine Reihe von Faktoren gab, die mir das Durchhalten erleichterten. Ich war – gerade wegen des strammen Stundenplans mit einem viel arbeitenden Mann und Schulkindern – ziemlich gut organisiert. Ich habe den beiden Teilen meines Lebens stets die volle Konzentration gewidmet. Wenn ich in der Universität war, dann war ich dort, und wenn die Familie zu Hause war, habe ich den Universitätsalltag vergessen. Der Aufwand für die Hobbys der Kinder wurde begrenzt: So waren Sportarten, die man nur mit Chauffeurdienst betreiben konnte, tabu. Schließlich war die Habilitation geschafft, nicht zuletzt dank der Tatsache, dass mein Mann mit den Kindern immer mal kleine Ferien machte, im Frühjahr und im Herbst. Das waren Tage und Wochen, in denen ich völlig ungestört und ohne Ausrede arbeiten oder zu einer Tagung fahren konnte.

Dann ging es darum, einen Lehrstuhl zu erringen. Ich verhehle nicht, dass ich gerne eine gemütliche Dauerstelle im Mittelbau an der Universität bekleidet hätte, hätte man sie mir angeboten. Ob ich zufrieden geworden wäre, weiß ich nicht, aber es war ohnehin gerade nichts frei. Also rauf auf das Bewerbungskarussell! In Baden-Württemberg gab es damals die schöne Einrichtung der Hochschuldozentur, so dass ich mich stets aus einer zwar befristeten, aber doch immerhin konstanten Tätigkeit heraus bewerben konnte. In vielen Berufungsinterviews habe ich vor allem Eines gelernt: Mir für die Zukunft fest vorzunehmen, diese unglaubliche Prozedur, sollte ich einmal den Vorsitz einer solchen Kommis-

Meine beruflichen Ambitionen als Luxus-Zeitvertreib?

sion übernehmen, so wenig demütigend wie möglich zu gestalten. Im Fahrstuhl zum Vortrag gefragt zu werden: „Was macht eigentlich Ihr Mann?“, in einer Begründung, warum es nur zum zweiten Platz gereicht hat, zu hören: „Naja, der Herr Soundso hat schließlich eine Familie zu ernähren!“, fand ich schlimm. Ähnlich wie seinerzeit die Kindergartenleiterin haben viele der meist männlichen Kollegen meine Tätigkeit und meine wissenschaftlichen und beruflichen Ambitionen als eine Art Luxus-Zeitvertreib angesehen.

Indessen: nicht überall. Im Jahr 1999 nahm ich einen Ruf an die Universität Rostock an, wo ich seit der Ernennung im Februar 2000 tätig bin. Diese Entscheidung ist mir nicht leicht gefallen. Die Kinder waren elf und 15, und unsere Familie stand somit vor ziemlichen Umstellungen. Zwei Jahre bin ich am Wochenende in die alte Heimat gependelt, dann ist es meinem Mann gelungen, sich für seine Firma nach Berlin zu verändern. Noch weiter nordöstlich hatte die chemische Industrie nicht so viele Arbeitsplätze anzubieten. In Berlin haben wir eine Schule gefunden, an der die Kinder ihre humanistische Ausbildung fortsetzen konnten, und wir haben Verwandte und gute Freunde, die gleich als Ansprechpartner und Hilfe bereitstanden. Für mich ist seitdem die Pendelstrecke kürzer, aber die räumliche Trennung für einen großen Teil der Woche ist geblieben. Das hat Vor- und Nachteile.

Eine Mitarbeiterin – sie hat eine kleine Tochter – verglich meinen Universitätsalltag mit dem ihrer früheren Chefs und Professoren: Niemand sei je so viel in der Universität gewesen wie ich. Die Rostocker Tage finden weitgehend ohne Privatleben mit hoher Arbeitsintensität statt.

Die Wochenenden werden zwischen Stunden am PC im Arbeitszimmer und Vergnügungen aufgeteilt. Dabei zählen Einkaufen und Kochen zum vergnüglichen Bereich. Mein Karriereweg hat in Rostock sein Ende gefunden; statt über weitere Rufe freue ich mich über Verbindungen in Deutschland und in der Welt, über interessante Begegnungen bei wissenschaftlichen Ereignissen und in wissenschaftspolitischen Gremien.

Tief Luft holen und sachlich bleiben

Aber auch die Universität Rostock ist, trotz aller erkennbaren Bemühungen, auf vielen Ebenen ein männlich dominierter Betrieb. Das zeigt sich zum Beispiel in der Terminplanung und besonders deutlich in der auch hier zu beobachtenden Art der Gesprächsführung in Gremien. Jeder Frau ist es sicher nicht nur einmal so gegangen, dass ihre Bemerkungen ungehört verhallen und erst aus dem Munde eines männlichen Anwesenden wahrgenommen werden. Wie verhält man sich dann? Als junge Frau habe ich mich sehr geärgert und die Kollegen belehrt: Das hat Frau Y schon vor zehn Minuten gesagt! Inzwischen habe ich mich für eine ergebnisorientierte Gesprächsführung entschieden. Wenn wir gemeinsam zu einem vernünftigen Ziel kommen, muss ich auf dem Weg dorthin keine Anerkennung beziehen.

Was würde ich einer jungen Frau auf dem Karriereweg empfehlen? Auf die eigenen Stärken vertrauen, das Ziel im Auge behalten, das Wesentliche vom Unwesentlichen sondern – das gilt für den beruflichen Bereich wie für den familiären – und vor allem: großzügig sein. Großzügig gegenüber sich selbst, indem die Standards immer wieder den Möglichkeiten angepasst werden, großzügig in der Familie, großzügig gegenüber denen, die einem Arbeit abnehmen,



sei es im Haus oder in den Kinderbetreuungseinrichtungen. Und besonders: gegenüber dem Partner. Regelmäßige Streitereien um die Aufteilung der Hausarbeit rauben Zeit, die man für schönere Dinge verwenden könnte, und sie schaffen eine unfreie Atmosphäre der Kleinlichkeit. Großzügig und vor allem auch stolz, auf das täglich Erreichte genauso wie auf die hohen Ziele.

Ehemann Heinrich, 60 Jahre:

Das Fazit vorweg: Es waren Männer, die meiner Frau große Schwierigkeiten bereitet haben, aber es waren auch Männer, die in entscheidenden Situationen geholfen haben. Die Frauen haben in der Männerwelt unwiderruflich Fuß gefasst, daran werden sich die Männer

nach und nach gewöhnen. Meine Tochter wird es schon leichter haben als meine Frau.

Schon kurz nach unserer Heirat, als meine Frau gerade mit ihrer Doktorarbeit begonnen hatte, bekam ich eine sehr sichere Anstellung in der Industrie. Von meinem Gehalt konnte die Familie immer auskömmlich leben. Das war natürlich ein Vorteil, den nicht jedes Paar hat. Trotzdem gab es für meine Frau und die Familie eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, die oft nur mit viel Glück überwunden wurden. Ich greife drei Ereignisse heraus:

Der erste Doktorvater meiner Frau konnte sich einen Doktoranden schlichtweg nur als Eremiten vorstellen, der sich voll und ganz seiner Arbeit widmet. Unsere Eheschließung wurde folglich mit großem Befremden aufgenommen, und dass meine Frau danach einen Teil der Woche 150 Kilometer vom Hochschulort entfernt verbrachte, machte die Sache noch schlimmer. Mit der Qualität der ja erst zu verfassenden Arbeit hatte das überhaupt nichts zu tun. Heute ist Pendeln etwas Normales. Damals war aber das Resultat: Die Beziehung zum ersten Doktorvater wurde abgebrochen, die Arbeit unbetreut fertiggestellt, und dann fanden sich glücklicherweise drei Hochschullehrer, alle drei Männer, aber mit einem klareren Blick für die gewandelten Erfordernisse unserer Zeit, die meiner Frau die Promotion ermöglichten. Alles ging gut aus. Wir sind immer erfüllt von Dankbarkeit diesen Dreien gegenüber.

Auch mir drohten natürlich berufsbedingte Ortswechsel, damit muss man als Mitarbeiter in einem globalen Unternehmen rechnen. Die ultimative Entschei-

dung – deine oder meine Karriere? – ist uns glücklicherweise erspart geblieben. Und als dann der Ruf aus Rostock kam (keine Universität in Deutschland war weiter von unserem Wohnort entfernt als Rostock), war es schließlich mein Arbeitgeber, der mir nach eineinhalb Jahren eine Versetzung nach Berlin ermöglichte. Mein Chef damals: ein Mann. Der Wechsel verkürzte unseren Spagat von sieben Stunden Bahnfahrt auf zweieinhalb Stunden. Das war ganz wichtig für das Wohlergehen unserer Kinder, die damals erst 13 und 16 Jahre alt waren, zwar an Selbstständigkeit gewöhnt, aber mit der Mutter in der Ferne doch nicht glücklich. Ich bin also einer der bisher noch raren nachziehenden Ehemänner.

Ja, es gab auch richtig handfeste Diskriminierung, die heute gesetzwidrig wäre. Bei Bewerbungen wurde meine Frau stets gefragt, was denn ihr Mann mache. Und sofort nach erteilter Auskunft konnte sie die Reaktion an den Gesichtern ablesen: Die ist doch versorgt, was will die eigentlich hier? Berufstätigkeit von solchen Ehefrauen ist doch Luxus, die nehmen doch nur den Männern die Stellen weg. Gelegentlich wurde das auch ganz offen so gesagt, vor Zeugen. Man hatte damals keine Angst wegen so etwas. Das Männerkartell war noch intakt. Gottseidank ist das Vergangenheit. Weitgehend.

Deine Karriere oder meine? – das blieb uns zum Glück erspart

Bettina, 25 Jahre:

Manchmal war ich nach der Schule bei Freundinnen zum Mittagessen eingeladen. Oft waren ihre Mütter

Hausfrauen, und während wir Mädchen hungrig das Essen in uns hineinschaufelten, ließen sie manchmal wie zufällig Fragen ins Gespräch einfließen wie „Wann hast du denn zum letzten Mal ein warmes Mittagessen bekommen?“ oder „Mit dir macht sicher niemand die Hausaufgaben, oder?“. In ihrem Ton höre ich heute (vielleicht zu Unrecht) eine Mischung aus Mitleid und Missbilligung, aber damals antwortete ich arglos und ehrlich auf die erste Frage „Gestern! Unsere Kinderfrau macht jeden Tag ein warmes Mittagessen“ und auf die zweite „Sollen wir unsere Hausaufgaben denn nicht selber machen?“.

Mein Bruder und ich hatten zwar berufstätige Eltern, aber „Schlüsselkinder“ waren wir nicht: Zu Hause wartete immer eine Mahlzeit und die Gesellschaft und Ansprache unserer Kinderfrau auf uns. Mein Bruder und ich haben die Anwesenheit unserer diversen Kinderfrauen meistens als Bereicherung erfahren – sie blieben oft viele Jahre bei uns, waren ein verlässlicher Teil unseres Lebens, und wir pflegen auch heute noch guten Kontakt. Allerdings denke ich heute, dass es für uns noch schöner und anregender gewesen wäre, wenn unser Gymnasium Nachmittagsbetreuung oder -unterricht angeboten hätte (wie es bei unserer fortschrittlichen Grundschule schon der Fall war) – ich war schon als Kind immer lieber unterwegs als zu Hause, lieber mit anderen jungen Leuten zusammen als allein.

Was die Hausaufgabenhilfe betrifft: Ich habe früh gelernt, dass mein Leben – sowohl was Schule als auch was meine Hobbys betraf – zuerst meine eigene Angelegenheit ist. Meine Eltern haben nie kontrolliert, ob ich

meine Hausaufgaben gemacht hatte; die Hausaufgaben waren mein Problem, solange ich nicht um Hilfe bat. Diese Selbstständigkeit erstreckte sich auch auf meine Freizeitgestaltung. Meine Mutter wollte nicht allzu oft als „Mom-Taxi“ fungieren, und die einzige Bedingung bei der Wahl unserer Hobbys war daher, dass wir sie selbst mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichen konnten. Diese entspannte Haltung meiner Eltern und das Gefühl, dass ich immer mein eigenes, nicht von meinen Eltern kontrolliertes Leben hatte, für das ich selbst verantwortlich war, haben, so denke ich, sehr dazu beigetragen, dass wir ein besonders spannungsarmes Verhältnis hatten und haben.

Dass meine Mutter eine Professorin mit Kindern ist, ist für mich aber nach wie vor von Bedeutung. Ich arbeite zurzeit an meiner Promotion und kann mir auch gut vorstellen, danach an der Universität zu bleiben. Erst während meines Studiums ist mir allmählich klar geworden, wie wenige Frauen, vor allem mit Kindern, es an der Universität gerade in leitenden Positionen gibt. Als junge Frau kann man sich schnell entmutigen lassen, da man so selten Frauen begegnet, die es erfolgreich geschafft haben, Kinder und Karriere miteinander zu vereinbaren. Ich habe den großen Vorteil, in meiner eigenen Familie erfahren zu haben, dass die Kombination von akademischer Laufbahn und Kindern zwar einiges an Glück wie auch an Entbehrungen verlangt, aber dass es sie gibt und dass sie funktionieren kann. Ich habe vor allem selbst erlebt, dass Kinder nicht darunter leiden, dass ihre Mutter nicht immer zu Hause ist – im Gegen-

Leiden Kinder unter der Mutter, die nicht immer zu Hause ist?

teil! Das wird mir später hoffentlich auch den Mut geben, das Gleiche zu versuchen, und das Selbstbewusstsein, dieselben Möglichkeiten für mich einzufordern, für die meine Mutter sich eingesetzt hat.

Gabriel, 22 Jahre:

Im Rahmen meines Studiums und meiner Arbeit stoße ich immer wieder auf den Begriff „Work-Life-Balance“, also das ausgewogene Verhältnis zwischen der Arbeit und dem „richtigen“ Leben, also der Freizeit. Für mich ist es sehr wichtig, dass dieses Verhältnis stimmt, also neben der Arbeit noch genug Zeit für Freundin und Freunde, Hobbys und Sport bleibt. Daher quäle ich mich morgens relativ früh aus dem Bett, um in der Praxisphase meiner Ausbildung dann so früh gehen zu können, dass ich noch etwas unternehmen kann. An manchen Tagen ist es natürlich nötig, länger zu bleiben, weil noch etwas fertiggemacht werden muss oder man in einer Besprechung sitzt. Dennoch merke ich, dass es definitiv möglich ist, sich auch unter der Woche Zeit für seine Freunde, seine Familie und sich selbst zu nehmen, wenn man gut organisiert ist.

Diese Einstellung habe ich nicht zuletzt auch dadurch gewonnen, dass meine beiden Eltern berufstätig sind und ich trotzdem nie den Eindruck hatte, dass sie mir, oder besser uns, zu wenig Aufmerksamkeit oder Zeit geschenkt hätten. Die Berufstätigkeit meiner Eltern hatte für mich und meine Entwicklung im Gegenteil Vorteile, die ich erst später einschätzen konnte: Dadurch, dass ich nicht jede alltägliche Aufgabe auf meine

Eltern abgewälzt habe, war ich bald in der Lage, alleine mit der Straßenbahn fahren und meinen Koffer selbst zu packen, was mir großen Respekt bei meinen Freunden bescherte. Später musste ich zwar nach Partys selbst nach Hause fahren und konnte keine Chauffeurdienste in Anspruch nehmen, durfte aber dafür (im vernünftigen Rahmen) selbst bestimmen, wie lange ich bleibe.

Die Berufstätigkeit meiner Eltern hatte für mich Vorteile

Zu Hause wartete nach der Schule zwar, bis ich in die achte Klasse kam, unser Kindermädchen mit einem leckeren Essen auf uns (meistens durften wir uns etwas wünschen), jedoch verbrachte ich meine Freizeit am liebsten schon als Kind mit meinen Freunden. Ich denke, ich wäre, auch wenn meine Mutter zu Hause gewesen wäre, lieber noch ein paar Stunden im Hort oder bei einem Freund geblieben, weil ich eben mit Leuten aus meiner Altersgruppe mehr Interessen teilte.

Dass ich vieles selbst bestimmen und einteilen durfte, hat mir und meiner Entwicklung nicht geschadet, sondern im Gegenteil meine Selbstständigkeit und Offenheit gefördert. Dadurch habe ich gelernt, mit anderen Menschen offen umzugehen, so dass ich heute mit so ziemlich jedem ins Gespräch komme und kein Problem damit habe, etwas zu kochen (mitunter natürlich auch beim Pizzadienst anzurufen) und mich in neuen Umgebungen schnell einzufügen und wohlzufühlen.

Obwohl ich finde, dass es wichtig ist, genug Zeit für Freunde, Hobbys und Sport zu haben, bin ich andererseits der Überzeugung, dass ein Leben ohne Beruf die Work-Life-Balance ziemlich aus dem Gleichgewicht

bringen würde – mit Kindern wird bloß das eine Gewicht etwas schwerer.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1971–1982) Klassische Philologie und Vergleichende Sprachwissenschaft, Universitäten Bonn und Heidelberg

Promotion (1982) Universität Heidelberg

Lehraufträge, wiss. Hilfskraft, wiss. Assistentin, Hochschuldozentin (1980–1999, mit Unterbrechungen) Universitäten Heidelberg und Mannheim

Geburt Tochter Bettina, 1984 (danach unregelmäßige Lehraufträge und Honorartätigkeiten)

Geburt Sohn Gabriel, 1988 (fünf Monate nach der Geburt die Arbeit wieder aufgenommen)

Habilitation (1994) Universität Mannheim

Lehrstuhlvertretungen (1997–1999) Universität Gießen und Heidelberg

Professur (seit 2000) Universität Rostock, Lehrstuhl für Lateinische Philologie/Latinistik

Leben heißt Veränderung

Prof. Dr. Ilona Katharina Schneider

Wenn ich auf mein Leben, insbesondere auf meinen beruflichen Werdegang, zurückschaue, wird mir immer wieder deutlich, wie viel ich meinen Eltern zu verdanken habe. Mein Vater hat als Tischler gearbeitet, und meine Mutter war bis zu meinem 13. Lebensjahr Hausfrau, ehe sie wieder eine Berufstätigkeit in der Lohnbuchhaltung aufnahm. Schulisches Lernen hatte in unserer Familie einen hohen Stellenwert. Die Unterstützung war uns drei Kindern auch sicher, als wir alle die Erweiterte Oberschule besuchen wollten. Zu dieser glücklichen Fügung gesellte sich eine weitere, die Klarheit über eine zukünftige Berufstätigkeit: Ich hatte schon als Kind den Wunsch, Lehrerin zu werden. Und daran hat sich auch nichts geändert. Die Ziele waren klar gesteckt, eine Familie zu haben und als Lehrerin an einer Schule zu arbeiten. Eine wissenschaftliche Laufbahn war nicht geplant.

Waldemar, Forschungsstudent im Institut für Chemie, und ich heirateten 1972. Im Juni 1973 verteidigte ich



meine Diplomarbeit und drei Monate später erblickte unser Sohn Andreas das Licht der Welt. Wir wohnten damals auf einem Dorf. Waldemar arbeitete als Umweltingenieur in einem Großbetrieb. Meine Schule befand sich im vier Kilometer entfernten Nachbarort. Drei Monate nach der Geburt nahm ich meine Berufstätigkeit auf. Da Kinder erst mit einem Jahr in die dorfeigene Krippe aufgenommen wurden, organisierte ich bis dahin eine flexible familieninterne Betreuung.

Das Babyjahr als familienpolitische Maßnahme

Knapp drei Jahre später wurde Torsten geboren. Ich konnte aufgrund der neuen „familienpolitischen Maßnahmen“ ein Jahr zu Hause bleiben. Danach ging ich wieder als Lehrerin für Mathematik und Chemie einer Vollzeitbeschäftigung nach. Früh brachte ich mit dem Fahrrad Andreas in den Kindergarten und Torsten in die Krippe, die glücklicherweise nebeneinander lagen, aber leider in entgegengesetzter Richtung zur Schule. Nach der Schule vollzog sich diese Prozedur in umgekehrter Richtung, nur dass dann meistens noch der Dorfkonsum als Zwischenstation aufgesucht wurde. Während der Woche hatte Waldemar mit den Kindern wenig zu tun. Er verließ die Wohnung vor uns und kam am späten Nachmittag nach uns nach Hause. Aber am Sonnabend übernahm er die Kinderbetreuung, denn bis 13:00 Uhr fand noch Schulunterricht statt.

1980 haben Waldemar und ich uns getrennt. Ich zog mit den Kindern in die Kreisstadt, wo ich als Lehrerin und später als Schulleiterin tätig war. 1982 heiratete ich Peter, der in der Schulverwaltung arbeitete. Andreas ging schon zur Schule, Torsten zunächst noch in den Kindergarten. Beide Söhne besuchten nur kurzzeitig den Hort. Sie waren



„Schlüsselkinder“, kamen also von der Schule selbstständig nach Hause, erledigten ihre Hausaufgaben und gingen dann spielen. Da ich in der Regel ab 14:00 Uhr ebenfalls zu Hause war, klappte diese Organisation reibungslos.

1987 bot sich mir die Möglichkeit, an einem Lehrgang an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) in Berlin teilzunehmen. Es wurden Leute aus der Praxis gesucht, die auf eine Aspirantur (nach dem Diplom weiterführendes Studium mit dem Ziel zu promovieren) vorbereitet werden sollten. Diese Möglichkeit stieß wohl bei vielen potenziellen Kandidaten nicht auf Gegenliebe, weil damit Einkommenseinbußen verbunden waren. Wir sahen das aber vor allem als Chance, nach Berlin zu kommen. Und so kam es dann auch. 1988 zogen wir nach Berlin um. Ich war Doktorandin an der APW, und Peter übernahm die Leitung einer Schule. Andreas und Torsten besuchten die Polytechnische Oberschule (POS).

Die Gesellschaft befand sich im Wandel. Das war deutlich zu spüren. Im Herbst 1989 brachen alle Dämme. Eine so radikale und schnelle Wende haben sich sicher nur

Forschung mit
ABM-Mitteln

wenige vorstellen können. Ich setzte alles daran, meine Dissertation fertigzustellen. Im November 1990 verteidigte ich meine Arbeit erfolgreich. Inzwischen hatte ich Kontakte zur Freien Universität Berlin geknüpft und konnte dort am Institut für Didaktik der Politischen Bildung meine Forschungsarbeiten fortsetzen. Diese Mitarbeiterstelle wurde aus ABM-Mitteln finanziert. Zunächst hatte ich versucht, wieder als Lehrerin zu arbeiten. Allerdings hat der Senat von Berlin meinen Abschluss als Diplomlehrerin nicht voll anerkannt und auf das Absolvieren eines Referendariats bestanden, was ich aufgrund meiner langjährigen erfolgreichen Arbeit als Lehrerin als Diskriminierung empfand.

Andreas wechselte zu dieser Zeit an das Ernst-Abbe-Gymnasium in Berlin-Neukölln. Zwei Jahre später folgte Torsten seinem Bruder. Peter wurde in die Schulverwaltung geholt, und ich bewarb mich um eine Hochschulstelle. 1992 wurde ich als wissenschaftliche Assistentin im Institut für Grundschulpädagogik und Kindheitsforschung an der Universität Erfurt eingestellt. Damals begann mein

Das Pendeln
hat auch positive
Seiten

Pendlerdasein. Noch gingen die Söhne zur Schule, so dass ein Umzug ausgeschlossen war. Montagfrüh fuhr ich nach Erfurt, meist mit der Bahn, ab und zu mit dem Auto, Donnerstagnachmittag ging es zurück nach Berlin. Einige Wochenenden verbrachten Peter und ich auch in Erfurt. In Thüringen gibt es ja viel zu entdecken. Ich begann das Universitätsleben von einer ganz neuen Seite kennenzulernen. Neben

der Lehrtätigkeit nahm mich meine Arbeit an der Habilitationsschrift gefangen, die ich 1998 erfolgreich abschließen konnte.

Andreas und Torsten waren inzwischen selbstständig. 1993 bzw. 1996 hatten sie das Abitur bestanden und wurden gleich darauf zum Bund eingezogen. In dieser Zeit organisierten sie sich jeweils eine eigene Wohnung. Nach dem Wehrdienst begannen beide eine Lehre als Bankkaufmann. Die Entscheidung zu studieren, fiel während der Lehrzeit. Nach Lehrabschluss nahmen beide ein Studium in Berlin auf. Andreas entschied sich für ein Jurastudium, Torsten studierte Betriebswirtschaft.

Ich wechselte 1999 von Erfurt nach Koblenz. An der dortigen Universität erhielt ich eine Professur für Grundschulpädagogik und Didaktik des Sachunterrichts. Da aber nach drei Jahren immer noch keine feste Anstellung in Sicht war, folgte ich 2002 dem Ruf der Universität Rostock und nahm dort eine Stelle mit der gleichen Denomination an. Peter lehnte einen Wohnungswechsel ab. 2005 trennten sich unsere Wege. Ich richtete meinen Lebensmittelpunkt in Rostock ein.

Dieses Jahr werde ich 60 Jahre alt. Inzwischen bin ich schon über zehn Jahre als Hochschullehrerin tätig und im Grunde genommen immer meiner Passion, Lehrerin zu sein, treu geblieben. Das empfinde ich als sehr befriedigend, obwohl längst nicht alles in meinem Leben so gelaufen ist, wie ich es mir vorstellt hatte. Aber so ist Leben. Leben heißt Bewegung, heißt Veränderung.

Als Leiterin des Bereichs Grundschulpädagogik an der Universität Rostock habe ich verschiedene Forschungsprojekte im Rahmen der Didaktik des Sachunterrichts und der



Kindheitsforschung initiiert und durchgeführt. Besonders freut es mich, wenn dabei Studenten involviert waren bzw. sind.

Andreas, der aus beruflichen Gründen nach dem Studium mit seiner Familie nach München zog, kommt zurück nach Berlin. Torsten hat nach seinem Studium angefangen, in Frankfurt am Main zu arbeiten. Trotz der Entfernungen gibt es einen guten familiären Zusammenhalt, in dem die drei Enkel einen sehr lebhaften Mittelpunkt bilden.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1969–1973) Diplomlehrerin für Mathematik und Chemie, Universität Leipzig

Lehrerin in der Schule (1973–1987)

Geburt Sohn Andreas, 1973 (nach drei Monaten Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Sohn Torsten, 1976 (ein Babyjahr genommen)

Promotion (1988–1990) Akademie der Wissenschaften in Berlin

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (1991–1992) Freie Universität Berlin

Wissenschaftliche Assistentin (1992–1999) Universität Erfurt

Habilitation (1998)

Professur (1999–2002) Universität Koblenz, Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Didaktik des Sachunterrichts

Professur (seit 2002) Universität Rostock, Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Didaktik des Sachunterrichts

Tief im Westen ist es besser, als man glaubt!

Prof. Dr. Danja Schünemann

Seit Oktober 2009 bin ich als Professorin für „Molekularbiologie pflanzlicher Organellen“ an der Fakultät für Biologie und Biotechnologie der Ruhr-Universität Bochum tätig. Mein Mann (PD Dr. Andreas Barthel) ist ebenfalls in Bochum als Arzt an einem medizinischen Versorgungszentrum beschäftigt. Wir haben zusammen zwei Kinder, Fabian und Nils, die derzeit elf und sieben Jahre alt sind. Mit der jetzigen Situation bin ich äußerst zufrieden und denke rückblickend, dass wir hinsichtlich der familiären und beruflichen Planung alles richtig gemacht haben. Zwischendurch habe ich aber doch gelegentlich mit der Unsicherheit des wissenschaftlichen Karrierewegs gehadert.



Unser erster Sohn Fabian wurde am Ende unserer gemeinsamen zweieinhalbjährigen Postdoc-Zeit in Palo Alto in den USA geboren. In dieser Zeit war ich am Carnegie Institut (Department of Plant Biology) tätig, das auf dem Campus der Stanford Universität gelegen ist, und wurde durch

ein Postdoc-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Mein Mann war zur gleichen Zeit als Humboldt-Stipendiat am Medical Center der Stanford Universität in der pharmakologischen Forschung beschäftigt.

Die Entscheidung zur Familiengründung zu diesem Zeitpunkt wurde durch mehrere Faktoren beeinflusst. Zum einen war abzusehen, dass die Forschungsarbeiten erfolgreich

Abgeschlossene
Familienplanung
mit Mitte dreißig

liefern und dass aus meiner Postdoc-Zeit Publikationen hervorgehen würden. Zum anderen hatte ich für mich persönlich die Einstellung gewonnen, dass es sinnvoll ist, mit Mitte dreißig

die Familienplanung abgeschlossen zu haben. Weiterhin war zu diesem Zeitpunkt meine weitere berufliche Perspektive unklar und daher bot sich eine Elternzeit an, um sich neu zu orientieren. Dabei kam für mich nur eine relativ kurze Pause in Betracht. Die Möglichkeit, bis zum Kindergartenalter zu Hause zu bleiben, hatte ich für mich ausgeschlossen, da dann der berufliche Wiedereinstieg ungewiss gewesen wäre. So habe ich sechs Wochen nach der Geburt von Fabian wieder begonnen zu arbeiten. Dabei haben mein Mann und ich Fabian teilweise mit ins Labor genommen, und ich habe auch von zu Hause aus gearbeitet. Das war sicher unkonventionell, ging aber für einige Wochen ganz gut. Bis zur Rückkehr nach Deutschland erhielten wir dann noch große Unterstützung durch meine Mutter, die für mehrere Wochen nach Kalifornien zu Besuch gekommen war und die uns auch später in vielen Situationen (trotz einer relativ weiten Anfahrt) sehr flexibel geholfen hat.

Von Deutschland aus habe ich mich auf das Emmy Noether-Programm beworben, welches zu diesem Zeitpunkt

das erste Mal von der DFG angeboten wurde. Dieses Programm sollte jungen Forschern, die aus dem Ausland zurückkehren, den Aufbau einer eigenständigen Arbeitsgruppe über einen Zeitraum von drei Jahren ermöglichen. Mit diesem Stipendium baute ich dann an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen eine kleine Gruppe auf, wobei ich thematisch an meinem in den USA begonnenen Projekt weiterarbeiten konnte. Die Wahl der RWTH Aachen war vom wissenschaftlichen Standort her sicher nicht optimal, da es dort relativ wenig Anknüpfungsmöglichkeiten an die dort vorhandenen Forschungsprojekte gab. Aber da mein Mann in Aachen zuerst eine Stelle bekommen hatte und wir eine Wochenendbeziehung mit Kind für uns abgeschlossen hatten, war ein Zugeständnis nötig, das in diesem Fall von meiner Seite geleistet wurde. Für Fabian, der zu Beginn meiner Tätigkeit in Aachen ein Jahr alt war, hatten wir eine hervorragende Tagesmutter (ausgebildete Erzieherin) gefunden, die neben Fabian zeitweise noch ein bis zwei andere Kinder betreute und zu der wir noch heute Kontakt haben.

Keine Wochen-
endbeziehung
mit Kind

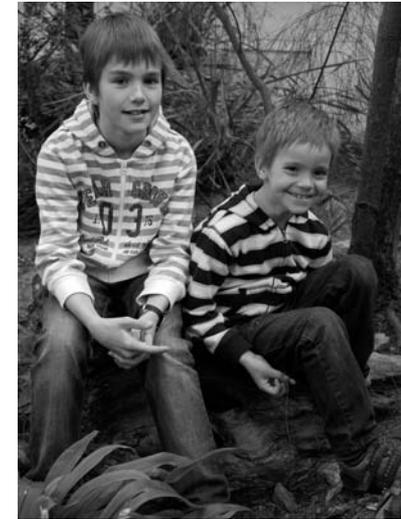
Während meiner Zeit als Emmy Noether-Stipendiatin hatte ich eine Dreiviertel-Stelle. Gegen Ende des Stipendiums war ich habilitiert, und mein Mann (ebenfalls dann habilitiert) hatte inzwischen eine Stelle an der Universität Düsseldorf und pendelte von Aachen jeden Tag dorthin. An diesem Punkt stellte sich für mich erneut die Frage nach meiner weiteren beruflichen Perspektive. Da eine Professur trotz einiger Einladungen nicht in Sichtweite war, hatte ich begonnen, mich auf alle in Frage kommenden Stellen auch außerhalb der Universitäten zu bewerben. Zu diesem Zeit-

punkt wurden in Deutschland Juniorprofessuren eingeführt, und ich bewarb mich auf solche Stellen, obwohl mein mittlerweile erreichtes Alter von 35 Jahren mir hierfür recht hoch erschien.

Die Wahl fiel schließlich auf ein sehr gutes Stellenangebot als Juniorprofessorin an der Ruhr-Universität Bochum. Diese Juniorprofessur war mit einer guten Ausstattung verbunden und durch die Möglichkeit der Integration in einen bereits bestehenden Sonderforschungsbereich eröffneten sich hervorragende Interaktionsmöglichkeiten mit anderen Gruppen. Zudem lagen Bochum und Düsseldorf recht nah beieinander, so dass die Pendelei für meinen Mann etwas einfacher wurde. Kurz nach unserem Umzug nach Bochum und dem Beginn der Juniorprofessur wurde unser Sohn Nils geboren. Nach der offiziellen Mutterschutzzeit habe ich wieder voll gearbeitet. Zur mittäglichen Stillzeit bin ich oft nach Hause gefahren oder habe versucht, die entsprechende Mahlzeit abzupumpen. Mein Durchhaltevermögen war aber in dieser Hinsicht bald erschöpft und ich war froh, als Nils im Laufe der Zeit mit seiner Ernährung etwas unabhängiger von mir wurde.

Für die Betreuung von Nils hatten wir die Mutter eines ehemaligen Arbeitskollegen aus Aachen engagieren können, die zufälligerweise ganz in der Nähe von uns in Bochum wohnte. Wir hatten den Tagesablauf so organisiert, dass die Tagesmutter morgens zu uns kam, was die morgendliche Hektik, vor allem das „Kinder-fertig-Machen“, ganz erheblich reduziert hat. Für Fabian hatten wir einen Kindergartenplatz bekommen. Das klingt einfach, war aber nicht selbstverständlich und letztlich auch mit viel Glück verbunden, da wir ja im

Keine Plätze in der
Universitäts-Kita



laufenden Kindergartenjahr nach Bochum umgezogen waren und daher zu einer ungewöhnlichen Zeit einen Platz brauchten. Recht enttäuscht war ich damals, als ich erfuhr, dass es zwar eine Kindertagesstätte an der Ruhr-Universität Bochum gab, diese aber keine Plätze für die Bediensteten der Uni anbot. Mittlerweile gibt es an der Ruhr-Universität konkrete Pläne für den Bau einer großen Kindertagesstätte, die auch die Kinder von Universitätsmitarbeitern aufnimmt (was ich eigentlich für selbstverständlich halte).

Nach der Beendigung von Fabians Kindergartenzeit waren wir sehr froh, dass zwischenzeitlich in Nordrhein-Westfalen die offene Ganztagsgrundschule eingeführt worden war, die auch während eines großen Teils der Schulferien eine Betreuung bis 16:00 Uhr anbot. Die Grundschule (Köllerholzschule in Bochum) bietet für unsere Söhne ein

hervorragendes Nachmittags- und Ferienprogramm mit vielen Spielmöglichkeiten an, so dass wir oft Protest zu hören bekamen, wenn wir die Kinder vorzeitig dort abholen wollten. Fabian äußert sich zu seiner Zeit in der Grundschule:

Anstatt dass ich wie andere Kinder mittags abgeholt wurde, habe ich in der offenen Ganztagschule zu Mittag gegessen, Hausaufgaben gemacht und anschließend, wenn ich noch Zeit hatte, gespielt. Dort habe ich viele Freunde kennengelernt. Wenn meine Freunde krank waren, früher abgeholt wurden oder fehlten, wollte ich auch nach Hause. Das war aber nur ganz selten. Manchmal haben meine Eltern auch in den Schulferien gearbeitet. Morgens um 9:00 Uhr bin ich dann zur Schule gebracht worden, wo auch viele meiner Freunde waren. In den Ferien haben wir auch tolle Ausflüge gemacht, zum Beispiel zum Kölner Dom und ins Schokoladenmuseum. Außerdem gab es spannende Kicker- und Fußballturniere mit tollen Metallpokalen. Jetzt bin ich in der 5. Klasse auf dem Hellweg-Gymnasium. Dort kann ich auch zu Mittag essen und bis 16:00 Uhr bleiben. Die Nachmittage machen mir auch da Spaß. Dass meine Eltern viel arbeiten, ist für mich ganz normal, trotzdem haben meine Eltern aber auch immer viel Zeit für mich gehabt.

Nach drei Jahren Pendelei zwischen Düsseldorf und Bochum wechselte mein Mann beruflich nach Bochum. Dieser Wechsel war für ihn mit erheblichen Zugeständnissen verbunden, da er ein sehr gutes Angebot der Technischen Universität Dresden hatte, für mich aber ein Wechsel dorthin keine berufliche Perspektive geboten hätte. Nach etwa



einem Jahr wechselte mein Mann erneut die Stelle, da es nach wie vor für Mediziner in Deutschland vielerorts schwierig ist, Beruf und Familie miteinander zu verbinden. Sein damaliger Arbeitgeber beispielsweise brachte keinerlei Verständnis für eine eventuelle spätere Elternzeit auf. An seiner jetzigen Stelle schätze ich aus familiärer Sicht am meisten die flexiblen Arbeitszeiten, die ein wesentlich besseres Aufteilen der „Fahrdienste“ und der Kinderbetreuung ermöglicht als zu Beginn seiner beruflichen Laufbahn. Mittlerweile hat mein Mann zusätzlich zu seiner Stelle in Bochum auch noch einen Honorarvertrag an der Universität Dresden erhalten, so dass er von Zeit zu Zeit doch noch dort tätig ist. So hat sich mit der Zeit in unserem gemeinsamen Berufs- und Familienleben alles zum Besten gefügt.

Entscheidend für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie war und ist für uns neben einer loyalen Partnerschaft, die auch gegenseitige Zugeständnisse mit möglichen Nach-

**Beruf und Familie
bei Medizinerinnen**

teilen für die Karriere des einzelnen Partners erfordert, eine zuverlässige, vertrauensvolle und zeitlich flexible Kinderbetreuung. Dazu gehört ganz wesentlich neben Kindergarten und Ganztagsgrundschule, deren Betreuungsangebote bereits um 16:00 Uhr enden, eine zusätzlich privat organisierte Kinderbetreuung (Tagesmutter, Verwandte, Freunde), die an Nachmittagen mit längeren Veranstaltungen, bei plötzlichen Krankheitsfällen oder in den Schulferien einspringen kann. Dies ist wiederum die Basis für erfolgreiches berufliches Arbeiten. Unsere Kinder haben sich bisher prima entwickelt. Dadurch habe ich mittlerweile das – insbesondere in der Anfangszeit gelegentlich aufkommende – unangenehme Gefühl, nicht genügend Zeit für die Kinder zu haben, ablegen können.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1992) Biologie-Diplom, Universität Göttingen

Promotion (1996) Universität Göttingen

Postdoc (1996–1999) Carnegie Institut, Stanford, USA

Geburt Sohn Fabian, 1998 (Arbeit nach sechs Wochen Mutterschutz aufgenommen; später noch einmal sechs Monate Elternzeit)

Arbeitsgruppenleiterin (1999–2002) RWTH Aachen

Habilitation (2002)

Juniorprofessur (2003–2009) Juniorprofessur, Ruhr-Universität Bochum

Geburt Sohn Nils, 2003 (Arbeit nach zwei Monaten Mutterschutz aufgenommen)

Professur (seit 2009) Ruhr-Universität Bochum, Molekularbiologie pflanzlicher Organellen

Karriere und Kinder? Nur Mut, Mädels!

Prof. Dr. Petra Schwille

Vermutlich habe ich einfach ein bisschen mehr Glück gehabt als andere: Professur mit 34 Jahren, seitdem eine (meistens) glückliche, fast schon große Familie mit drei Kindern – da wäre es in der Tat vermessen, das alles als ein jederzeit und im Prinzip für alle Studentinnen realisierbares Lebenskonzept hinzustellen. Aber nun soll ich hier als „role model“ ein Kapitel über die prinzipielle Möglichkeit dieser Situation schreiben, daher lassen wir das mit dem Glück für einen Moment und wenden uns den eher planbaren Faktoren zu.

Um es gleich vorweg zu sagen – und jetzt muss ich leider kurz politisch werden –, es gibt für mich ganz klar eine Hauptvoraussetzung dafür, dass junge Frauen eines Tages nicht mehr das ewige „Entweder-Oder“ denken, wenn von Familie und Karriere die Rede ist, sondern in der gleichen Weise wie Männer beides als selbstverständlich sehen und sich nur noch über das „Wie“ Gedanken machen. Diese Hauptvoraussetzung ist die Einführung flächendeckender,



bezahlbarer und hochwertiger Kinderbetreuungsmöglichkeiten ab dem ersten Lebensjahr über alle Gesellschaftsstufen hinweg. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es wird einiges kosten, aber erst durch diesen Schritt wird eine wirkliche Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern möglich, was immer auch jetzt schon vollmundig in den Gesetzestexten stehen mag. In diesem Sinne ist die Schaffung solcher Betreuungsstrukturen hinsichtlich des Ausgleichs von Ungerechtigkeiten durchaus vergleichbar mit unserer Sozial- oder Krankenversicherung: teuer, aber notwendig. Und damit soll denn auch schon der Exkurs ins Politische enden.

Wie war's nun bei mir? Hat meine Biographie irgendetwas aufzuweisen, aus dem Studentinnen, die Ähnliches planen, lernen könnten? Jedenfalls hätte ich mir während

Ungewissheit
bezüglich der
eigenen Zukunft

meines Studiums, ja eigentlich bis zur Doktorarbeit, nicht vorstellen können, dass das alles mit mir so kommen würde. Zumal ich bis weit in meine Dreißiger zumindest das Kinderkriegen

auch nicht gerade besonders erstrebenswert fand. Und mir natürlich, wie viele andere, nicht im Traum zutraute, Professorin zu werden. Das Gute war nur: Ich hatte auch keinerlei Idee, was sonst aus mir werden könnte. Ich war immer eine ziemlich gute Physikstudentin, allerdings nicht unter den Allerbesten – es fehlte mir einfach die letzte Begeisterung für mein Fach, und ich spielte während des ganzen Studiums mit dem Gedanken, auf Philosophie umzusatteln.

Das änderte sich schlagartig während meiner Dissertation am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen. Hier stellte ich zum ersten Mal fest, was für

ein großartiges Fach ich da studiert hatte. Experimente selbst zu planen, aufzubauen, durchzuführen, die Ergebnisse mit einem Modell zu vergleichen und das Modell so zu modifizieren, dass es die erhaltenen Daten beschreiben kann, ist eine schlichtweg atemberaubende Erfahrung, gewissermaßen ein echter Dialog mit der Natur. Die Anwendung physikalischer Methoden und Denkweisen auf die Biowissenschaften, die mich immer schon sehr interessiert hatten, erwies sich darüber hinaus als perfekte Kombination.

Dennoch wäre ich nach meiner sehr erfolgreich abgeschlossenen Doktorarbeit und einem guten Jahr ebenfalls sehr produktiver Postdoc-Tätigkeit in den USA vermutlich noch lange nicht auf die Idee gekommen, mich auf eine unabhängige Gruppenleiterstelle zu bewerben, wäre nicht genau zu dieser Zeit die Biofuture-Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gestartet worden. Dieses Programm war 1998 meines Wissens das allererste in Deutschland, das vielversprechenden Nachwuchswissenschaftlern bereits zu einem frühen Zeitpunkt ihrer Karriere die Möglichkeit gab, über fünf Jahre eine eigene Arbeitsgruppe aufzubauen, mit einer großzügigen Finanzierung der dazu notwendigen Investitions-, Personal- und Verbrauchsmittel. Es wurde zum absoluten Erfolgsmodell, und in den darauf folgenden Jahren entwickelten viele andere Forschungsförderer, darunter die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die VW-, die Humboldt-Stiftung sowie die EU, ihre eigenen Nachwuchsprogramme. Diese Entwicklung hat die Wissenschaftslandschaft in Deutschland nachhaltig zum Positiven verändert. Denn wenn sol-

Die Nachwuchs-
programme
haben viel
verändert

che selbstständigen Gruppenleiterstellen auch noch keine langfristigen Perspektiven bieten, sind sie doch die beste Schule, und auch der beste Prüfstein dafür, später eine Professur oder andere wissenschaftliche Leitungsposition zu übernehmen.

Die erfolgreiche Bewerbung auf eine solche Stelle, die mit der Verleihung des Biofuture-Preises im Alter von 30 Jahren, nicht einmal zwei Jahre nach Abschluss meiner Dissertation belohnt wurde, brachte in meiner Karriere zweifellos den Durchbruch. Auch hier hatte ich das große Glück, mit dem MPI Göttingen eine erstklassige Gastgeber-

Berufungen mit
Mitte dreißig

adresse zu haben, so dass ich die mir bewilligten Gelder mit voller Effizienz und institutioneller Unterstützung nutzen konnte. Weit überdurch-

schnittliche Mitarbeiter(inn)en, eine hervorragende Infrastruktur und, daraus resultierend, entsprechend gute Forschungsarbeiten erlaubten es mir, mich wiederum nur knapp zwei Jahre später mit guten Berufungschancen auf ausgeschriebene Professuren zu bewerben. Bereits nach der dritten oder vierten Bewerbung (genau weiß ich das gar nicht mehr) bekam ich meinen Ruf auf die C4-Professur für Biophysik in Dresden, die ich heute noch inne habe. Als ich die Stelle antrat, war ich gerade einmal 34 Jahre alt. Es war das ideale Alter, eine Professur zu übernehmen, und ich bin der vollsten Überzeugung, dass unsere Wissenschaftsgesellschaft dahin kommen muss, ein Berufungsalter Mitte dreißig zur Normalität zu erheben.

Der „Rest“ ist schnell erzählt. Eine Beamtenstelle auf Lebenszeit zu haben, zudem in einem wissenschaftlichen Beruf, der wie fast kein anderer Freiheit und Unabhängigkeit in der Ausgestaltung erlaubt, und dann auch noch im



Osten Deutschlands mit einer hervorragenden Infrastruktur der Kinderbetreuung: Wie sollte man da nicht auch Kinder bekommen? Dass es drei werden würden, war allerdings so nicht geplant und kann nur durch die Suchtwirkung erklärt werden, die Babys und Kleinkinder auf ihre Eltern ausüben. Einziger Wermutstropfen in den ersten Dresdner Jahren war, dass mein Mann als Pfarrer im „entkirchlichten“ Osten keine Chance auf eine halbwegs familienkompatible Pfarrstelle hatte, und so pendelten wir drei

Jahre lang zwischen Göttingen und Dresden hin und her, das letzte schon mit unserer ersten Tochter in der Babyschale, die glücklicherweise trotz der erheblichen Zeit, die sie in frühester Kindheit auf der Autobahn verbrachte, keine Haltungsschäden oder Reisephobie zurückbehalten hat. Zum Glück konnten wir dann durch meinen Ruf an eine andere Universität in so genannten Bleibeverhandlungen mit der TU Dresden erwirken, dass auch meinem Mann eine interessante Stelle in Dresden angeboten wurde – nicht mehr als Pfarrer zwar, aber als Ethikdozent am Universitätsklinikum. Der Verdienst hierbei kommt allerdings weniger der TU selbst als Kollegen und Kooperationspartnern am Klinikum zu.

Und so leben wir nun seit fünf Jahren als ständig wachsende Familie in Dresden und fühlen uns dort privat und wissenschaftlich sehr wohl. Der Vollständigkeit halber

Die Randbedingungen müssen stimmen sollte man sagen, dass die drei Schwangerschaften bzw. Geburten meiner wissenschaftlichen Tätigkeit – vor allem dank der ausgezeichneten Betreuungssituation (alle drei Kinder kamen nach acht Wochen zu einer ausgezeichneten Tagesmutter – bislang ohne jegliche Entwicklungs- oder Bindungsstörungen) und des hervorragenden Umfeldes aus Kollegen und Mitarbeitern – keinerlei Abbruch taten. Was ein schöner Beweis dafür sein mag, dass Kinder zu haben keineswegs die berufliche Leistung von Frauen einschränken muss. Jedenfalls dann nicht, wenn die Randbedingungen (gleichberechtigte Partnerschaft, gutes Betreuungsnetzwerk) stimmen.

Fazit: Gibt es bestimmte Dinge, auf die man achten sollte, wenn man als Frau Karriere machen und dennoch



eine Familie haben möchte? Dinge, die man richtig, und Dinge, die man falsch machen kann? Obwohl es darauf sicherlich so viele Antworten wie individuelle Persönlichkeiten gibt, kann man einige Schlüsselfaktoren identifizieren. Die meisten davon, daher der Titel, haben mit Mut zu tun: Mut, ins kalte Wasser zu springen. Mut, Risiken einzugehen. Mut, sich auch mal unbeliebt zu machen. Mut, sich den „Weiblichkeitsvorstellungen“ vieler Männer eben gerade nicht zu beugen, und dadurch vielleicht auch mal als unattraktiv zu gelten. (Das fängt schon in der Schule an, indem man darauf pfeift, dass manche Jungs Mädchen bevorzugen, die sich durch weniger intelligentes Auftreten, zumindest aber durch schlechtere Noten in Mathematik und Physik

Schlüsselfaktoren haben mit Mut zu tun

„auszeichnen“.) Ohne Mut Karriere zu machen, ist unmöglich. Ohne Mut Kinder zu bekommen, ist aber auch nicht ratsam. Mut, obwohl eine klassische „Kardinaltugend“, galt außer in Krisenzeiten noch nie als Tugend von Frauen, was vermutlich sowohl der Grund als auch die Folge eines Jahrtausendealten, gelinde gesagt „problematischen“ Frauenbildes ist. Welches wiederum dazu führt, dass Frauen, wenn sie denn an sich mutige Persönlichkeiten sind, das Männern gegenüber möglichst gut verbergen oder sich – weitaus häufiger – gar nicht erst großartig anstrengen, besonders mutig zu sein. Schließlich steckt im Mutigsein, zugegeben, ja auch ein gutes Stück Überwindung.

Die wichtigsten „Mutproben“ in meiner eigenen Karriere waren denn auch die Überwindungen, mich trotz des subjektiven Gefühls des Noch-nicht-gut-genug-Seins (das wirklich ein typisch weibliches Attribut ist) zunächst auf die ausgeschriebene Nachwuchsgruppe und ein paar Jahre später auf die Professuren zu bewerben. Ich habe hier tatsächlich zunächst nicht auf mein eigenes Gefühl gehört, sondern auf Freunde und Kollegen (unter ihnen durchaus auch ältere akademische Lehrer), denen ich bis heute dankbar bin, mich in der richtigen Zeit ein wenig „gestupst“ zu haben. Alle diese Personen waren Männer! Dies natürlich einerseits deshalb, weil es in wichtigen Positionen einfach mehr von ihnen gab (weibliche „role models“ waren noch vor zehn Jahren absolute Fehlanzeige), aber andererseits eben auch wegen der allgemein weniger skrupulösen und „bedenkenträgerischen“ Art von männlichen Kollegen, sich dem Wettbewerb zu stellen und im schlimmsten Fall einfach eine nicht so gute Figur zu machen (was wir Frauen gemeinhin

Zur richtigen
Zeit angeschubst

scheuen wie der Teufel das Weihwasser ...).

Wenn ich, mittlerweile sehr viel öfter in der Gutachterrolle, sehe, wie viele Frauen prozentual genau an dieser Hürde, der Bewerbung auf selbstständige Nachwuchsgruppen, verlorengelassen, eben weil sie sich gar nicht erst bewerben, bin ich einerseits frustriert, andererseits aber ganz optimistisch: Hier werden wir in Zukunft durch Motivation von Frauen zum rechten Zeitpunkt vielleicht noch große ungenutzte Potentiale erschließen können. In diesem Sinne: Nur Mut, Mädels!

Ulrich, 46 Jahre:

Natürlich bedeutet die steile Karriere eines Ehepartners, wenn man an einem gemeinsamen Lebensmittelpunkt festhalten möchte, fast zwangsläufig eine Kompromissfindung für den jeweils anderen. So wäre ich als „klassischer Familienvater“ im Pfarramt einer sehr anregenden Gemeinde vermutlich niemals auf die Idee verfallen, im fortgeschrittenen Alter von vierzig Jahren noch einmal eine berufliche Neuorientierung zu versuchen.

Diese Chance zur Neuorientierung war freilich in gewissem Sinne auch aufgenötigt, denn sie war um den Preis zu treffen, einen beruflichen Weg – sagen wir – umzuplanen, den ich gut und gern auch weiter hätte beschreiten können. Nun muss ich gestehen, dass ich das aber nicht als ein besonderes Opfer anzusehen in der Lage bin. So sind schlicht seit Generationen Familienentscheidungen gefallen, nur eben mit dem historischen Unterschied, dass es bislang überwiegend die Männer waren, die Chancen zu ergreifen, und die Frauen, die sich diesen Chancen anzupassen hatten.

Dafür, dass es sich immerfort so verhalten müsste, gibt es aber ebenso wenig gute Gründe wie dafür, dass ein Mann, dessen Einkommen hinterm dem seiner Frau zurück bleibt, allein deswegen in eine Sinnkrise geraten muss.

Die gravierendsten Kompromisse in unser beider Lebensführung erzwingen sicherlich unsere Kinder. Sie verursachen bekanntlich erheblichen Schlafmangel, und verlangen uns dabei einen Planungsaufwand für den Alltag ab, der schon bemerkenswert ist. So enden, um nur ein Beispiel zu nennen, meine bis dato recht guten Kenntnisse des zeitgenössischen Films mit der Geburt unserer ersten Tochter vergleichsweise abrupt. Dennoch würde ich die Bereicherungen, die ich durch unsere Kinder erfahre und erfahren habe, um nichts in der Welt eintauschen – nicht einmal gegen regelmäßigen und ausreichenden Nachtschlaf oder einen wöchentlichen Kinobesuch.

Gerade ebenso verhält es sich mit den Einschränkungen und Bereicherungen durch den Beruf meiner Frau. Bereicherungen sind vor allem die vielfältigen internationalen Kontakte zu netten und interessanten Menschen, und die Innenansichten einer Wissenschaft und Wissenschaftslandschaft, die ich sonst eben nur als interessierter Leser von Wissenschaftsseiten zur Kenntnis nähme.

In den wesentlichen Fragen ist es uns gelungen, Entscheidungen partnerschaftlich zu fällen und zu gestalten. Das ist bislang wahrscheinlich deshalb so gut gelungen, weil wir immer das Glück hatten, in unseren beruflichen Umfeldern auf viel Verständnis und Unter-

stützung für unsere familiäre Situation zu treffen und umgekehrt im Freundes- und Verwandtenkreis unsere berufliche Situation mittlerweile fraglos akzeptiert wird.

Tochter, 5 Jahre:

Es ist super, wenn Mama in der Zeitung kommt. Ich will auch Wissenschaftlerin werden. Allerdings wäre ich auch gerne öfter Mittagskind. (Typischer Begriff aus der Ost-Tagespflege. „Mittagskinder“ sind die Kinder, die bereits nach dem Mittagessen von ihren Eltern – d.h. Müttern – abgeholt werden. In der DDR hatten Mittagskinder wohl eher Seltenheitswert, daher gilt es bis heute als „Auszeichnung“, Mittagskind zu sein, und die Kinder brüsten sich gerne untereinander damit. Anm. d. Redaktion) Aber zum Glück gibt es auch Papa.

Fragen an die Autorin

1. Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?

- gute Kinderbetreuung
- gute Kinderbetreuung!
- gute Kinderbetreuung!!
- gleichberechtigte Partnerschaft
- frühe Berufung auf eine Professur

2. Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?

Ich hatte keinerlei weibliche Vorbilder (klassische Situation im Elternhaus, die ich als Kind auch als ausgesprochen angenehm empfunden habe) und war bezüglich meiner eigenen Zukunft lange Zeit, eigentlich bis nach der Promotion, komplett im Unklaren.

3. Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?

Weibliche Studierende sollten sich insgesamt mehr zutrauen und es schon auch als ihre Pflicht ansehen, aus einer guten Ausbildung etwas zu machen. Und wenn sie gut genug sind (das heißt entsprechend positive Rückmeldungen von ihren Doktorvätern oder -müttern bzw. Lehrern bekommen), sollten sie wenig konstruktive Bedenken oder Vorbehalte beiseite schieben und einfach nach einer wissenschaftlichen Leitungsposition streben. Bloß nicht auf konservative Verwandte oder Bekannte hören, und nicht fraglos die eigene Karriere der des Partners unterordnen.

Insgesamt: Mehr Berufe mit großem gesellschaftlichem Einfluss anstreben, nicht immer nur einfach nett sein wollen ... (nett sein kann man dann, wenn man Einfluss hat. Da wäre es sogar bitter nötig!)

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

Auf meine momentane berufliche bzw. private Situation bezogen, nichts.

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

Vieles ist hierzulande deutlich besser als im Ausland, das wird viel zu selten gesehen. Wissenschaftler(in) ist in Deutschland ein Beruf mit vielen Freiheiten, einem guten Auskommen, sehr guten Forschungsmöglichkeiten und mittlerweile auch einer anständigen Förderung junger Leute bis zur Professur. Vieles kann allerdings noch verbessert werden, zum Beispiel könnten mehr Juniorprofessuren bzw. Nachwuchsgruppen mit „Tenure-Track“ ausgestattet werden und in der Kinderbetreuung könnten die West-Bundesländer (vor allem der Südwesten) endlich mal zum Osten aufschließen, das heißt großflächige Ganztags-Betreuungsangebote von Anfang an schaffen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Beides ist möglich. Insgesamt sollte meines Erachtens aber eher angestrebt werden, früher in Führungspositionen zu

kommen. Kinder zu haben ist deutlich angenehmer, wenn man von niemandem mehr abhängig ist.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Siehe Punkt 6: Ich hatte alle meine Kinder schon in einer Führungsposition. Seitdem setze ich selbst die Termine an – oder gehe einfach nicht hin, wenn es mir nicht passt. Aber es kommt natürlich dennoch hin und wieder vor, und da ist der Partner bzw. eine sehr flexible Tagesmutter gefragt.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Das war weitgehend gleichverteilt.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Klingt langweilig, aber auch hier gilt: Als Professorin will einem keiner was, wenn man mal einen Tag zu Hause bleiben muss. Ansonsten muss eben auch hier der Partner mit ran!

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibifunktion?

Alibifunktion. Die wenigsten machen ihren Job gut und gern, was vermutlich an desillusionierenden Erfahrungen liegt.

11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?

In erster Linie und nahezu ausschließlich Bereicherung. Natürlich verlangt die gemeinsame Lebensplanung gewisse Rücksichten, definitionsgemäß also Einschränkungen. Das gehört freilich zum Wesen jeden Unterfangens, das nur im Team zu realisieren ist.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1987–2003) Diplom-Physik, Universität Göttingen

Promotion (1993–1996) Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie, Göttingen

Postdoc (1997–1999) Cornell-University, Ithaca, NY, USA

Nachwuchswissenschaftler (1999–2002) Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie, Göttingen

Professur (seit 2002) Technische Universität Dresden, Lehrstuhl für Biophysik, BIOTEC

Geburt erstes Kind, 2004 (nach zwei Monaten die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt zweites Kind, 2006 (nach zwei Monaten die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt drittes Kind, 2009 (nach zwei Monaten die Arbeit wieder aufgenommen)

Kein Entweder-Oder! – Karriere und Kinder passen zusammen

Prof. Dr. Ursula van Rienen

Es war es keineswegs immer einfach für uns, Familie und Karriere unter einen Hut zu bekommen, doch heute kann ich sagen, wir haben es gemeistert. Mein Mann hat mich jederzeit unterstützt und mich immer wieder ermuntert, meine Karriereplanungen zu realisieren. Gerade in der Zeit als unsere Kinder noch sehr klein waren, gab es viele grundsätzliche und organisatorische Fragen zu klären. Die Entscheidungen trafen mein Mann und ich stets gemeinsam. So fanden wir für jedes Problem eine handhabbare Lösung. Meine heute 20-jährige Tochter und mein 23 Jahre alter Sohn kamen beide in Hamburg auf die Welt – während bzw. wenige Monate nach Ende meiner Promotionszeit.

Aber der Reihe nach: Mein Mann hat in Bonn und Köln VWL und BWL studiert und schloss sein Studium im Sommer 1981 als Diplom-Kaufmann ab. Ich studierte in Bonn Mathematik. Mittwochs fuhr ich nach Köln, am Wochen-



ende kam mein Mann (damals noch als Freund) nach Bonn. Da ahnten wir noch nicht, dass dies exemplarisch für unsere spätere Beziehung sein würde. Unsere Vorstellung war, nach dem Studium nach Süddeutschland zu gehen, da wir uns dort für uns beide die besten beruflichen Aussichten ausrechneten. Wie sich zeigte, war die Arbeitsmarktlage 1981 nicht gerade überwältigend gut, aber mein Mann erhielt ein sehr gutes Angebot von einem großen internationalen Konzern in Hamburg. Wir waren uns einig, dass er dies unbedingt wahrnehmen sollte, und so begann die erste Phase einer Wochenendbeziehung: Am späten Freitagabend kam mein Mann mit dem Zug in Bonn an und sonntags am Spätnachmittag ging es zurück nach Hamburg, denn unser gemeinsamer Freundeskreis war nach wie vor in Bonn.

Ich habe mich dann beeilt, mein Diplomstudium abzuschließen, wobei ich einen großen Teil meiner Diplomarbeit bereits in Hamburg schrieb. Mittlerweile war ich mir sicher, in die Forschung gehen zu wollen, und so versandte ich mehrere Dutzend Blindbewerbungen an Forschungsinstitute, aber auch Bewerbungen an Firmen. Mein sehnsüchtigster Wunsch war es, beim Deutschen Elektronen-Synchrotron (DESY) in Hamburg promovieren zu können. Von überall her kamen sehr persönliche, aber bedauernde Absagebriefe, denn alle öffentlichen Einrichtungen hatten gerade mit zehnpromozentigen Einsparquoten zu kämpfen. Ich hatte schon fast aufgegeben, als ich dann doch noch zum DESY eingeladen wurde. Nahezu zeitgleich erhielt ich per Eilbrief aus Stuttgart ein sehr, sehr gutes Angebot aus der Wirtschaft. Am Tag darauf kam aber bereits das Okay vom DESY

Alle öffentlichen
Einrichtungen
mussten sparen

mit einem zunächst auf fünf Monate befristeten Arbeitsvertrag, den ich dann auch annahm.

Alles schien nun bestens zu sein. 1987 kam unser Sohn zur Welt, und mein Doktorvater richtete mir persönlich einen Heimarbeitsplatz mit Atari und Modem ein, so dass ich einerseits dort, aber übers Netz auch im DESY-Rechenzentrum an und mit meinen Programmen arbeiten konnte. Wenige Monate nach der Geburt meines Sohnes Jan wurde meinem Mann ein beruflicher Aufstieg angeboten, der aber einen Ortswechsel mitten ins Allgäu bedeutet hätte. Er hat dies abgelehnt, obwohl er wusste, dass dies zu einem Karriereknick führen würde und er dann der nächsten Versetzung quasi zwingend zusagen müsste, egal wohin sie gehen würde. Damit er sich abends nicht so sehr langweilte, während ich am Schreibtisch saß, begann er, sich noch weiter zu qualifizieren. Mein Mann hätte gern Elternzeit in Anspruch genommen, was aber zu der Zeit noch undenkbar war und das „Aus“ für seine Karriere bedeutet hätte. Nach dem Erziehungsurlaub arbeitete ich halbtags, und unser Sohn ging zur Tagesmutter. Im zweiten Anlauf hatten wir eine sehr liebe Frau gefunden, die dies aus Begeisterung für Jan machte. Wir fanden, dass alles prima lief, betreuten Jan in der Freizeit beide gleich intensiv und freuten uns bald sowohl auf den Abschluss meiner Promotion als auch auf das zweite Kind.

Keine Chance
auf Elternzeit für
meinen Mann

Kaum hatte ich meine Promotion, war die „Schonzeit“ für meinen Mann vorbei: Er bekam Anfang Juli 1989 eine kaufmännische Werksleitung in Mannheim ab 1. August angeboten. Ich hätte mir gewünscht, gemeinsam noch etwas länger in Hamburg bleiben zu können, aber Mann-

heim war unter allen Möglichkeiten sicher eine der glücklichsten für uns, denn mein Doktorvater war zum April 1989 einem Ruf an die TH Darmstadt gefolgt und bot mir sofort an, jederzeit dort bei ihm zu beginnen, was durch Mittel aus dem Leibniz-Preis, den er erhalten hatte, sehr flexibel möglich war. Nun musste alles schnell gehen, aber wir waren mit unseren Entscheidungen nicht schnell genug! Angesichts der historischen Ausnahmesituation, kamen die ersten, nicht wenigen DDR-Bürger über Ungarn, insbesondere in den süddeutschen Raum, wodurch der Wohnungsmarkt im Nu leergefegt war. So saß mein Mann wieder freitags und sonntags im Zug, nun allerdings auf einer etwas längeren Strecke.

Kurz vor dem errechneten Geburtstermin unserer Tochter besorgte er sich einen Pieper (Handys gab es damals noch nicht) – er wäre per Auto dann in fünf Stunden in Hamburg gewesen. Glücklicherweise kam Viola aber zum errechneten Termin und damit in der Urlaubswoche meines Mannes zur Welt. In der Woche danach waren meine Eltern zu Besuch, die mir dringend anrieten, mich nach einem Au-Pair-Mädchen umzusehen, um die Wochentage alleine mit Säugling und Kleinkind durchzustehen, denn wir hatten keine Verwandten in der Nähe: Meine Schwiegereltern wohnten 380 Kilometer entfernt und meine Eltern sogar 610 Kilometer weit weg. Der erste Anruf war wenig ermutigend, da im Oktober bereits alle Au-Pair vermittelt waren. Aber am Tag darauf meldete sich Nicoleta aus England, 28 Jahre alt und aus gesundheitlichen Gründen in einer Umorientierungsphase. Das war unser großes Glück.

Nachdem wir bei unserer verzweifelten Wohnungssuche schließlich einerseits unsere Preislimits aufgaben,

andererseits 100 persönliche Briefe versandt hatten, von denen einer „zweiter Hand“ an unseren späteren Vermieter gelangte, konnten wir im Januar 1990 endlich in ein sehr schönes Haus mit großem Garten und tollem Ausblick umziehen, allerdings in dörflicher Lage in einem Vorort von Heppenheim. Dies bedeutete für uns beide, einen Arbeitsweg von ca. 35 Kilometer in Kauf nehmen zu müssen. Unser Au-Pair-Mädchen aus Hamburg konnte noch für wenige Wochen mit uns nach Heppenheim kommen. Aber dann mussten wir eine neue Lösung finden. Schnell zeigte sich, dass die Möglichkeiten der Kinderbetreuung hier im ländlichen Süddeutschland im Vergleich mit Hamburg absolut mangelhaft waren. Deshalb entschieden wir uns dafür, zunächst weiterhin mit Au-Pair-Mädchen zu arbeiten. Zunächst blieb ich aber einige Monate zu Hause, da sich alle, besonders mein Sohn, in der neuen Umgebung erst einmal einleben mussten.

Verzweifelte
Suche

Als meine Tochter ein Jahr alt war, begann ich wieder zu arbeiten. Nach den Jahren am reinen Forschungsinstitut DESY kam an der TH Darmstadt auch die Betreuung studentischer Arbeiten hinzu. Dies machte mir viel Freude. Im Jahr 1992, also nur zwei Jahre nachdem wir nach Heppenheim gezogen waren, wurde mein Mann nach Hamburg zurückversetzt, allerdings in eine neue, anspruchsvollere Position. Perspektivisch war die Sprache davon, diesen Posten etwa für zwei bis drei Jahre zu besetzen, bevor ein weiterer Aufstieg und Ortswechsel zu erwarten sei. Da sich unser Sohn zu diesem Zeitpunkt gerade erst (endlich) in seiner neuen Umgebung eingelebt hatte und nicht zu erwarten war, dass er sich an das Hamburger Umfeld erinnern würde, entschieden wir, ein halbes Jahr lang zu tes-

ten, ob es auch mit der Wochenendbeziehung funktionieren würde. Dabei hatten wir die Idee im Hinterkopf, einen Umzug auszulassen und dann bei der nächsten Versetzung wieder mitzuziehen. Immerhin hatte innerhalb des Unternehmens ein allmähliches Umdenken in Bezug auf Familienfreundlichkeit eingesetzt, was bewirkte, dass mein Mann Heimflüge aushandeln konnte. Auch war seine neue Tätigkeit mit vielen Reisen verbunden, auf denen er dann doch recht häufig – dank der Nähe des Frankfurter Flughafens – noch für einen zusätzlichen Abend zu Hause vorbeikommen konnte.

Die dauerhafte Wochenendbeziehung hieß für uns nicht in erster Linie Verzicht, sondern ein intensives Erleben unserer gemeinsamen Wochenenden. Die **Intensive Familienwochenenden** Wochenenden galten voll und ganz uns und unseren Kindern. Unser Familienleben fand im Wesentlichen am Wochenende statt. An den Wochenenden sammelten wir Kraft für die Tage der Woche, die wir getrennt voneinander erleben mussten.

Etwa im Jahr 1994 rieten mir beide Gutachter meiner Dissertation, mich doch zu habilitieren. Diese Entscheidung machte ich mir nicht leicht, denn mein Chef, der die familiäre Situation kannte, warnte mich gleichzeitig auch, dass ich die Habilitation rein organisatorisch eigentlich kaum bewältigen könne, da ja unter Woche niemand da wäre, der mir den Rücken freihalten könne. In der Entscheidungsphase habe ich unter anderem im Rahmen eines Mentorinnenprogrammes ein circa einstündiges, intensives Telefonat mit einer älteren Wissenschaftlerin geführt. Diese riet mir sehr zur Habilitation und meinte gar, mit den Gaben, die mir Gott offensichtlich gegeben habe, sei ich

nahezu verpflichtet, die Chance wahrzunehmen! Gemeinsam mit meinem Mann entschied ich mich dafür, es zu versuchen.

Ich bewarb mich erfolgreich um ein Habilitations-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), welches ich komplett in die Haushaltsführung und die Betreuung der Kinder reinvestierte, um so die für mich so wertvolle Arbeitszeit gewinnen zu können. Zu Hause richteten wir mir ein komplettes Büro ein, so dass ich meine Arbeitszeit sehr flexibel gestalten konnte: An den Vormittagen arbeitete ich in Darmstadt an der Universität, dann aßen wir zu Hause gemeinsam zu Mittag und sprachen über den Vormittag der Kinder. An den Nachmittagen arbeitete ich im Homeoffice, war aber für die Kinder ansprechbar. Am Spätnachmittag und Abend war ich mit den Kindern zusammen. Sobald die Kleinen am Abend im Bett waren, widmete ich mich dann wieder meiner Arbeit.

Was die Kinderbetreuung anbelangt, so mussten wir uns leider manches Mal schon nach wenigen Monaten, immer wieder aber spätestens nach einem Jahr nach einer neuen individuellen Lösung umsehen, denn Heppenheim hatte zu dieser Zeit bei etwa 25 000 Einwohnern nur **20 Ganztagsplätze auf 25 000 Einwohner** 20 Ganztags-Kindergartenplätze! Somit war es nötig, sich individuelle Lösungen zu suchen. Die insgesamt fünf Jahre (mit Unterbrechungen), in denen Au-Pairs in unserer Familie lebten, waren einerseits eine Bereicherung, denn es ist ein bisschen so, als hätte man eine große Tochter. Andererseits jedoch gaben wir auch immer etwas Privatsphäre auf, auch blieben nicht alle Mädchen für ein ganzes Jahr – sei es aus Heimweh oder weil sich unerwartet Fortbildungsmöglichkeiten für sie

ergaben, so dass wir immer wieder nach Alternativen suchten.

Wir versuchten es mehrfach mit „Kinderfrauen“, doch entweder waren wir nicht zufrieden oder diese selbst oder ein enger Familienangehöriger wurde krank. Auch versuchten wir das ein oder andere „Experiment“, so half beispielsweise unsere Haushaltshilfe mitunter aus, holte meinen Sohn vom Kindergarten ab, kochte Mittagessen und brachte ihn am Nachmittag wieder hin, während ich meine Tochter in Darmstadt in einer privaten Kindergruppe untergebracht hatte, da sie noch keine drei Jahre alt war. Eine Zeit lang betreuten eine andere Mutter und ich auch gegenseitig unsere Kinder: Morgens war meine Tochter bei ihr, mittags aßen wir abwechselnd bei ihr und bei mir, nachmittags betreute ich ihren Sohn.

Die ungewöhnlichste Betreuung war sicher ein Flugbegleiter, der in der heißen Endphase meiner Habilitationszeit in seinen freien Zeiten als Betreuer einsprang, nachdem uns das (letzte) Au-Pair-Mädchen wegen Heimweh nach ihrem Freund Knall auf Fall hatte sitzen lassen. Der Flugbegleiter war mit dem Logopäden unseres Sohnes befreundet, welchem aufgefallen war, dass ich eines Tages sehr unglücklich aussah. So kam diese kurzfristige Lösung zustande, die bei den Kindern der ganzen Straße auf große Begeisterung stieß: „Och, Mama da bist da ja schon!“ hieß es oft ganz enttäuscht, wenn die Kinderschar der gesamten Straße bei uns im Garten spielte und mein Auto um die Ecke bog. Großer Dank gebührt meinem damaligen Chef, der die Arbeitsgruppenbesprechungen vormittags anberaumte und mir erlaubte, mich mit meinen Arbeitszeiten flexibel an die Betreuungs-

Ein Flugbegleiter
als Babysitter

möglichkeiten anzupassen und in Ausnahmefällen auch mal ein Kind mit ins Büro zu bringen.

In den ersten Jahren arbeitete ich nur am Vormittag an der Universität. Aber aufgrund meines langen Arbeitsweges, der über eine halbe Stunde in Anspruch nahm, war es in den fünf Stunden, die der Kindergarten am Vormittag geöffnet hatte, für mich eigentlich gar nicht zu bewältigen. Solange mein Mann in Mannheim arbeitete, übernahm er am Morgen die Kinder und brachte sie in den Kindergarten bzw. in die Schule. Oder es sprangen die Nachbarn ein, so dass ich früh zur Universität fahren konnte und im Eiltempo zur Mittagszeit über die Autobahn zum Kindergarten hetzte. Schon eine ungünstige Verkehrslage konnte mein Eintreffen im Kindergarten verzögern und mir böse Blicke der Kindergärtnerinnen bescheren.

Um die prekäre Situation der Kinderbetreuung in unserem Wohnort langfristig zu beenden, setzte ich mich für die Ausweitung der Öffnungszeiten des kirchlichen Kindergartens ein und erfuhr dabei zu meiner Überraschung eine großartige Unterstützung innerhalb der Gemeinde, insbesondere durch die Herren des Gemeinderates. Der Oberbürgermeister konnte jedoch erst nach einer Pressekampagne dazu bewegt werden, die wenigen Groschen städtischen Zuschusses je Kind beizusteuern, die vom Gesetz verlangt wurden. Erst zwei Monate vor der Einschulung unserer Tochter öffnete der Kindergarten schließlich ganztägig.

Der Rektor der Grundschule in unserem Vorort Heppenheim-Kirschhausen war erfreulicherweise sehr fortschrittlich und beteiligte sich sofort an einem Projekt „Verlässliche Grundschule“ mit garantierten Betreuungszeiten von der ersten bis sechsten Schulstunde – im ersten Jahr sogar

Die prima Angebote der „verlässlichen Grundschule“

ohne finanzielle Unterstützung durch das Land Hessen. Die Kinder gingen beide mit Begeisterung zu den angebotenen Kursen – insbesondere das „Freie Werken“ in einer aus Zeiten einer angeschlossenen Hauptschule noch vorhandenen, voll ausgestatteten Werkstatt und bei einem Werklehrer, der der Fantasie der Kinder freien Lauf ließ und nur technisch hilfreich zur Seite stand, war bei Jan und Viola besonders beliebt.

Dank meines Doktor- und Habilitationsvaters habe ich frühzeitig begonnen, mich auf Professuren zu bewerben, so dass ich noch vor dem Tag meiner Antrittsvorlesung an der TH Darmstadt einen Ruf auf die C4-Professur „Theoretische Elektrotechnik“ an die Universität Rostock erhalten habe.

Meine Kinder waren mittlerweile acht und zehn Jahre alt. In Rostock angekommen waren die Probleme bezüglich der Kinderbetreuung, die ständige Suche nach Individuallösungen passé. Ein geeigneter Hortplatz für unsere Tochter war sofort gefunden, was für mich zunächst unfassbar war, da ich so etwas bisher nicht gekannt hatte. Unser Sohn wechselte in die fünfte Klasse an ein Ganztagsgymnasium. Der Aufbau eines neuen Forschungsgebietes (Simulation elektromagnetischer Felder) und einer eigenen Arbeitsgruppe vor Ort war nicht einfach. Leider hatte niemand aus Darmstadt mitgehen wollen, da die Ausstattung dort so viel bessere Möglichkeiten für das Fortkommen der jungen Kollegen verhiess. Dies hatte ich ja selbst genossen, als ich dort zwei Arbeitsgruppen mit je fünf Wissenschaftlern leitete und in Rostock nur zwei Wissenschaftlerstellen bekam, von denen eine schon auf Dauer besetzt war. Einen Mitar-

beiter der Universität Frankfurt, der mich kannte, konnte ich glücklicherweise als Postdoktoranden gewinnen. Mit ihm zusammen ging es an den Aufbau der Arbeitsgruppe, was aber durchaus auch lange Arbeitstage bedeutete.

Heute frage ich mich schon oft, ob ich nicht in den ersten Jahren doch einfach immer um 16 Uhr an den heimischen Arbeitsplatz hätte wechseln sollen, statt unbedingt vor Ort dem Vorbild für großen Arbeitseinsatz gerecht zu werden. Die Kinder hätten es öfters wohl doch dringend gebraucht, denn von manchen (wenn auch zum Glück wenigen) Lehrern wurde es ihnen als „Wessis“ selbst an diesem christlichen Gymnasium nicht leicht gemacht, ja einzelne versuchten sogar bewusst, ihnen Steine in den Weg zu legen. Mein Mann hatte seinen Arbeitsplatz zu dieser Zeit in Hamburg und Rotterdam, so dass wir weiterhin eine Wochenendbeziehung pflegten und uns damit arrangierten.

Mittlerweile kann ich mich über eine mittelgroße Arbeitsgruppe mit vielen engagierten Promovierenden und mehreren Postdoktoranden freuen. Die Gruppe ist in vielfacher Hinsicht gemischt: Ungefähr je zur Hälfte sind es Frauen und Männer, etwa ein Drittel stammt aus anderen Ländern, insgesamt vier Disziplinen sind vertreten. Besonders freut es mich, dass in diesem Jahr insgesamt fünf Kinder „in der Arbeitsgruppe“ auf die Welt kommen: Zwei Mitarbeiter wurden zum ersten Mal Vater, zwei Doktorandinnen wurden zum zweiten bzw. dritten Mal Mutter und eine Postdoktorandin/Mitarbeiterin wird zum ersten Mal Mutter!

Unsere eigenen Kinder sind mittlerweile beide aus dem Haus: Unseren Sohn hat es in die Welt hinausgetrieben.

Fünf Babys für die Arbeitsgruppe



Seit fünf Jahren lebt er bereits glücklich in China, wo er sich überwiegend autodidaktisch die chinesische Sprache beigebracht hat. In Kürze möchte er dort ein Studium in Stadtplanung beginnen. Unsere Tochter hingegen ist in Norddeutschland verwurzelt, sie empfindet sich, trotz ihrer ersten acht Lebensjahre in Hessen, als Norddeutsche und studiert in Kiel Volkswirtschaftslehre. Sie hat bereits zwei Summer Schools in den USA besucht und ihr erstes Praktikum im Studium in Japan absolviert, weitere Praktika in anderen Ländern werden folgen.

Ehemann Gereon, 54 Jahre:

Es ist ein spannendes und hochinteressantes Leben mit dieser durch und durch von idealistischen und optimistischen Vorstellungen geprägten Wissenschaftlerin –

nicht nur für mich als Ehemann, sondern auch für die Kinder, die (fast) immer Vorrang haben. Ich musste mich zwar leider nie daran gewöhnen, dass mir die Hemden gebügelt oder gar der Koffer vor einer Reise gepackt wurde, dafür aber, dass ich Einblicke in Wissensbereiche bekomme, an die ich nie im Leben selbstständig herangegangen wäre.

Rückblickend waren die schwierigsten Zeiten für mich und meinem eigenen Ehrgeiz immer die, wenn mir der Arbeitgeber einen Karrieresprung zusammen mit einer räumlichen Versetzung androhte. Das wäre oft das „Aus“ für die kompliziert aufgebaute Routine mit der Kinderbetreuung und der Karriereplanung meiner Frau gewesen. Daher musste ich mehrere Male passen, ich habe es aber auch nur ein Mal wirklich bereut; da waren mir die Kollegen mit „jobfreien“ Gattinnen weit voraus und machten steilere Karrieren im Ausland (manche auch mit entsprechenden Scheidungsquoten spätestens nach der dritten Versetzung). In der Firma hat mich damals fast niemand verstanden, erst als meine Frau später Professorin wurde, womit wir ja anfangs nicht rechnen konnten.

**Steilere Karrieren
mit „jobfreien“
Gattinnen**

Die Kinder sind nach wie vor sehr stolz auf ihre Professoren-Mama, zumal sie wissen, wie viel sie selbst auch dazu beigetragen haben, indem sie mit ihren kleineren Problemen nicht immer zu ihr gegangen sind, wenn sie zum Beispiel noch einen Vortrag zu Ende schreiben musste. Das erzählten uns die Kinder erst kürzlich ... Da kann man schon ein schlechtes Gewissen bekommen!

Irgendwann konnte ich dann die Angebote nicht mehr ausschlagen und das ewige Pendeln zwischen dem hektischen Familienmittelpunkt, wo alles innerhalb von Stunden bis spätestens zum Sonntagabend gelöst sein musste, und den langweiligen Abenden allein in kleinen Zimmern und Hotels begann. Das alles zusammen mit einem 1,5 Kilogramm schweren Euro-Pieper, später Handys und horrenden Telefonrechnungen. Erst seit ich, 15 Jahre später, nun ein virtuelles europäisches Team leite und ein Homeoffice akzeptiert wird, entspannt sich die Lage.

Seit die Kinder aus dem Haus sind, warte ich nun manchmal abends zu Hause auf meine Frau – sie kommt aus der Uni und verschwindet gleich wieder bis Mitternacht hinter dem Laptop!

Jetzt steht plötzlich wieder ein neuer Job für mich in der Schweiz an. Also ist wieder viel Fliegen mit viel Langeweile angesagt ..., aber immerhin keine Sorgen wegen der Kinder. Den Job könnte ich ja eigentlich annehmen, solange noch keine Enkelkinder betreut werden müssen!?

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**

Mein Mann war völlig davon überzeugt, dass ich meinen Beruf ausüben sollte. Meine Eltern ermöglichten uns drei Mädchen ein Studium und stellten es nie in Frage, dass ihre Töchter berufstätig sind. Meine Mutter begann, als ihre Kinder aus dem Gröbsten heraus waren, erst halbtags, später ganztags zu arbeiten. Es wurde mir schon zu Hause vorgelebt, dass es

durchaus möglich ist, dass beide Elternteile berufstätig sind. Sowohl Eltern als auch Schwiegereltern haben uns unterstützt, obwohl uns stets mehrere Hundert Kilometer trennten. Solange die Kinder noch nicht in der Schule waren, haben die Eltern oder Schwiegereltern die Kinder beispielsweise zu sich genommen, damit ich zu Konferenzen fahren konnte. Später, als die Kinder schulpflichtig waren, kamen sie dann dafür eine Woche zu uns ins Haus.

2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**

Mein Vater hat die Selbstständigkeit meiner Mutter immer unterstützt, weil er die finanzielle Abhängigkeit seiner Mutter von ihrem Mann befremdlich fand. Er hatte sich schon früh geschworen, dass es seine Frau besser haben sollte. Auch meine Mathematiklehrerin war mir ein großes Vorbild. Sie hatte sechs Kinder und war, als das jüngste Kind noch im Kinderwagen lag, bereits verwitwet. Sie war einerseits die beste Lehrerin, die ich hatte, und „managte“ andererseits auch ihre große Familie sehr erfolgreich.

3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**

Im hiesigen Umfeld, wo gute Betreuungsmöglichkeiten gegeben sind, würde ich an der Stelle der Studierenden nicht so lange mit der Familienplanung warten. Junge Eltern sollten Hilfe von Nachbarn und Freunden annehmen, wenn sie angeboten wird. Studierende und junge Menschen sollten die sich bietenden Chancen nutzen und viel auf sich zukommen lassen.

4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**

Als junge Mutter dachte ich, in den ersten Monaten sollten sich die Eltern (und nur sie) ausschließlich um die Babys kümmern. Doch es hätte sicher nicht geschadet, wenn unsere Nachbarin, die bei Jan später „Oma Böker“ hieß, mit Kinderwagen und Hund spazieren gegangen wäre, während ich mir eine kleine Ruhepause hätte gönnen können.

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

In Frankreich beispielsweise ist die Kinderbetreuung sehr viel besser als in Deutschland ausgebaut, dort dominiert das Konzept der Ganztagschulen. In den Niederlanden sind Heimarbeitsplätze in den Unternehmen verbreiteter als in Deutschland, was die Flexibilität von Eltern stark erhöht. Gerade in der Wirtschaft muss es Vätern verstärkt ermöglicht werden, dass sie in Elternzeit gehen können. Hier ist ein weiteres Umdenken unbedingt notwendig, auch wenn erste Veränderungen bereits sichtbar werden.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

In der Wissenschaft scheint es leichter zu sein als in der Wirtschaft.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Besprechungen finden in meiner Arbeitsgruppe am Vormittag oder am frühen Nachmittag statt. Wenn irgend möglich werden solche Termine bis spätestens 17 Uhr beendet. In Professorenrunden lässt sich das jedoch nicht immer einrichten.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

In den ersten zwei Jahren waren wir es beide. Aber durch die äußeren Umstände (Arbeit meines Mannes) war der Familienmittelpunkt dort, wo ich war.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Während wir Au-Pair-Mädchen hatten, bin ich dennoch zur Arbeit gegangen, wenn die Kinder nur leicht krank waren. Sonst habe ich mir frei genommen.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibi-funktion?

Die Frauenbeauftragte an der Universität ist hilfreich, denn es ist noch nicht alles optimal.

11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?

Wahrscheinlich ist es eine Bereicherung. Natürlich bringt es Einschränkungen mit sich, über die man offen sprechen muss.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1976–1983) Diplom-Mathematik, Universität Bonn

Promotion (1989) Technische Hochschule Darmstadt (als externe Doktorandin)

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (1983–1997) Deutsches Elektronen-Synchrotron (DESY), Hamburg; TH Darmstadt

Geburt Sohn Jan, 1987 (10 Monate Mutterschutz und Erziehungsurlaub, 1988–1989 Teilzeitarbeit [50 Prozent])

Geburt Tochter Viola, 1989 (ein Jahr Mutterschutz und Erziehungsurlaub, 1990–1995 Teilzeitarbeit [50 Prozent])

Habilitation (1997) Technische Hochschule Darmstadt

Professur (seit 1997) Universität Rostock, Lehrstuhl für Theoretische Elektrotechnik

Dekanin (2004–2006), Vorsitzende des Fakultätentages für Elektrotechnik und Informationstechnik, damit auch Vorstandsmitglied von 4ING (2006-2008), Prorektorin für Forschung und Forschungsausbildung (2009–2011)

Ein Baby während der Habilitation

Prof. Dr. Antje von Schaewen

Mein Werdegang ist insofern ungewöhnlich, als ich an der Universität Köln und an der Deutschen Sporthochschule Köln zunächst Biologie und Sport fürs Lehramt (Sekundarstufe II) studiert habe. Zu Beginn des Hauptstudiums war mir allerdings klar, dass ich lieber die wissenschaftliche Richtung weiterverfolgen wollte. Damals war der Wechsel in die rein akademische Laufbahn noch relativ einfach möglich. Ich habe während des Hauptstudiums dann konsequent Kurse im Umfang des Diplomstudiengangs Biologie belegt und konnte nach Abschluss meiner praktischen Examensarbeit (im Labor) und meinen diversen Staatsexamensprüfungen anschließend mit der Promotion beginnen.

Während meiner Examensvorbereitungsphase habe ich mit Babysitten Geld verdient. Die Erfahrung, wie zeitaufwendig die Betreuung eines Kleinkindes ist, bestärkte mich



darin, meinen Kinderwunsch noch hinauszuschieben. Schon während meines Biologiestudiums und der weiteren wissenschaftlichen Qualifikationsphase, inklusive Promotion und Postdoktorandenzeit, habe ich dann die Freiheit genossen als ungebundener Wissenschaftler so lange wie nötig zu arbeiten und maximal mobil zu sein. Zum Beispiel beim Wechsel von Köln nach Berlin nach nur einem Jahr Promotion und anschließend zu einem Kurzaufenthalt an der Universität Bayreuth, kurz vor meinem zweijährigen Auslandsaufenthalt. In Südkalifornien konnte ich mir nebenbei noch einen Kindheitstraum erfüllen, nämlich endlich Wellenreiten zu lernen!

Freiheiten
beim Arbeiten

Während meiner Postdoktorandenzeit habe ich eine Vortragsreise nach Japan und mehrere Kongressreisen innerhalb der USA unternehmen können. Privat lebte ich dort in häuslicher Gemeinschaft mit einem Wissenschaftlerpärchen, die beschlossen hatten, ein Kind zu bekommen. Dementsprechend habe ich wieder aus nächster Nähe beobachten können, wie anstrengend die erste Zeit mit einem Baby ist. Alle wissen theoretisch, dass die Hauptlast der Versorgung am Anfang bei der Mutter liegt. Beide Eltern waren aber wie ich Postdoktoranden im Ausland und brauchten daher dringend wissenschaftliche Ergebnisse, um ihre akademische Karriere anschließend in Europa fortsetzen zu können. Daher musste man sich bei der Baby- bzw. Kleinkind-Betreuung abwechseln. Das führte natürlich unweigerlich dazu, dass man vor allem in der Woche wenig gemeinsam (also zu dritt) unternehmen konnte. Sicher hätte ich das genauso gemacht, aber privat bot sich mir die Möglichkeit dazu erst sehr viel später.

Wie aus meinem beruflichen Werdegang ersichtlich wird, habe ich mein Kind nicht etwa schon während des Studiums, der Promotion oder in der Postdoktorandenzeit, sondern erst sehr viel später, nämlich zum Ende meiner Habilitation mit 39 Jahren bekommen. Bedingt durch die räumliche Trennung von Lisas Vater, mit dem ich von Anfang an eine Wochenendbeziehung führte und der seit seiner Promotion schon lange in den Niederlanden lebte und arbeitete, war ich von Anfang an mehr oder weniger allein erziehend und damit in meiner beruflichen Mobilität stark eingeschränkt. Auch lebten meine Eltern bis 2003 in Schleswig-Holstein, also nicht in unmittelbar räumlicher Nähe zu Osnabrück. Während der Schwangerschaft erhielt ich ein auf zwei Jahre begrenztes Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Daher gab es auch vor und nach Lisas Geburt keine „offizielle“ Mutterschutzphase, so dass ich – da es mir während der Schwangerschaft gesundheitlich gut ging – bis zum Tag vor Lisas Geburt und drei Monate danach wieder ganztätig im Institut gearbeitet habe. Das ging natürlich nur durch Unterstützung einer Tagesmutter, die in meinem Fall glücklicherweise eine ausgebildete Säuglingsschwester war (mit sechsjähriger Tochter und Hund) und in der Nähe der Universität wohnte. Dieser Umstand ermöglichte es mir, Lisa bis zum sechsten Monat ausschließlich zu stillen.

Meine Mobilität
war stark eingeschränkt

Zum Ende meiner Habilitation ergab sich wiederum der glückliche Umstand einer Lehrstuhl-Vertretung im nahen Münster. Die Entfernung Osnabrück-Münster ist bei ruhiger Verkehrslage auf der Autobahn A1 in circa einer Stunde zu bewältigen. Lisa war mittlerweile bei einer anderen

Tagesmutter (mit zwei eigenen Kindern und einer Katze) untergebracht, so dass ich – mit viel Verständnis seitens der betreuenden Familie bei Verspätungen (die sich nicht immer vermeiden ließen) – noch neun Monate täglich zwischen Osnabrück und Münster gependelt bin. Passend zu Lisas drittem Geburtstag sind wir dann im Januar 2002 endgültig nach Münster übersiedelt, wo sie dann einen Ganztags-Kindergarten besuchte. Die Anfangszeit war hart. Lisa konnte den Wechsel von persönlicher Betreuung auf Gruppenbetreuung nicht richtig einordnen. Sie hat eine Woche lang sehr viel geweint, so dass ich schon drauf und dran war, sie aus der Einrichtung zu nehmen. Offensichtlich hat sie lange nicht daran geglaubt, dass ich nachmittags wiederkomme.

Seit unserem Wechsel nach Münster sieht Lisa ihren Vater nur noch alle zwei Wochen. Wir haben uns darauf geeinigt, dass ich sie jeden zweiten Freitag die halbe Strecke

Ein Hund, zwei
Sprachen, drei
Kulturkreise

bringe (von Münster nach Wesel, wo ich Verwandte habe) und sonntags dort wieder abhole. So kann sie auch an einem Familienhund partizipieren, den sie sich selbst so sehnlichst wünscht. Aber vor allem kommt dieses Arrangement ihrem Niederländisch zugute. Vor Lisas Geburt hatten wir uns dazu entschlossen, dass wir Eltern mit dem Kind in unserer jeweiligen Muttersprache sprechen und nicht etwa in Englisch, wie wir beide uns bis dahin hauptsächlich verständigt hatten. Das haben wir bis heute durchgehalten. Lisa ist deshalb nicht nur zweisprachig, sondern auch in drei europäischen Kulturkreisen aufgewachsen – mit deutschen und belgischen Verwandten, holländischen Spielfreunden und weiteren Bekannten auf beiden Seiten.



Berufliche Verpflichtungen außerhalb der Betreuungszeiten und auch während der Kindergartenferien konnte ich nach unserer Übersiedelung nach Münster weiterhin nur durch sporadisches In-Anspruch-Nehmen einer Tagesmutter und familiäre Unterstützung überbrücken. Meine Eltern, die 2003 nach Münster übersiedelt waren, konnten Lisa des Öfteren vom Kindergarten abholen und sie so lange beschäftigen, bis ich nach der Arbeit kam, um sie bei ihnen abzuholen. Nachdem Lisa eingeschult war, und besonders seit sie nun die weiterführende Schule besucht, nehme ich wieder häufiger Termine nach 17 Uhr wahr. Auch bietet die Hochschule mittlerweile Angebote zur

(Klein-)Kinder- und Ferienbetreuung an. Für mich kommen diese Maßnahmen allerdings etwas zu spät. Während der letzten Jahre habe ich beobachtet, dass sich die familiäre Situation unter Kolleginnen zunehmend ähnlich darstellt. Daher wird es künftig sicher einfacher sein, als Mutter mit Kind(ern) eine akademische Karriere zu verfolgen.

Obwohl die Organisation von Beruf und Kind manchmal recht schwierig und physisch wie psychisch anstrengend war, besonders wenn man wegen Krankheit (zumeist des Kindes) zu Hause bleiben musste oder sich für Konferenz- und Vortragsreisen für einige Zeit im Ausland auf-

Nur zufriedene
Mütter sind
gute Mütter

hielt, würde ich jederzeit wieder diesen Weg einschlagen. Meiner Meinung nach sind nur persönlich zufriedene Mütter auch gute Mütter.

Natürlich ist es erstrebenswert, Kinder möglichst früh, das heißt vor oder um die 30 Jahre zu bekommen. Oft lässt sich dies aber nicht einrichten, gerade bei einer wissenschaftlichen Laufbahn, in der die berufliche Qualifikationsphase eigentlich nie aufhört und wo man als Wissenschaftler und Hochschullehrer selten ortsgebunden ist. Es wird weiterhin erwartet, dass man bereit ist, überall in der Welt zu arbeiten (zum Beispiel im Sabbat-Jahr). Dennoch zeigen die Lebensläufe von Frauen mit Kind und Karriere in der Wissenschaft, dass es mit viel persönlichem Engagement zu schaffen ist. Es müssen allerdings auch die strukturellen Voraussetzungen stimmen. Die besten Beispiele sind für mich die USA, Skandinavien und Frankreich (obwohl kaum jemand hier weiß, dass in Frankreich mittwochs obligatorisch schulfrei ist!). Spricht man dort mit befreundeten Wissenschaftlern, so ist es ganz selbstverständlich, dass beide neben ihrer Karriere auch Kinder

haben, in den meisten Fällen sogar mehr als nur ein Kind. Meines Erachtens sind allerdings mehrere Kinder neben einer Vollzeitstelle für allein erziehende Wissenschaftlerinnen – ohne massive Unterstützung des persönlichen Umfelds – kaum zu leisten.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die 5 wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - Selbstorganisation
 - kompetente fremde Hilfe (Tagesmutter, Familie, Kindertagesstätte)
 - späte Mutterschaft (entsprechendes Einkommen, zur Finanzierung der fremden Hilfe)
 - unbeirrbares Festhalten an der Auffassung, dass Kind und akademische Karriere in Deutschland vereinbar sein müssen
 - Ermunterung durch Frauen, die Kind und Beruf ebenfalls erfolgreich gemeistert haben, allerdings hauptsächlich aus den Reihen der Technischen Assistenten (Problem „Rabemutter“-Image: „Bloß von anderen Müttern kein schlechtes Gewissen einreden lassen!“)
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**

Es gab in Osnabrück eine Hochschulassistentin, die vier Kinder hatte und deren Ehemann zu Hause blieb und von dort arbeitete, sowie ein niederländisches Wissenschaftler Ehepaar (beide Professoren, sie Frauenbeauftragte) mit zwei Töchtern.
3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**

Schwierig, da ich nur meine Situation wirklich gut kenne. Ich habe aber mit einer Doktorandin an der Universität Bayreuth gesprochen, die schon während ihres Biologiestudiums beide Kinder bekommen hat. Sie war der Meinung, dass es so besser ist, da man noch jung und flexibel ist und die Kinder entspre-

chend früh aus dem Haus sind. Sie arbeitet heute bei einer Beraterfirma, hat sich also gegen eine akademische Karriere entschieden. Denn diese erfordert schon eine gewisse Mobilität, was bei Festanstellung des Partners häufig illusorisch ist.

4. Was würden Sie nie wieder so machen?

Ein Kind in einer doch unsicheren Finanzlage (weil noch offene berufliche Qualifizierungsphase) bekommen, was sich bei mir aber aufgrund des fortgeschrittenen Alters nicht anders einrichten ließ.

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

Im Ausland ist anders, dass Mutterschaft und Erwerbstätigkeit sich nicht ausschließen müssen. Kinderbetreuungsangebote sind oft flächendeckend besser und in der Gesellschaft selbstverständlich akzeptiert. Nur Westdeutschland und in vergleichbarem Maße vielleicht noch Japan haben es sich als Industrie- und HighTech-Nationen lange geleistet, dass hochqualifizierte Frauen zu Hause blieben, wenn sie Kinder bekamen, und nicht wieder in den Beruf zurückkehrten (wenn man mal von Lehrern absieht). Zum Glück zeichnet sich in den letzten Jahren in Deutschland eine Trendwende ab (durch Frauenförderungsmaßnahmen beflügelt). Eine engagierte Doktorandin ist gerade nach zweijähriger Babypause in mein Labor zurückgekehrt, um ihre Promotion abzuschließen.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Meiner Einschätzung nach eher in der Zeit davor, weil man dann in der so hoch geschätzten „Mobilität“ (Auslandsaufenthalt) nur wenig eingeschränkt ist. Es gibt aber auch Gegenbeispiele. In Münster wurde gerade Frau de Meaux mit drei Kindern auf eine W3-Professur berufen, sie ist allerdings Französin. In Frankreich ist es übrigens auch für Männer üblich, fast die gesamte akademische Karriere am selben Ort zu absolvieren (von einem Auslandsaufenthalt als Postdoktorand mal abgesehen).

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Durch stundenweise Verpflichtung einer Tagesmutter (Frau aus der Nachbarschaft).

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Lisas außerhäusliche Unterbringung bei Tagesmüttern oder Verwandten habe ich, als sie klein war, in Eigenregie organisiert. Lisas Vater hat seine beruflichen Verpflichtungen wegen des Kindes nie reduziert, gibt aber – bedingt durch Wohnsitz in den Niederlanden und häufige Reiseverpflichtungen – den zweiwöchigen Zeitplan vor, an dem sie ihn besuchen kann.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Arbeit mit nach Hause nehmen. Zum Glück geht das, wenn man bereits in einer Führungsposition arbeitet und nicht mehr selbst Experimente durchführt.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibifunktion?

Teilweise. Meist sind sie selbst Mütter von Kindern, wenn auch nicht immer Professorinnen. Ich habe sie als sehr bemüht erlebt. Sie hatten jedoch nur begrenzten finanziellen Spielraum (etwa zur Unterstützung von Müttern, die an Fortbildungsveranstaltungen wie Seminaren oder Kongressen teilnehmen wollten).

11. Karrierefrauen aus der Sicht des Ehemanns/der Kinder? Einschränkungen oder Bereicherung?

Ich glaube, in meinem Fall empfinden sowohl Vater wie Kind dieses Modell als sehr anstrengend. Weil es Unruhe und auch Rivalität (bei gleicher oder vielleicht sogar besserer Stellung der Frau) in eine Beziehung bringt. Mein Kind erlebt sich im Moment noch als Außenseiter, da dieses Modell in kaum einer Familie des Freundeskreises in dieser Form gelebt wird. Dazu kommt das regelmäßige zweiwöchige Pendeln zwischen zwei Wohnorten, was auch die Teilnahme an Veranstaltungen im engeren Freundeskreis (Geburtstage, außerschulische Treffen der Musikschule oder des Sportvereins) erschwert. Meine

Tochter findet es schlimm, dass sie ein Einzelkind ist und wir keinen Hund haben, obwohl sie natürlich dafür andere Vorteile genießt, zum Beispiel zweimal pro Jahr in Sommerurlaub zu fahren.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1979–1985) Lehramt Biologie und Sport, Universität Köln und Deutsche Sporthochschule Köln

Promotion (1985–1989) Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung, Köln, und Institut für Genbiologische Forschung Berlin GmbH, Freie Universität Berlin

Postdoc (1989–1991) University of California, San Diego, La Jolla, USA

Wissenschaftliche Assistentin (1992–1998) Universität Osnabrück

Habilitationsstipendium (1998–2000)

Geburt Tochter Lisa, 1999 (nach drei Monaten die Arbeit wieder aufgenommen)

Habilitation (2001) Universität Osnabrück

Professur (seit 2001) Universität Münster, Lehrstuhl Molekulare Physiologie der Pflanzen

... und es geht doch!

Prof. Dr. Doris Wastl-Walter

Vorwürfe wie „Rabenmutter“, „du machst Karriere auf Kosten deiner Kinder“, „die werden Bettnässer, Schulversager, drogensüchtig, du wirst schon sehen ...“ habe ich immer wieder gehört. Doch jüngst sagte mir eine Kollegin: „Deine Kinder falsifizieren dein Lebensmodell nicht.“, wofür ich ihr sehr dankbar bin. Nein, diese Art der Lebensführung war riskant, aber ich habe immer geantwortet: „Wer garantiert mir, dass die Kinder glücklich werden, wenn ich auf alles verzichte?“, wobei das Gleiche auch für den Ehemann gilt. Viele haben mir prophezeit, dass er sich früher oder später scheiden lassen würde, doch bis heute ist das glücklicherweise nicht eingetreten.

Wir haben uns an der Uni kennengelernt, als ich bereits Assistentin war. Und ich denke, das ist bereits ein wichtiger Baustein in unserer Geschichte: Wir haben und hatten viele gemeinsame fachliche Interessen, und mein Mann hat von Anfang an gewusst, dass ich mit großer Begeisterung wissenschaftlich arbeite und an der Universität unterrichte. Er



stellte das nie in Frage, und es war nie ein Thema, dass ich dies für die Familie aufgeben oder reduzieren sollte. Ich finde aber auch heute noch, dass die Universität zwar sehr kompetitiv, im Prinzip jedoch sehr familienfreundlich ist, zumindest so wie meine Chefs den Alltag gehandhabt

Hauptsache, die Leistung stimmt

haben: Die Leistung muss stimmen, die Arbeitszeiten sind flexibel. Das hat mir Spielraum für die Kinder gegeben, und ich habe dann eben in

der Nacht an meinen Publikationen gearbeitet. Ich habe bei beiden Kindern nach der Geburt ein Jahr Mutterschaftsurlaub genommen. Ab dem ersten Geburtstag waren sie dann in einer (selbstorganisierten) Kinderkrippe, was viele missbilligten und mir böse Kommentare einbrachte. Im Kindergarten, in der Schule, aber auch bei Krankheiten, mussten wir ständig organisieren und improvisieren, und da wir keine Großeltern oder andere Verwandte vor Ort hatten, ist viel Geld in Kinderbetreuung und Haushaltshilfen geflossen. Ebenso war die Flexibilität der Arbeitgeber (auch meines Mannes!) immer wieder gefordert. Mein Mann musste sich oft die Frage anhören, wo denn seine Frau sei, ob nicht seine Frau mit den Kindern zum Arzt gehen könne et cetera, aber mit der Zeit gewöhnten sich alle daran.

Wir wählten auch unsere Wohnung so, dass ich nur einen kurzen Weg zur Universität hatte, also kaum Zeit mit dem Arbeitsweg verlor. So schafften wir es, dass ich (vielleicht langsamer als Kollegen, aber ohne großen Karriereknick) meinen Weg gehen konnte. Dazu muss ich festhalten, dass ich das niemals als „Karriere“ sah, sondern als unglaubliche Chance, das, was ich mit großer Begeisterung und Interesse machte, bezahlt und in einem unterstützenden Umfeld tun zu können.

Kurz vor Abschluss meiner Habilitation bekam ich eine Einladung in die USA an die University of Arizona und ich beantragte dafür ein Fulbright Research Scholarship, das ich auch bekam. Damals waren die Söhne neun und elf Jahre alt und somit genau im richtigen Alter für das große Abenteuer, und mein Mann konnte sich sechs Monate unbe-

Große Begeisterung für die Schule in Amerika

zahlten Urlaub nehmen. Wir arbeiteten beide tagsüber an unserer Forschung und an Publikationen, und die Kinder gingen – obwohl der Kleine überhaupt nie Englisch gelernt hatte und der Große nur ein Jahr – mit großer Begeisterung in die amerikanische Schule. Diese (öffentliche!) Schule war auf Kinder aus dem Ausland eingestellt und offerierte „English as a second language“ im Regelunterricht als Zusatzangebot. Sie wurde als Ganztagschule mit Mittagessen und viel Sport geführt und gab den Kindern die Möglichkeit, sich rasch einzugewöhnen und die Sprache zu lernen. Beide liebten ihre Schule und waren nach wenigen Wochen so gut integriert, dass wir zuletzt einen von Lukas' Freunden für einen längeren Besuch nach Europa mitnahmen, weil dieser sich das so sehr wünschte. An den Wochenenden machten wir viele Wanderungen und Reisen im Südwesten der USA und abends lernten wir mit den Kindern, da das österreichische Schulsystem die (guten) amerikanischen Noten nicht anerkannte und sie zu Hause dann eine Prüfung über den versäumten Stoff ablegen mussten. Zum Glück war das kein Problem, aber wenig hilfreich.

In den USA erreichte mich der Ruf nach Bern. Wir haben lange beratschlagt, aber da die ganze Familie so gute Erfahrungen mit dem Aufenthalt in Arizona gemacht hatte,

fanden alle, dann gehen wir eben in die Schweiz. Ich sagte zu, kehrte nach Österreich zurück, habilitierte mich und ging nach Bern. Dass die Universität Klagenfurt mir anbot, meine Stelle für drei Jahre zu halten, damit ich zurückkommen könnte, machte mir die Entscheidung noch leichter. In Bern fand ich ideale Bedingungen, eine Forschungsgruppe aufzubauen und in einem sehr freundschaftlichen, inhaltlich sehr anregendem und konstruktivem Umfeld meine Themen in Forschung und Lehre umzusetzen. Tatsächlich stellte sich aber bald heraus, dass die Pensionssysteme fast nicht kompatibel sind, mein Mann keinen adäquaten Job fand und die Söhne, die eigentlich gern in die Schweiz gegangen wären, dies nicht mehr tun konnten, nachdem sie auf höhere Schulen gewechselt hatten, die neben der Matura auch eine Berufsausbildung anboten, und wir in der Schweiz nichts Vergleichbares fanden. Dazu kam, dass Alexander zu rudern begonnen hatte und mit der Zeit dreimal österreichischer Jugendvizestaatsmeister im Vierer wurde. Natürlich hat die Schweiz auch hervorragende Ruderer, aber das Team, mit dem er jahrelang trainierte und die Wettkämpfe bestritt, war ihm sehr wichtig.

Kurz, es kam nie dazu, dass die Familie wirklich übersiedelte, doch der Alltag spielte sich gut ein, so dass ich das Angebot zurückzukommen, nie in Anspruch nahm. Der

Ein Männerhaushalt wie ein Pfadfinderlager

Männerhaushalt funktionierte (mit einer Haushaltshilfe) im Prinzip wie ein Pfadfinderlager, die heranwachsenden Söhne mussten selbstständig werden und eigenverantwortlich agieren und lernten rasch, verschiedene Aufgaben im Haushalt zu übernehmen. So kocht der jüngere sehr gut und sehr gerne und der ältere ist Experte für alles Technische. Ich



selbst pendle seit 1997 zwischen Bern und Klagenfurt, zuerst vierzehntägig und nun, seit die Söhne auswärts studieren, seltener. Zwischendurch kommen mich meine drei Männer in Bern besuchen. Wir genießen auch immer wieder gemeinsame Urlaube oder Reisen zu dritt oder viert, bei denen sich Gelegenheiten für ausführliche Gespräche und schöne gemeinsame Erlebnisse ergeben.

Natürlich ist dieser Lebensstil teuer und entspricht weder einem konservativem Mutterschafts- oder Familienkonzept noch möchte ich es zum Modell für andere erheben. Ich weiß auch, dass ich Glück gehabt habe. Weder die anhaltende Solidarität des Partners noch die erfreuliche Entwicklung der Kinder sind eine Selbstverständlichkeit. Aber für uns hat es gepasst, und tatsächlich ist dieses Arrangement gar nicht so außergewöhnlich: Die sozialwissenschaftliche bzw. sozialgeographische Literatur spricht von

„transnationaler Mutterschaft“, einem Partnerschaftsmodell als „living apart together“ oder „multilocational families“. Mobilität wird heute von jungen Wissenschaftler(inn)en gefordert, vieles ist in Veränderung, doch leider entsprechen staatliche Einrichtungen wie Kindergärten oder Schulen, aber auch Pensionsrecht und Steuerrecht in der Regel nicht dieser gelebten Wirklichkeit. Hier wäre vieles noch zu verbessern und anzupassen, damit die jungen Familien nicht immer wieder alles selbst – oft gegen gesellschaftliche oder institutionelle Widerstände – individuell regeln müssen.

Ehemann Rudolf, 55 Jahre:

Wie ich die Berufstätigkeit und Karriere meiner Frau sehe, ist für mich sehr leicht auf den Punkt gebracht: Die Berufstätigkeit finde ich selbstverständlich und ihre – auch auswärtigen – Karriereschritte sind sehr erfreulich, nicht nur für sie, sondern für die ganze Familie. Die Distanz zwischen Familienwohnsitz und Arbeitsort war und ist eine gewisse Herausforderung – allerdings primär für sie selbst und weniger für mich. Das Ehe- und Familienleben konnten wir sehr gut arrangieren. Alles in allem bin ich stolz auf die Karriere meiner Frau und teile sie voll.

In einer Zeit aufgewachsen, in der viele Mütter Hausfrauen waren, habe ich früh die berufstätige Frau und Mutter kennengelernt. Nicht nur meine Mutter, sondern auch viele Frauen im Verwandten- und Bekanntenkreis waren als typische Unternehmerrätinnen in kleineren Gewerbebetrieben tätig und hatten ihre eigenen Aufgabenbereiche im jeweiligen Betrieb. Da sich

die Betriebe häufig im gleichen Gebäude befanden wie die Wohnungen, waren die Frauen trotzdem zu Hause und haben für die Kinderbetreuung und die Haushaltsführung zum Teil fremde Unterstützung eingeholt. Schon aus dieser Erfahrung war es für mich völlig klar, dass auch meine Frau berufstätig sein wird, wenngleich in anderer Form.

Ihre Karriere im universitären Bereich konnte ich zu Beginn problemlos teilen, da wir beide als Geographen ähnliche fachliche Interessen haben, die sich auch immer sehr gut ergänzten. Das hatte neben vielen Vorteilen auch Nachteile, die so weit gingen, dass man mir auf eine Bewerbung um eine Assistentenstelle am selben Institut, trotz Bestqualifikation, klar zu verstehen gab, dass ein Paar aus Konkurrenzgründen von den anderen Assistierenden nicht erwünscht sei und mir daher ein anderer Bewerber vorgezogen wurde.

Aus Konkurrenzgründen: Paar nicht erwünscht

Die Phase mit den beiden jungen Söhnen war für mich – trotz der zum Teil sehr intensiven Berufstätigkeit meiner Frau (noch in Klagenfurt), inklusive ihrer Abwesenheiten wegen Exkursionen und Konferenzen – nicht so ungewöhnlich, wie es der Eine oder die Andere im Bekanntenkreis vielleicht gesehen hat. Mit Unterstützung von Haushaltshilfen war ein Großteil der alltäglichen Arbeit erledigt, und ich konnte neben meiner eigenen Berufstätigkeit sehr viel Zeit mit den beiden Söhnen verbringen. Vieles im Alltag, vor allem die Kinderbetreuung, wurde zur Planungs- und Einteilungssache, aber das wurde für die gesamte Familie zur Routine und ist es heute noch. Fachlich gesehen habe ich in dieser

Phase von meiner Frau viel profitiert – besonders durch ihr Forschungsstipendium in den USA. Die gesamte Familie konnte für ein halbes Jahr nach Arizona gehen. Das war ein echter Meilenstein für uns alle und eine tolle Erfahrung.

In dieser Zeit erreichte uns die Nachricht, dass meine Frau für eine Professur in Bern gewählt worden war. Es wurde rascher Realität, als ich es beim Absenden der Bewerbungsunterlagen erwartet hatte, und damit standen wir vor der Entscheidung, ob ich und damit die gesamte Familie nach Bern ginge oder nicht. Nach kurzer „fact finding mission“ im Hinblick auf die Lebensumstände, wie beispielsweise einer kompletten beruflichen Neuorientierung für mich, neues Schulsystem für die Söhne, Wohnungsverkauf in Österreich, Umstieg in ein neues Pensionssystem usw., trafen wir die Entscheidung, dass meine Frau ihre Tätigkeit in Bern vorerst alleine beginnt. Damit habe ich eine größere Rolle in der Kinderbetreuung und im Haushalt übernommen. Für mich und die Kinder war diese Aufgabenteilung nicht neu – für den Bekanntenkreis jedoch sehr außergewöhnlich. Mehrfach bin ich, ähnlich einem allein erziehenden Vater, von Freund(inn)en liebevoll und sehr anerkennend mit Kuchen und anderen Spezialitäten versorgt worden – eine Situation, die von mir zwar nicht provoziert wurde, mich aber trotzdem sehr gefreut hat. Mit den Söhnen habe ich sehr rasch einen „Männerhaushalt“ etabliert, der sehr gut funktioniert und zu vermehrter Selbstständigkeit meiner Söhne geführt hat. Auch Elternsprechtage oder Elternabende waren immer etwas Besonderes, nicht nur weil selten Väter alleine

kamen, sondern weil manche Lehrer(inn)en unserem Familienmodell sehr kritisch gegenüber standen, meine persönliche Situation aber größtenteils anerkannten.

Insgesamt war diese Zeit mit den heranwachsenden Söhnen eine sehr schöne Bereicherung meines Lebens. Tägliche Telefonkontakte mit meiner Frau und gemeinsame Wochenenden und Reisen ermöglichten ein intensives, wenn auch disloziertes Familienleben. Diese Art des Verbindungshaltens setzt sich auch heute noch fort, obwohl die Söhne ihr Studium jeweils vier Fahrstunden von zu Hause absolvieren. Die Annahme, dass eine Familie mit noch schulpflichtigen Kindern großen Schaden erleidet, wenn die Ehefrau und Mutter ihre Karriere (auswärts) verfolgt, kann ich klar widerlegen. Es gibt die eine oder andere organisatorische Herausforderung, aber auch viele Vorteile, wenn die Frau und Mutter ein erfolgreiches Berufsleben hat, dieses ihr Freude bereitet und sie diese Freude mit der Familie teilen und allen mit ihren Erfahrungen erweiterte Perspektiven geben kann.

Die eine oder andere organisatorische Herausforderung

Mit dem auswärtigen Studienbeginn der Söhne hat sich die Situation nochmals geändert. Mein außerberufliches Zeitbudget hat sich vergrößert, und ich nutze die Zeit nicht nur für vermehrte geographische Lehrtätigkeit an der Universität und der Fachhochschule, sondern vor allem für gemeinsame Konferenzbesuche mit meiner Frau, gemeinsame Reisen und auch Besuche bei ihr in Bern. Diese gemeinsamen berufsbezogenen Interessen im universitären und geographischen Umfeld bereichern die Partnerschaft sehr. Auch die Kenntnis



des gegenseitigen Berufsumfeldes und dessen Entwicklungen ist eine wertvolle Basis.

Resümierend sehe ich die auswärtige Karriere meiner Frau sehr positiv und freue mich, dass es eben nicht nur eine klassische Berufstätigkeit, sondern wirklich eine Karriere ist. Die Familienphase mit den heranwachsenden Kindern brachte den einen oder anderen anstrengenden Moment, aber mit innerfamiliärer Planung und Kommunikation wurde das sehr gut gelöst. Ein großes gemeinsames (berufliches) Interessensfeld ist eine wahrscheinlich entscheidende Ergänzung für die Partnerschaft.

Lukas, 24 Jahre:

Die Berufstätigkeit meiner Mutter während meiner Jugend stellte für mich kein Problem dar und rückblickend betrachtet war es ein großer Erfolg für sie und uns alle.

Mit hundertprozentiger Gewissheit sagen zu können, dass die eigene Mutter auf der Stufe der Selbstverwirklichung angekommen ist und dass ihr die Arbeit Spaß macht, ist ein ausgesprochen gutes Gefühl. Die Vorstellung, dass sie jeden Tag zu Hause kochen, bügeln und putzen müsste, ist nicht nur wegen ihrer Kochkünste erschreckend. Es würde auch bedeuten, dass sie ihr Talent und ihre Interessen hinter die ihrer Familie stellen müsste, nur um in ein antiquiertes Denk- und Familienschema eingezwängt zu werden.

Mutters Kochkünste blieben uns erspart

Natürlich vermisste ich meine Mutter gelegentlich, aber einerseits waren immer mein Vater und mein Bruder da und andererseits konnten wir immer auf sie zählen, wenn wir sie brauchten. Sei es um unsere Französisch-Hausaufgaben zu korrigieren (per Fax) oder mit ihr über unsere Gedanken und unsere Zukunft (Ausbildung et cetera) zu sprechen. Die Gespräche und Diskussionen an den Wochenenden waren durch die Distanz im Alltag auch immer tiefgründiger als das bekannte „Und was habt ihr heute in der Schule gelernt?“, weil man schon nicht mehr weiß, worüber man miteinander sprechen sollte. Durch viele Telefonate und später Emails und Skype hatte ich nie das Gefühl, dass mir meine Mutter „fehlen“ würde.

Entgegen den Befürchtungen diverser „Over-protecting-Moms“ im Bekanntenkreis wurden weder mein Bruder noch ich drogenabhängig oder kriminell. Durch die Chance, sich um gewisse Dinge eigenständig kümmern zu müssen, wurden wir selbstständiger und lernten flexibel zu sein und uns zu arrangieren. Es war klar,

dass, wenn man am Abend oder am nächsten Tag etwas Spezielles essen wollte, man die Zutaten dafür auf eine Einkaufsliste schreiben und einkaufen gehen musste – anfangs natürlich mit dem Vater, später alleine. Das Fehlen einer Rund-um-die-Uhr-Aufsicht war vor allem in der Pubertät ein großer Vertrauensbeweis, dadurch kam es auch nie zu einer „Rebellion“ gegen die Eltern: Wenn es keine zwanghaften Familienrituale (wie ein gemeinsames tägliches Familienabendessen) gibt, kann man auch schwer dagegen rebellieren.

Diese Erziehung zur Selbstständigkeit und Eigenverantwortung förderte bei mir unterschiedliche Talente. Ich entdeckte zum Beispiel mein großes Interesse und Talent am Kochen und absolvierte mit sehr gutem Erfolg eine Art Tourismusschule mit Matura. Diese Ausbildung verhalf mir nicht nur zu spannenden Ferienjobs in der Gastronomie, sondern macht sich auch im Studium außerhalb der Heimatstadt (in Innsbruck und Paris) bezahlt. Es wurde zu einer echten Leidenschaft. Von dieser Selbstständigkeit, insbesondere in der Haushaltsführung, profitiere ich auch heute noch.

Der Erfolg meiner Mutter eröffnete mir auch ungeahnte Möglichkeiten und unterschiedlichste interkulturelle Erfahrungen, wie einen längeren USA-Aufenthalt mit Schulbesuch, als meine Mutter ein Fulbright Scholarship an der University of Arizona hatte, aber auch viele Gespräche mit ihren Kollegen aus der ganzen Welt, wenn diese bei uns zu Besuch waren. Ich konnte meine Eltern auch mehrfach zu verschiedenen Konferenzen begleiten und nahm unter anderem an einer Exkursion mit der Border Patrol an der mexikanischen Grenze zwi-

schen San Diego und Tijuana teil, was mich als Kind sehr beeindruckte.

Abschließend kann ich sagen, dass ich sehr stolz und dankbar bin, dass meine Eltern mir diese Erfahrungen zuteil werden ließen und die Herausforderungen der „double career“ mit Familie gemeistert haben.

Alexander, 26 Jahre:

Es ist schwer zu beurteilen, wie sich mein Leben entwickelt hätte, wäre meine Mutter nicht eine äußerst erfolgreiche, emanzipierte Frau. Ich wurde nicht jeden Tag von ihr von der Schule abgeholt. Sie hat mir nicht jeden Tag am Abend mein Schlaflied vorgesungen. Und sie hat mir nicht ihre „heilenden“ Hände auf meine ersten Moped-Schürfwunden gelegt. Sie hatte einen Arbeitsplatz 800 Kilometer weg von unserem Zuhause!

Mein Name ist Alexander Wastl. Ich bin ein gesunder, sportlicher, 26 Jahre junger Mann, wohne in Wien, studiere technische Physik und Biomedical Engineering, bin ehrenamtlich beim Roten Kreuz tätig, habe eine Partnerin, bin sozial integriert (nein, ich habe keine „Freunde“ am Karlsplatz*), reise gerne und erfreue mich meines Lebens.

Gleich vorweg: Ich bin stolz auf meine Mutter. Meiner Ansicht nach hat sie es gut geschafft, Familie und Karriere unter einen Hut zu bringen. Ich habe ein ausgezeichnetes Verhältnis zu ihr, und es gibt nichts, worüber ich nicht mit ihr reden könnte.

* Bekannter Konsum- und Umschlagort für Drogen in Wien

Ich glaube nicht, dass meine Jugend mit der eines Jugendlichen heute vergleichbar ist. Die Gesellschaft, die Welt hat sich zu sehr verändert. Die Entscheidung, ob ein Elternteil zu Hause bleibt oder nicht, stellt sich für viele Eltern heute nicht mehr. Aber vor 26 Jahren war es nicht selbstverständlich, dass eine Frau mit Familie eine akademische Karriere anstrebt. Meine Mutter hat sich dafür entschieden, wissenschaftlich berufstätig zu sein (und mein Vater hat sie trotzdem geheiratet). Dies hat sicherlich auch mein Bild von Frauen in der Wissenschaft geprägt und es ist für mich heute selbstverständlich, dass eine Frau Universitätsprofessorin ist.*

Aber beginnen wir mit einer Geschichte aus meiner Kindheit: Ich war so sauer auf meine Mutter: Es war in der Volksschule. Ich hatte meine Turnsachen zu Hause vergessen, genau wie einer meiner Mitschüler. Seine Mutter kam vor dem Turnunterricht noch schnell vorbei und brachte ihm die Sachen, meine Mutter war schon auf der Uni und ich konnte somit nicht am Sportunterricht teilnehmen. Klar, meine Mutter war berufstätig, die Mutter meines Schulkollegen Hausfrau. Das war aber, glaube ich, schon die einzige Situation, an die ich mich erinnern kann, in der ich mir meine Mutter als Hausfrau gewünscht habe.

Mein Bruder und ich wurden immer schon sehr weltoffen und selbstverantwortlich erzogen. Wir haben uns selbst beschäftigt, konnten schon vergleichsweise früh selbst Entscheidungen im Alltag treffen und haben

* Meine Diplomarbeit an der TU Wien wird von einer Professorin betreut.

aus den Konsequenzen gelernt. Natürlich waren wir keine „Streuner“. Unsere Haushälterin war da, wenn wir von der Schule nach Hause kamen. Aber dann sind wir schon unseren eigenen Aktivitäten nachgegangen, im Zimmer, im Garten oder am Spielplatz unserer Wohnanlage. Wir haben unsere Hausaufgaben gemacht, alleine oder mit Freunden gespielt und ich habe mich im Sommer zum Rasenmähverantwortlichen erklärt. Später war ich so gut wie jeden Tag im Ruderverein. Ob meine Mutter da zu Hause gewesen wäre oder nicht, wäre mir nicht aufgefallen. Natürlich haben wir auch viel Zeit als Familie verbracht – ob beim Essen, im Schwimmbad, in den Bergen oder im Urlaub.

Meine Eltern waren bei allen wichtigen Ereignissen meines Lebens dabei. Das bedarf natürlich einer guten Terminkoordination, aber die Firmung zum Beispiel ist ja kein kurzfristig anberaumter Termin. Und wenn ich mit meiner Mutter reden wollte, dann konnte ich sie kurz im Büro oder lange am Abend, am Wochenende oder wann es sich ergab sprechen. Diese Koordination und diese Gespräche gibt es jetzt noch immer. Heute über Skype, Mail und Telefon, aber wir finden die Zeit – das haben wir auch schon immer.

Noch eine kurze Geschichte aus meiner Jugend: Manchmal wurde ich von Nachbarn gefragt, ob es für mich denn nicht schlimm sei, wenn meine Mutter in der Schweiz arbeite und ich sie nur am Wochenende und in den Semesterferien sehe. Ich habe immer geantwortet: „Nein.“ Die Begründung ist relativ einfach: Als meine Mutter in Klagenfurt gearbeitet hat, musste sie

Meine Mutter weit weg – und wir haben mehr von ihr

manchmal am Abend länger im Büro bleiben oder auch am Wochenende zumindest zu Hause arbeiten. Tagsüber war ich ja selbst nicht da. Seitdem sie in der Schweiz ist, ist das nicht mehr so. Wenn sie zu Hause ist, dann ist sie für uns da. Und in den Semesterferien reisen wir schon immer als Familie, oder ich besuche sie in Bern. Ich habe von meiner Mutter also mehr als früher.

Um den Bogen zu schließen: Ich war und bin glücklich. Meines Erachtens ist es der Rest meiner Familie auch. Und darauf kommt es an. Sowohl mein Bruder als auch ich sind erwachsen, haben von unserer Jugend keine bleibenden Schäden (weder psychisch noch physisch), wir sind nicht vorbestraft, haben keine ungewollten Kinder und gehen einen guten Weg in die Zukunft. Wenn ich es also einmal schaffe, meine eigenen Kinder genauso gut zu erziehen wie es meine Eltern geschafft haben, dann bin ich sehr zufrieden.

Habilitation (1996) Universität Klagenfurt

Assistenz (1979–1997) Universität Klagenfurt

Professur (seit 1997) Universität Bern, Lehrstuhl für Humangeographie

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1971–1979) Lehramt Geographie und Romanistik, Universität Wien

Promotion (1984) Universität Klagenfurt

Postdoc (1984–1997) Universität Klagenfurt, Gastaufenthalte am ORL-ETH („Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung“ an der Eidgenössisch Technischen Hochschule Zürich) und an der University of Arizona

Geburt Sohn Alexander, 1984 (nach einem Jahr Mutterschaftsurlaub die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt Sohn Lukas, 1986 (nach einem Jahr Mutterschaftsurlaub die Arbeit wieder aufgenommen)

Eine Reise mit viel Glück im Koffer

Prof. Dr. Karen Helen Wiltshire

Ein guter Freund sagte einmal zu mir: „Man kann seinen Kindern nur einen Koffer mit lebensvorbereitendem Inhalt schenken, was sie mit dem Inhalt tun, ist dann aber ihre Sache.“ Wenn ich nun von meinem Berufs- und Familienweg erzähle, wird mich dieser Satz leiten.

Es war für mich als Kind immer selbstverständlich, dass ich als Frau einen Beruf haben und ausüben würde. Irland war ein armes Land in den 1970er Jahren, als ich die Entscheidungen dazu treffen musste. Die Frage: Mache ich eine Banklehre, eine Ausbildung zur Pilotin oder gehe ich auf die Universität, stellte sich ab der 5. Klasse immer wieder. Frauen um mich herum haben immer mitgearbeitet – alle taten, was sie konnten, um die Familie mitzuernähren oder auch einmal in den Urlaub fahren zu können. Mütter um uns herum haben als Lehrerinnen, Krankenschwestern, Kioskangestellte oder Bürokräfte gearbeitet; nebenbei wur-



den Zeitungen ausgetragen und Tupperware, Kosmetika oder selbst hergestellter Joghurt verkauft. Es stand in unserer Nachbarschaft nie zur Debatte, ob eine arbeitende Mutter eine schlechtere oder eine bessere Mutter ist.

Das Wort „Rabenmutter“ gibt es im englischen oder irischen Sprachschatz nicht. Einzelne „Rabenväter“ standen in unserem Bekanntenkreis eher im Rampenlicht – der eine soff das ganze Geld weg, der andere schlug seine Frau und der dritte missbrauchte seine Kinder. Es gab gute und schlechte ELTERN! Entscheidend in dieser „Gute-Eltern“-Debatte war eher, ob man mehr als vier Kinder zu ernähren hatte und ob die größeren die kleineren Kinder miterziehen mussten. Welche Rolle die katholische Kirche bei solchen Entscheidungen spielen durfte, war eine verpönte, aber bei jungen Menschen eifrig debattierte Angelegenheit. Die Frauen um uns herum waren streng gläubig, aber ließen sich in „tougher“ keltischer Art trotzdem nicht sehr viel von den Priestern sagen. Ich wurde nicht katholisch erzogen, und somit gab es bei uns zu Hause diese kirchlichen Interventionen nicht.

Meine Eltern arbeiteten viel. Mein Vater war in mehreren großen staatlichen Firmen Personalchef und trat nebenbei am Wochenende als Zauberer auf. Wir sahen ihn wenig. Meine Mutter arbeitete als gelernte Anwaltsgehilfin und später als Bibliothekarin. Wenn sie nicht arbeitete, verbrachte sie viel Zeit in unserem Garten. Der Garten war unser ganzer Stolz und in den sehr schlechten Zeiten in Irland, als auch mein Vater arbeitslos wurde, war er enorm wichtig, da er uns ernährte. Von klein auf war es meiner Schwester und mir immer klar, dass wir einen Beruf haben

würden. Sie wollte Ärztin werden (und ist es auch geworden), und ich wollte schließlich Biologin werden. Beruf und Kinder zu vereinen war das instinktive Lebensziel. Ach ja, und selbstverständlich würden wir heiraten – das war einfach das, was *alle* irgendwann machten. Aber anders als die Generation unserer Mütter würde sich meine Generation in Irland nie von altertümlichen Ideen, ja teilweise Gesetzen, piesacken lassen, wie etwa dass eine Frau nach der Heirat erst einmal ihren Beruf aufgeben muss, um sich dann, Jahre später und normalerweise aus der Not heraus, wieder einen Job zu suchen.

1979 habe ich mich, nachdem ich die Schule mit „Leaving Certificate“ (das irische Abitur) verlassen hatte, offiziell für ein Studium der Naturwissenschaften an einer kleinen irischen Universität entschieden: Maynooth College, National University of Ireland. Hauptmotive waren meine Liebe für das Fach Biologie und die Vorstellung, dass ein „lehrender“ Beruf ein erfüllender Beruf für mich sein könnte (ich hatte das Glück, viele sehr motivierte Naturwissenschaftslehrerinnen in der Schule gehabt zu haben).

Dies bedeutete, dass ich von meinem Elternhaus in Dublin mit 17 in eine kleine ländliche Stadt, die fast nur aus Universität und Studenten bestand, wegziehen musste. Ich zog mit zwei anderen jungen Frauen des gleichen Jahrs und Studienganges in eine Wohngemeinschaft, wo wir unter der „Aufsicht“ einer älteren Studentin während der Woche wohnten. Dieser Wegzug von Zuhause war, wie man auf Englisch sagt, „very scary“ (auf Deutsch vielleicht „sehr gewöhnungsbedürftig“). Nach außen hin habe ich immer versucht, mich mutig den Gegebenheiten zu stellen, aber im Inneren war

Mein Lebenskoffer
wird gepackt

Lernen fürs
Leben

mir doch so ziemlich alles fremd. Anders als 90 Prozent der Studentinnen und Studenten um mich herum, war ich auf einer gemischten internationalen Schule gewesen, das heißt ich fand Jungs zum Beispiel ziemlich „normal“ und hatte auch viele Jungs als Freunde. Ich hatte damals schon seit eineinhalb Jahren einen Freund, während die Mädchen um mich herum alle auf katholische Mädchenschulen gegangen waren und sich nun sehr auf ihre neuen Beziehungen konzentrierten.

In den ersten Monaten an der Universität lernte ich auch schnell, dass ich als Protestantin an einer katholischen Universität die absolute Ausnahme war. Ich wurde entweder unübersehbar „toleriert“ oder zum Projekt der Bekehrung für so manche religiöse Studienkollegin. Und ich wurde immer wieder von den dort studierenden Nonnen und Priestern darauf angesprochen. Einmal war ich mit einer Freundin sonntags mit zur katholischen Messe gegangen, als plötzlich eine andere Studienkollegin, die neben mir saß, sagte: „Ich muss mich wohl umsetzen, deine Gegenwart besudelt für uns alle die Messe.“ Solche Worte härteten mich innerlich ab. Ich hatte für mich selbst beschlossen, nie über Religion zu diskutieren und mich nicht an den damaligen, doch sehr erhitzten und nationalistischen Debatten über England und Irland zu beteiligen. In Irland waren diese Themen Anfang der 1980er Jahre immer sehr heikel.

Es gab auch leichtere Beiträge zur inneren Lernkurve: Zum Beispiel musste ich lernen, ein Bad mit Bergen von Kosmetika und nassen Handtüchern zu teilen. Das erste Mal in meinem Leben wurde um mich herum ständig über Fett im Essen und Kalorien gesprochen. Ich genoss die

Mädchenabende mit Frauenzeitschriften und endlos vielen Tassen schwarzem Tee mit Milch, ich genoss das gemeinsame Kochen und Lernen. Mit siebzehn von zu Hause weg auf die Universität bedeutete schnell erwachsen zu werden.

Parallel zum sozialen Lernen kämpften wir uns durch Unmengen Lernstoff (Physik, Mathematik, Chemie und Biologie), wobei an der Universität enge Zeitpläne und straffe Bewertungssysteme herrschten – es war tatsächlich genau so, wie es deutsche Bachelor-Studierende heute erleben müssen. Wir hatten ebenfalls zwei Semester pro Jahr, und der Druck nahm zum Sommer hin immer zu, da dann die schriftlichen Prüfungen für alle Jahrgänge in ganz Irland gleichzeitig abgehalten wurden. Bei den Prüfungen fielen im ersten Durchgang über 70 Prozent durch, von denen etwa die Hälfte die Prüfungen später wiederholten. Damals war mein „Horror“-Fach die Chemie (heute ist es einer meiner Stärken). Die Prüfungsfragen fand ich immer sehr kryptisch formuliert und nachdem ich einen meiner weniger unnahbaren Chemie-Professoren dazu befragt hatte, warum das immer so sein musste, ging er mit mir Kaffee trinken. Er klärte mir, dass seiner Meinung nach Frauen in der Chemie genau solange weniger gute Noten bekämen, wie keine Frauen in den Prüfungsausschüssen saßen und es keine Chemie-Professorinnen gäbe. Frauen kämen nicht richtig zum Zuge, weil es eine Männer-Domäne sei. Tatsächlich habe ich in den Naturwissenschaften in meiner gesamten Studienlaufbahn nur eine Professorin gehabt – eine brillante Frau, die am Maynooth College optische Physik lehrte.

Im zweiten Jahr an der Uni entdeckte ich die Forscherin in mir. Ich hatte ein kleines Projekt zur Regeneration von

Der Wissenskoffer
wird gepackt

Der Weg zur
Forscherin

Planarien angefangen. An den Abenden nach den normalen Praktika hatte ich noch Zugang zu den Labors, um meine Versuche zu machen. Im Fachbereich Biologie hatte ich fantastische Dozentinnen, die ich mir zum Vorbild nahm, und der Leiter des Fachbereichs wurde mein Mentor. Meine noch unausgegorenen Forschungsinteressen wurden geduldig durchdiskutiert und sogar mit Laborutensilien und Chemikalien unterstützt. Ich durfte mit den Postdocs arbeiten, habe an den vielen Diskussionen während der Kaffeepausen mithören dürfen und alle Dozenten und Angestellten des Fachbereichs waren freundlich zu mir und unterstützten mich. Als ich dank dieser Unterstützung zweimal auf Universitäts- und einmal auf Landesebene einen Wissenschaftspreis für junge Forscher gewann und zur Europa-Tagung der Jungwissenschaftler nach London fahren durfte, war ich endgültig zur Forscherin geworden.

Diese Erfahrungen am Fachbereich Biologie waren ein großes Geschenk und sie haben mich sehr geprägt; sie erlaubten mir, an meine Ideen zu glauben. In meinem jetzigen Beruf denke ich häufig an diese Unterstützung zurück, wenn wir in der Abteilung hochmotivierte Student(inn)en haben. Urplötzlich habe ich dann immer das Bedürfnis, die Nachwuchsförderung zu unterstützen, was sicherlich von meinen eigenen positiven Erfahrungen herührt.

Als ich mit meinem Bachelor fertig war, half ich zunächst an meiner alten Schule beim Biologie-Unterricht mit, um zu überprüfen, ob ich nicht doch den Lehrerberuf weiterverfolgen sollte. Während einer Schulexkursion ans Meer wurden auf dem Rückweg dann alle Jungs der von

mir unterrichteten Klasse wegen schlechten Benehmens vom Busfahrer rausgeschmissen. Da habe ich erkannt, dass es mir auf Dauer den letzten Nerv rauben würde, Lehrer an einer Schule zu sein. Daher habe ich mich auf einen Master-Studiengang für Umweltwissenschaften am Trinity College in Dublin beworben. Glücklicherweise bekam ich einen der heißbegehrten Studienplätze.

Dieser Studiengang war sehr praktisch ausgerichtet, und wir mussten jede Woche einen Essay zu Themen schreiben, die wir recherchieren sollten. Schnell musste ich erkennen, dass mein Schulenglisch mit seinem großen blumigen Wortschatz in wissenschaftlichen Schriftstücken nichts zu suchen hatte, wenn meine Noten sehr gut bleiben sollten. Das hatte mir bereits mein Chemie-Professor in Maynooth zu erklären versucht. Damals musste ich mich tatsächlich noch sehr anstrengen, meinen Stil entsprechend zu ändern, und ich glaube, richtig geschafft habe ich es erst, als ich an dem sehr professionellen und zielorientierten Max-Planck-Institut für Limnologie in Plön gearbeitet habe. Am Trinity College habe ich auch an meinen chemischen Kenntnissen gefeilt, da ich merkte, dass das Fach Ökologie, das mir sehr lag, gute interdisziplinäre Kenntnisse verlangte. In dieser Zeit habe ich in den Semesterferien zweimal als Werkstudentin bei der Bayer AG in Leverkusen (im Bereich Abwasser – Luft – Umwelt) gearbeitet und eine Masterarbeit basierend auf bodenchemischen Untersuchungen fertiggestellt. Nach Abschluss des Studiums, 1987, verließ ich Irland, wo gerade eine Arbeitslosigkeit von 18 bis 20 Prozent herrschte und ging nach Deutschland.

Über die deutschen Kontakte meines Master-Studiengangs bekam ich eine Gastforscherstelle am GKSS-For-

Ein neuer Koffer
„made in
Germany“
wird gepackt

schungszentrum in Geesthacht im Institut für Chemie. Ich habe dort gelernt, dass Großforschungszentren in Deutschland Institute sind, wo man wissenschaftlich seiner Fantasie freien Lauf lassen darf; Innovation ist gewollt und mit guten Ideen wird man auch gefördert. Nach einem Jahr, als ich praktische Gewässerkunde und nun auch tatsächlich Chemie gelernt hatte, wurde mir eine Promotionsstelle angeboten. Aber ich wollte eigentlich in den englischsprachigen Raum zurück und hatte sogar für Edinburgh (Schottland) Stipendiumsgelder bekommen, doch plötzlich durfte ich die Mittel als Nicht-Britin nicht annehmen. Die englischen Behörden schlugen mir vor, meinen irischen Pass abzugeben ...

Glücklicherweise verlangten die deutschen Behörden nicht von mir, meine Staatsbürgerschaft aufzugeben, das wäre für eine Irin so gut wie unmöglich. Allerdings erkannte die Universität Hamburg meinen Master-Abschluss nicht an, und ich musste eine mündliche Prüfung in Limnologie und Hydrobiologie ablegen. Das war eine große Herausforderung für mich, die damit begann, dass ich mit einem geliehenem Auto durch Hamburg fahren musste (die Fahrkultur ist in Hamburg anders als in Irland: ruppig, ungeduldig, schnell ...), um danach auf Deutsch eine so wichtige wissenschaftliche Prüfung abzulegen. Danach begann eine ruhige Zeit in meinem Leben: Ich arbeitete drei Jahre lang an meiner Promotion, genoss eine exzellente Betreuung und wurde nebenbei mit den deutschen sozialen Gepflogenheiten vertraut gemacht. Ich schloss viele neue Freundschaften und war allmählich nicht mehr so sehr davon abhängig, irischen schwarzen Tee und Cream Crackers in

„Care“-Paketen zugeschickt zu bekommen. Mein Freund war damals ein Forscher, der in der Kalahari-Wüste arbeitete, und ich konnte mich immer auf unsere Wiedersehen freuen, ohne zu sehr gebunden zu sein. Beziehungen habe ich in dieser Zeit eigentlich grundsätzlich für wenig relevant angesehen, meine Doktorarbeit beschäftigte mich voll und ganz.

Bei meiner ersten großen Tagung, der Jahrestagung der International Society of Limnology (SIL), in München habe ich dann den Niederländer Maarten kennengelernt – ein Mann, mit dem man gut wissenschaftlich diskutieren konnte, und gleichzeitig eine Frohnatur. Wir blieben in Kontakt und fingen mit der Zeit eine Fernbeziehung an.

Ich promovierte an einem heißen Sommertag in Hamburg und danach wollte ich zu Maarten ziehen. Die biologische Uhr begann wohl zu ticken, und insgeheim wollte ich plötzlich Kinder. Maarten war aber erst eineinhalb Jahre später mit seiner Doktorarbeit fertig, und seine biologische Uhr schien nicht zu existieren. (Allerdings sagt mir Maarten gerade, dass er ebenfalls schon damals Kinder haben wollte ...).

Noch ein Koffer,
„made in the
Netherlands“,
wird gepackt

Ich schrieb mehrere Institute in den Niederlanden an. Nach einem halben Jahr gab ich die Hoffnung auf und ließ mich von meiner GKSS-Postdoc-Stelle beurlauben, um nach Schottland an die St Andrews University zu gehen. Einen Monat, nachdem ich die Stelle dort angetreten hatte, wurde mir eine Stelle in den Niederlanden angeboten – und Maarten bekam eine Stelle am Max-Planck-Institut für Limnologie in Plön. Die Ironie des Schicksals. Von da an waren wir uns einig, dass wir die nächsten Stellen am glei-

chen Ort haben mussten. Es folgten zwei Jahre Fernbeziehung, die aber auch sehr glücklich verliefen. Plön und Schottland waren schöne Orte, um sich gegenseitig zu besuchen. Maarten fand keine Arbeitsmöglichkeit in Schottland, aber ich konnte aufgrund meiner Beurlaubung von der GKSS jederzeit nach Deutschland zurück.

Als Maarten Aussicht auf eine 5-Jahres-Nachwuchsstelle im Max-Planck-Institut in Plön hatte, bewarben wir uns beide dort. Der weitsichtige Direktor fand auch meine Forschungsansätze sehr institutsrelevant und die „Dual Career Couple“-Idee bezeichnete er als „modern“. Wir wurden beide zu 50 Prozent auf Institutsstellen eingestellt und finanzierten den jeweiligen Rest aus unseren eingeworbenen Drittmitteln. Der Institutsdirektor unterstützte uns gleichberechtigt und war ein ambitionierter Chef, von dem ich sehr viel gelernt habe. Insbesondere lernte ich, wie man mit sich selber wissenschaftlich kritisch umgehen sollte und wie mit der wissenschaftlichen Konkurrenz. Auch wie wichtig das Schreiben von Publikationen und Anträgen war, wurde mir an diesem Institut schlagartig klar. Mein ehemaliger Professor in Hamburg war in der Zeit ebenfalls sehr wichtig für mich. Er hat ermunterte mich zu habilitieren, denn er meinte, ich hätte genug veröffentlicht, und er hat meine Habilitation unterstützt.

Als „Dual Career Couple“ haben Maarten und ich von Anfang an sehr darauf geachtet, dass wir getrennte Arbeitsräume hatten und wissenschaftlich autark waren und sind. So mancher Kollege versuchte, unsere persönliche Beziehung im Institutsalltag zu diskreditieren, um seine eigene Position zu verbessern, es gelang aber keinem, uns zu

Die Doppelkarriere: Chance und Risiko

belangen, weil nichts zu belangen war und ist. Wir achten auch heute immer noch sehr darauf, getrennte wissenschaftliche Projekte zu haben. Das ist überlebenswichtig, wenn man in der Wissenschaft als Paar Karriere machen will, da die derzeitige wissenschaftliche Gemeinschaft im normalen Konkurrenzkampf unter Wissenschaftlern nur zu gerne auf die Möglichkeit von Vetterwirtschaft verweist, insbesondere wenn Konkurrenten ihre Eigeninteressen durch liierte Menschen gefährdet sehen.

Nur die wirklich weltoffenen Institute in Deutschland schaffen es, ihren Angehörigen und Mitarbeitern diesen Ansatz der Karriere zu zweit nahezubringen und zu fördern. In dieser Beziehung steckt Deutschland – im Vergleich zu den USA zum Beispiel – noch hinter dem Mond, und es erstaunt mich immer wieder, wie wenig sich sogar meine Wissenschaftlergeneration damit anfreunden kann.

Maarten und ich haben in Plön geheiratet und ich wurde glücklicherweise sofort schwanger. Ich beeilte mich mit meiner Habilitation, da ich vor der Geburt unseres Kindes fertig werden wollte. Ich wurde im Zuge der Schwangerschaft immer ruhiger und brauchte proportional zu meiner expandierenden Größe immer länger für jeden Satz. Ich musste mich unheimlich disziplinieren, um weiterzumachen. Maarten unterstützte mich und ermutigte mich, es war für ihn genau so wichtig, dass ich fertig wurde, das sagte er damals sowie auch heute. Zehn Tage vor dem Geburtstermin reichte ich die Habilitationsarbeit ein. Acht Wochen nach der Ankunft unseres Sohnes verteidigte ich die Arbeit und war kein bisschen nervös, eine ganz neue Erfahrung für mich.

Ein Kofferchen, das viele relativiert

Sicherlich hing dies mit dem einmaligen Erlebnis zusammen, kurz vorher ein Kind bekommen zu haben, dann relativiert sich so manches. Ohne einen unterstützenden Mann, meine Mutter und ein ungewöhnlich geduldiges Kind hätte ich das alles bestimmt nicht geschafft. Auch mein Professor in Hamburg war die Unterstützung pur, und mein Max-Planck-Chef half mir mit seiner unerschütterlichen Ruhe, mögliche Pannen zu vermeiden. Diese Habilitation war die erste und bisher einzige Habilitation einer Frau am Max-Planck-Institut in Plön. Und unser Kind war das erste Kind von Wissenschaftlern am Institut seit zehn Jahren!

Die Habilitation erwies sich unverhofft als der Start zu meiner eigentlichen Karriere. Gut, dass ich einen Professor in Hamburg hatte, der an mich geglaubt hatte! Alleine wäre ich wohl nicht auf die Idee gekommen, eine Habilitationsschrift einzureichen

Nun waren Maarten und ich glücklich arbeitende, aber völlig übermüdete Eltern. Wir gaben uns häufig nur die Türklinke in die Hand. Wir konnten dank der Großzügigkeit unseres Chefs und Arbeitsgebers in Plön beide sofort weiterarbeiten – auch weil er uns für die ersten Monate einen Heimarbeitsrechner zur Verfügung stellte. Ich war in dieser Zeit sehr produktiv!

Im Jahr 2002 zogen wir zum Alfred-Wegener-Institut (AWI) um, zunächst auf die Insel Helgoland mit einer vollen Dauerstelle für mich und einer vollen verhandelten Stelle für Maarten, der so gut war, dass das AWI ihn sofort miteinstellte. Das AWI war ein ausgesprochen ein familienfreundliches Unternehmen, unsere Chefs interessierten sich ehrlich für uns und unsere Familie. Es stand uns immer

Kinderbetreuung zur Verfügung, wenn wir beide über den Hauptstandort in Bremerhaven auf Dienstreise mussten. Diese Unterstützung war auch dringend notwendig, denn Verwandtschaftshilfe hatten wir nicht und der Kindergarten auf Helgoland war voll. Trotzdem lebten wir in einem Zeitspagat, der uns wahnsinnig viel Organisation abverlangte. Aber ich wurde immer besser im Zeitmanagement und mein Output steigerte sich.

**Ein Umzug mit
3 ½ Koffern**

Bei unserem zweiten Kind gestaltete sich die Organisation ähnlich herausfordernd. Auf Helgoland war Kinderbetreuung nicht einfach zu bekommen, und der allgemeine Tenor war, Frauen sollten doch eher nicht berufstätig sein. Zum Teil wurde diese Auffassung auch sehr provozierend an uns herangetragen. Beim zweiten Kind konnte ich allerdings mit der gesellschaftlichen Problematik, eine berufstätige Mutter in einer Leitungsfunktion zu sein, besser umgehen. Es interessierte mich nur wenig, was andere dazu meinten. Unsere Kinder sind glücklich und ausgeglichen und ihre schulischen Leistungen sind gut. Wir haben ein Netzwerk von lieben Menschen um uns herum, die sich für unsere Kinder sehr interessieren. Wir haben einen Ersatz-Opa, eine Ersatz-Oma und meine beste Freundin, die uns auffangen, wenn wir einmal über Nacht nicht zu Hause sind, oder wenn die Schule plötzlich ausfällt. Ohne diese wunderbaren Freunde wäre es für uns zeitweise allerdings sehr schwierig. Wir haben mit anderen Eltern zusammen nach vielen Mühen einen Verein zur Nachmittagsbetreuung der Helgoländer Kinder gegründet, der auch von unserem Helgoländer Institut unterstützt wird. Nun werden 14 Kinder, unsere bei-



den inklusive, nachmittags sinnvoll mit Experimenten, Kunst und Sport beschäftigt.

Unsere Kinder sagen, dass sie stolz auf ihre Eltern sind und dass sie keine Mutter haben wollen, die unglücklich zu Hause herumhockt. Sie finden unsere Arbeit spannend, und wenn wir sie fragen, was sie daran gut finden, sagen sie solche Dinge wie: „dass wir auf Helgoland wohnen können“ oder „dass wir in Urlaub fahren können“ oder „dass ihr uns bei den Hausaufgaben helfen könnt“ oder „dass wir eine glückliche Familie sein können“. Sie wissen auch, dass wir sehr flexible Arbeitszeiten haben, dass wir beispielsweise häufig Tagesreisen zum Festland machen müssen oder jeder einmal im Jahr auf Expedition geht.

Besonders begeistert waren unsere Kinder, als ich in der Antarktis war und sie mich bei der Eröffnung der Neu-

mayer-Station im Fernsehen sahen. Sie finden das AWI-Forschungsschiff „Polarstern“ toll und sind stolz, dass sie schon einmal an Bord waren. Sie haben einen „Fischfreund“ im Institutsaquarium, den großen einsamen Stör, den sie regelmäßig besuchen. Sie wissen, was eine Sepia ist, und dass es intelligente Tiere sind, sie haben das Schmatzen von Seeperfdchen im Ohr und wissen, was es bedeutet, wenn sich die Nordsee weiter erwärmt. Das Aquarium ist für sie eine Erweiterung des Erlebnisraums Helgoland. Für Kinder bis zum Teenageralter ist Helgoland einer der wenigen Orte in Deutschland, wo sie relativ sorglos groß werden können. Unser Jüngster freut sich, wenn er morgens vor der Schule bei seinem besten Freund frühstücken darf und die Brötchen dafür alleine holen kann, weil wir Eltern manchmal sehr früh nach Bremerhaven müssen. All dies geht nur, weil Mutter und Vater einen tollen Job an einem tollen Institut haben!

**Meine Mama
kommt im
Fernsehen!**

Das erste Mal wurde ich in meinem Beruf überrascht, als man mir sagte, dass ich genug Veröffentlichungen zum Habilitieren hätte, und ich es dann auch tat. Das zweite Mal wurde ich in meinem Beruf völlig überrascht, als ich eine C4-Professur an der Universität Bremen bekam und das Alfred-Wegener-Institut mir im Gegenzug die Direktion der Inselstationen Helgoland und Sylt anbot sowie eine Position als Vizedirektorin des gesamten AWIs. Das bedeutete, dass ich für die Küstenforschung (160 Personen) und in Vertretung für die Forschung von 900 Menschen in der Polar- und Meeresforschung an einem sehr renommierten Institut zuständig sein würde. Ich war 45 Jahre alt und sagte leicht geschockt zu unserem Direktor: „Meinen Sie

wirklich, dass ich das kann?“ Darauf antwortete er: „Wir sind uns da sicher und außerdem haben Sie auch Kollegen im Direktorium.“ (Es waren bereits zwei Direktoren und ein Vize-Direktor im Direktorium) – „Wir helfen Ihnen“. Ich hatte nur eine einzige Verhandlungsbedingung: dass die Befristung der Stelle meines Mannes aufgehoben werden sollte, was nach einigen Klimmzügen auch geschah.

Ich wurde damit die erste Vize-Direktorin der gesamten Helmholtz-Gemeinschaft. Nie werde ich vergessen, wie ich als einzige Frau unter allen Helmholtz-Chefs bei der Begrü-

Direktorium aus
drei Frauen und
einem Mann

ßung zur Neujahrsfeier zwischen schwarzen Anzügen stand! Manchmal kann ich mein Glück kaum glauben: Ich habe Familie und ich habe einen Job, von dem ich niemals zu träumen gewagt hätte; er ist interessant, erfüllend und fordernd. Ich helfe jeden Tag, viele „Lebenskofferinhalte“ von forschenden Frauen und Männern zu gestalten. Ich empfinde das als große Verantwortung und auch als Ehre. Inzwischen sind wir im AWI-Direktorium drei Frauen und ein Mann ... eine einmalige Situation, die für uns vier aber „normal“ ist. Für viele andere ist sie aber immer noch eigenartig und gibt immer wieder Anlass zu Diskussionen. Ich hoffe, dass solche Zusammensetzungen irgendwann für uns alle „normal“ sein können und alle mehr Mut zu solchen neuen Strukturen bekommen. Hoffentlich wird es so irgendwann mehr Kinder von Frauen und Männern in der Wissenschaft geben ... mit vielen interessanten Lebenskoffern und deren Inhalten.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1979–1986) Bachelor of Science am Maynooth College, Master of Science am Trinity College Dublin

Promotion (1988–1992) GKSS-Forschungszentrum Geesthacht, Universität Hamburg

Postdoc (1992–1996) St Andrews University in Schottland und Max-Planck-Institut für Limnologie in Plön

Habilitation (2001) Universität Hamburg

Geburt erster Sohn, 2000 (nach dem Mutterschutz die Arbeit wieder aufgenommen)

Geburt zweiter Sohn, 2002 (nach dem Mutterschutz die Arbeit wieder aufgenommen)

Professur (seit 2005) Jacobs University Bremen, Professor of Marine Geosciences

(seit 2006) Vize-Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts (Bremerhaven) und Leiterin der Biologischen Anstalt Helgoland und der Wattenmeerstation Sylt

Mama, warum arbeitet ihr nicht bei VW?

Prof. Dr. Ute Wittstock

Sowohl mein Werdegang als auch unsere familiäre Situation ist relativ ungewöhnlich. Als ich im Mai 2005 den Ruf nach Braunschweig erhielt (ohne habilitiert zu sein), war mein Mann Einar (Biologe), der sechs Jahre jünger ist als ich, noch mit der praktischen Arbeit an seiner Dissertation beschäftigt. Unser Sohn Thorben, war acht Monate alt – woran sich, nebenbei gesagt, die Dauer des Berufungsverfahrens ablesen lässt: Als ich meine Bewerbung abschickte, war er noch nicht unterwegs. Vor der Herausforderung, das Familienleben und die Tätigkeit als Professorin unter einen Hut zu bekommen, hatte ich großen Respekt, empfand aber auch von Anfang an, dass mir von vielen Seiten Unterstützung zuteil wurde. Einar war dabei immer der Erste, der meine ab und an aufkommenden Zweifel ob der Tragbarkeit dieses Vorhabens zerstreute. Auch für ihn war es nicht leicht, sich in der „heißen Phase“ der Promotion und beim Antritt seiner neuen Stelle in einem Maß in das Familienleben einzubringen, das es mir ermöglichte, den Karrieres-



prung mit vielen neuen Aufgaben in Forschung und Lehre zu meistern. Gesellschaftlich wahrgenommen und gewürdigt wird so ein Einsatz des Vaters leider weniger als der der Mutter.

Eng verbunden mit dem Dasein als Familie ist für uns auch das Leben als „Doppelkarrierepaar“. Glücklicherweise über die Möglichkeiten, die meine Berufung bot, war uns gleich-

Doppelkarrierepaar – unterstützt durch die Uni

zeitig klar, dass Einars Perspektiven durch die aus Familiengründen begrenzte Mobilität recht eingeschränkt waren. Das Präsidium der Technischen Universität Braunschweig vermittelte uns

aber von Anfang an das Gefühl, dass dieses Problem erkannt und akzeptiert wird und die Universität um Unterstützung bemüht ist. Das schlug sich zunächst darin nieder, dass ich Einar befristet auf einer gerade frei werdenden Stelle am Institut beschäftigen durfte. Im Sommer 2009 gelang es uns, mit finanzieller Unterstützung durch die Universität den Vertrag mit reduzierter offizieller Arbeitszeit zu entfristen. Auf so eine enge Zusammenarbeit hatten es Einar und ich eigentlich dauerhaft nicht abgesehen, wir sind aber mit dieser Lösung sehr zufrieden. Bietet sie neben einigen Nachteilen doch auch wesentliche Vorteile, gerade was die Flexibilität und die Organisation des Familienlebens angeht, zu dem wir nach wie vor beide gleichermaßen beitragen. Günstig auf unser Zeitbudget wirkt sich aus, dass wir unihah wohnen und alle Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad in wenigen Minuten erledigen können.

Nach Thorbens Geburt blieb ich sieben Monate zu Hause. Ich wollte ihn gerne stillen, was aber schwieriger war als gedacht und tagesfüllend (!). Ich genoss die Zeit, stand aber natürlich auch weiter in Kontakt mit meiner



kleinen Arbeitsgruppe. Anschließend arbeitete ich noch ein gutes halbes Jahr offiziell halbtags. Auch Einar reduzierte seine offizielle Arbeitszeit auf 80 Prozent, so dass jeder von uns einen Tag pro Woche zu Hause sein konnte und Thorben an drei halben Tagen von einer Kinderfrau betreut wurde. Im Herbst 2005 begann ich, in Braunschweig eine Vorlesung zu halten, so dass ich zwei Tage pro Woche unterwegs war. Ab dieser Zeit etwa betreute unsere Kinderfrau Thorben täglich ganztags zusammen mit anderen Kindern als Tagesmutter. Die Kinderfrau und spätere Tagesmutter hatten wir rein zufällig und relativ kurzfristig gefunden.

Mitten im Jahr Wunsch nach einem Kita-Platz

Da zeigte sich zum ersten Mal, was wir später immer wieder festgestellt haben: Irgendwie regelt sich die Kinderbetreuung. Vor unserem Umzug nach Braunschweig war ich der Verzweiflung nahe, da es hier ganz aussichtslos erschien, einen Platz zur ganztägigen Betreuung eines einjährigen Kindes zu bekommen, und das auch noch mitten im Kita-Jahr. Doch fand ich per Internet eine Tagesmutter, die sogar in unserer Nachbarschaft wohnte und bei der sich

Thorben von Anfang an sehr wohl fühlte. Seit 2007 geht er nun in einen Kindergarten, der eine Betreuungszeit von maximal 8,5 Stunden (bis maximal 16:30 Uhr) anbietet; längere oder flexiblere Betreuungszeiten gibt es in Braunschweig kaum.

Im Kollegenkreis in Jena und Braunschweig erfuhren wir stets Verständnis und Unterstützung in Bezug auf unser Dasein als Familie, auch als unser zweiter Sohn Malte sich ankündigte. Der Geburtstermin lag so, dass Lehraufträge für meine Vorlesungen für ein ganzes Semester vergeben werden konnten. Ich blieb sechs Monate zu Hause, hielt aber natürlich die Verbindung zu meiner Arbeitsgruppe aufrecht und nahm auch Prüfungen ab. Arbeitsgruppenbesprechungen fanden in Maltes Begleitung statt, für die Staatsexamensprüfungen wurden Stillpausen eingeplant (mittlerweile haben wir auch zwei Tagungsbesuche mit der gesamten Familie, inklusive Babysitter, hinter uns). Für Malte im Alter von sechs Monaten eine Betreuung zu finden, war ein schwieriges Unterfangen, noch dazu, da wir sie täglich ganztags benötigten. Erst im letzten Moment fanden wir eine Kinderfrau, die Malte bei uns oder bei sich zu Hause betreut und auch Thorben nachmittags vom Kindergarten abholt und mitbetreut, wenn der Kindergarten Betriebsferien hat.

Ein Glücksfall ist für uns, dass wir für unsere Kinderfrau als Arbeitgeber im Rahmen der Beschäftigungsförderung zwei Jahre lang einen Zuschuss vom Arbeitsamt erhalten. Diese Lösung ist optimal, trotzdem muss im Regelfall einer von uns um 16:00 Uhr zu Hause sein. Wir wechseln uns damit ab, so dass jeder auch zwei bis drei längere Nachmittage pro Woche für die Arbeit zur Verfügung hat. Klar ist

aber, dass jede Minute am Arbeitsplatz wertvoll ist und sehr intensiv genutzt werden muss. Treffpunkt für die gesamte Familie sind morgens und abends die Mahlzeiten, die Wochenenden sind weitestgehend für die Familie reserviert. Wir hoffen, dass sich die Kinderbetreuung (hoffentlich unter Einbeziehung von Ganztags- oder Hortangeboten!) in ähnlicher Weise fortführen lässt, wenn Thorben in die Schule und Malte in den Kindergarten kommt.

Gemeinsame Mahlzeiten morgens und abends

Unser Alltag ist also momentan gut organisiert und lässt sich dank der weitgehend flexiblen Arbeitszeiten und – das sei auch gesagt – dank unseres Einkommens (Beschäftigung der Kinderfrau) gut mit der Arbeit an der Universität vereinbaren. Ohne die Unterstützung durch meine Eltern, die die Anreise aus Schwerin auf Abruf nicht scheuten und



manchmal wochenlang auf engem Raum mit uns wohnen, um Thorben und später beide Kinder zu betreuen, hätten wir aber zeitweilig große Probleme gehabt: Thorbens Tagesmutter fiel zum Beispiel einmal zwei Monate wegen einer Erkrankung aus. Wir investieren viel Zeit und Energie in unser „nebenberufliches“ Familienleben. Das hat – ohne Frage – auch seinen Preis. Meine Hobbys (Musik, Chor, Zeichnen) sind in den letzten fünf Jahren gänzlich auf der Strecke geblieben. Oft genug habe ich auch das Gefühl, entweder die Arbeit oder die Familie zu vernachlässigen oder nichts von beidem richtig zu schaffen, obwohl ich mich beiden Aufgaben sehr gerne widme. Einar geht es ähnlich und anderen Wissenschaftlern offenbar auch. Die Strukturbiologin Michal Sharon vom Weizmann Institute of Science (Israel), Mutter von drei Kindern, meint dazu: „The most important thing is to maintain a sense of perspective. Generally, we should be more patient and ... forgive ourselves and accept that there will be times when the focus is on work and times where the balance swings toward family.“ (Das Wichtigste ist, ein Gefühl für die Perspektive zu entwickeln. Wir sollten allgemein mehr Geduld haben und ... Nachsicht mit uns üben und akzeptieren, dass es Zeiten gibt, wo wir uns ganz auf die Arbeit konzentrieren, und Zeiten, in denen das Gleichgewicht aufseiten der Familie liegt.) (zitiert nach *Science Career Magazine* vom 5. Februar 2010).

Einar und ich haben uns in Jena kennengelernt. Für uns war schnell klar, dass wir eine Familie gründen wollen. Der Zeitpunkt wurde vor allem durch das Gefühl bestimmt, dass unsere Beziehung bereit dafür war. Äußere Faktoren spielten nur eine untergeordnete Rolle. Vielleicht entwi-

ckelte sich diese Sichtweise auch erst dadurch, dass „unsere“ ersten beiden Schwangerschaften mit frühen Fehlgeburten endeten und wir akzeptieren mussten, dass es Dinge gibt, die sich unserer Kontrolle entziehen. Die beiden folgenden Schwangerschaften verliefen aber glücklicherweise problemlos und schränkten mich auch arbeitsmäßig nicht ein. Dass Thorben mitten in das Berufungsverfahren hinein geboren wurde, hat sich einfach so ergeben. Mit dem zweiten Kind warteten wir aber bewusst, bis sich meine Arbeitsgruppe gut eingespielt hatte und ich alle Vorlesungen wenigstens einmal gehalten hatte. Wann immer wir die beiden Jungen zusammen sehen, sind wir froh darüber, es gewagt zu haben, und umso dankbarer dafür, dass es für uns außer der Wissenschaft auch noch die Familie gibt. Wie die Kinder es finden, Wissenschaftler als Eltern zu haben, lässt sich jetzt noch nicht sagen. Trotzdem soll Thorben (5) hier abschließend zu Wort kommen:

Wann, wenn nicht jetzt: die Beziehung ist wichtig

Mama, ich habe nie so viel Urlaub wie die anderen Kinder im Kindergarten. Theresa hat viel öfter Urlaub. Das ist, weil ihr Papa bei VW arbeitet. Deshalb hat er immer Urlaub. Mama, warum arbeitet ihr nicht bei VW?

Ehemann Einar:

Die Tätigkeit als Hochschullehrerin und Wissenschaftler(in) fordert den vollen Einsatz und – besonders in der Anfangsphase – viel Zeit und Energie. Dies mit der Verantwortung für die Familie in Einklang zu bringen, ist schon eine Herausforderung. Utes Berufung hat meine Möglichkeiten zunächst eingeschränkt. Das zu akzeptie-

ren war nicht leicht. Mittlerweile haben wir aber nicht nur eine berufliche Perspektive für mich gefunden, sondern auch eine gute Routine entwickelt, was die Betreuung der Kinder angeht, so dass sich die Situation etwas entspannt hat und ich unsere Tätigkeit an der Universität sehr positiv sehe. Auch als Familie profitieren wir sehr von der lebendigen und stimulierenden Universitätsatmosphäre. Durch unser gutes und langfristig gesichertes Einkommen kann ich die Vorteile einer etwas reduzierten Arbeitszeit nutzen, bin zeitlich flexibel und kann mehr Zeit mit den Kindern verbringen.

Fragen an die Autorin

1. **Welches sind die fünf wesentlichen Punkte, die Ihnen die Realisierung des Spagats „Familie/Kinder und Hochschulkarriere“ ermöglicht haben?**
 - Unterstützung und Ermunterung durch Ehemann (im Alltag) und Eltern (besonders in Notfällen)
 - ganztägige Kinderbetreuung unter Bedingungen und mit Konzepten, die uns gefallen, so dass wir überzeugt sind, dass die Kinder gut aufgehoben sind, während wir arbeiten
 - flexible bzw. freie Arbeitszeiten
 - Unterstützung vonseiten der Universität (Problembewusstsein, Einsatz für Familienfreundlichkeit, Doppelkarriere-Unterstützung)
 - Möglichkeit der Teilzeitarbeit für einen begrenzten Zeitraum
2. **Hatten Sie selbst Vorbilder bzw. wie war die Berufs-/Familien-situation in Ihrem Elternhaus?**
 - Im Elternhaus nicht: Beide Eltern sind Ärzte, meine Mutter blieb aber mit uns drei Kindern etwa 15 Jahre lang zu Hause; diese Entscheidung war für die Verhältnisse in der DDR, in der ich aufgewachsen bin, sehr ungewöhnlich.

- Vorbilder gab es eher im Kollegenkreis: In Greifswald war es durch die DDR-Tradition normal, dass Wissenschaftlerinnen an der Universität Kinder hatten, im Labor in Dänemark hatten viele Doktorand(inn)en bereits Kinder, das Max-Planck-Institut in Jena war auch ziemlich kinderreich.
- Die Familie meines Bruders wagte den Spagat vor uns: Er ist Universitätsprofessor, sie Ärztin (erst Klinik, jetzt mit eigener Praxis), die beiden haben zwei Kinder, die sechs und neun Jahre alt sind.

3. **Gibt es Ratschläge, die Sie Studierenden gerne mit auf den Weg geben wollen? Fürs Studium? Für die Lebensplanung?**

Wissenschaftliche Tätigkeit und Familie unter einen Hut zu bringen ist schwierig, aber vielleicht leichter als man denkt. Wenn das Kind erst da ist, ändert man sich selbst, die Prioritäten ändern sich, und man findet Lösungen, die man vorher nicht gesehen hat. Es kommt dann auf Eigenschaften und Fähigkeiten an, die man als Wissenschaftler ohnehin gut gebrauchen kann: Organisationstalent, strukturierte Arbeitsweise, Unterscheidung von Wichtigem und Unwichtigem. Eine der besten Diplomand(inn)en, die ich bisher hatte, war Mutter eines kleinen Kindes. Sie musste das Labor immer mitten am Nachmittag verlassen, aber bis dahin schaffte sie unheimlich viel.

Generell denke ich, dass es in jüngeren Jahren (<35) leichter fällt, die Anstrengungen, die mit der Doppelbelastung durch Familie und Hochschulkarriere verbunden sind, wegzustecken. Ich könnte mir auch vorstellen, dass man an die Erziehung und Betreuung der Kinder etwas lockerer rangeht, was sicher positiv ist. Fazit: nicht warten, bis man 40 ist! Niemand sollte auf Kinder verzichten, nur weil er/sie eine wissenschaftliche Laufbahn anstrebt.

4. **Was würden Sie nie wieder so machen?**

nichts

5. Der Vergleich mit dem Ausland: Was ist anders, was ist besser, was sollte bei uns geändert werden?

- Wir brauchen flächendeckende, flexible Kinderbetreuungsangebote (7 bis 19 Uhr), auch für Kinder unter drei Jahren, sowie Ganztags-Hort- und Ferienbetreuung für Schulkinder.
- In Dänemark ist es absolut normal, dass zum Beispiel bereits Doktorand(inn)en Kinder haben. Das wird einerseits dadurch möglich, dass die Doktoranden im Prinzip voll bezahlt werden und andererseits dadurch, dass es für Babys und Kleinkinder ein flächendeckendes (Ganztags-)Betreuungssystem gibt. Auch die Hort- und Ferienbetreuung für Schulkinder ist gesichert.
- Wichtig ist, dass Väter mit gleichen Rechten und Pflichten an der Kinderbetreuung beteiligt sind und dass ihr Engagement gesellschaftlich akzeptiert und gewürdigt wird. Mehr Väter in die Elternzeit und/oder Teilzeitarbeit (wenn letzteres denn notwendig ist)! – das räumt automatisch Nachteile und Vorurteile gegenüber Müttern aus.

6. Kommt man mit Kindern in Führungspositionen oder nur in der Zeit davor?

Wenn die Kinder schon da sind und man dadurch praktisch demonstriert, dass man es schafft, Beruf und Familie zu vereinbaren, hat man an der Uni auch gute Chancen mit Kindern (aber das ist sicher Glückssache und uni- und fachabhängig). Ich selbst war beim „Vorsingen“ in Braunschweig gerade einige Wochen schwanger, was ich der Berufungskommission aber nicht verriet. Ich habe mich schon oft gefragt, ob ich auch berufen worden wäre, wenn die Schwangerschaft bekannt gewesen wäre.

7. Besprechungen nach 16 Uhr – wie haben Sie das Problem gelöst?

Gremiensitzungen müssen an der TU Braunschweig aus Gründen der Familienfreundlichkeit um 13 Uhr beginnen und sind daher meist vor 16 Uhr zu Ende. Es gibt aber natürlich eine Reihe anderer Sitzungen und auch Gastvorträge und Ähnliches, die nach 16 Uhr stattfinden. Ich versuche, das termin-

lich mit meinem Mann abzustimmen, meistens klappt das. Falls eine Sitzung regelmäßig nach 16 Uhr stattfinden und Einwände dagegen nicht helfen würden bzw. mein Mann nicht einspringen könnte, würde ich die Kinder kurzerhand mitnehmen. Mein Bruder hat die Erfahrung gemacht, dass das sehr schnell dazu führt, dass Sitzungen auf günstigere Termine gelegt werden.

8. Wer war für das Familienmanagement die tragende Säule? Frau, Partner, beide zu gleichen Teilen?

Das Familienmanagement ist hauptsächlich meine Sache.

9. Krankheit von Kindern – wie kommt man damit zurecht?

Einar und ich wechseln uns als Krankenpfleger ab (das geht relativ gut, da meine Vorlesungen vormittags liegen, Einars Seminar und Praktikum nachmittags). Wenn es den Kindern wieder besser geht, übernimmt die Kinderfrau die Betreuung. Im Notfall (bei längerer Krankheit oder vollem Terminkalender mit Dienstreisen oder Ähnlichem) kommen meine Eltern aus Schwerin zur Unterstützung.

10. Frauenbeauftragte an der Universität – hilfreich oder Alibifunktion?

Ich finde diese Instanz wichtig. Steter Tropfen höhlt den Stein.

Beruflicher Werdegang und Familiennachwuchs

Studium (1987–1992) Staatsexamen und Diplom Pharmazie, Universität Greifswald

Approbation (1993) Apothekerin

Promotion (1993–1996) Universität Greifswald

Postdoc (1996–2000) The Royal Veterinary and Agricultural University, Kopenhagen, Dänemark

Wissenschaftliche Mitarbeiterin (2000–2005) Max-Planck-Institut für Chemische Ökologie, Jena

Geburt Sohn Thorben, 2004 (nach sieben Monaten die Arbeit wieder aufgenommen)

Professur (seit 2006) Technische Universität Braunschweig, Lehrstuhl für Pharmazeutische Biologie

Geburt Sohn Malte, 2008 (nach sechs Monaten die Arbeit wieder aufgenommen)

Resümee

In diesem Buch beschreiben 26 Professorinnen und zwei Fast-Professorinnen ihre individuellen beruflichen und familiären Werdegänge. Das Spektrum der vertretenen Fächer, die diese Professorinnen lehren, ist weit und reicht von den naturwissenschaftlichen Fächern Biologie, Mathematik, Biophysik, Geologie über die Pharmazie und Informatik, Bautechnik bis zur Philosophie, Pädagogik und Theologie. Manche Frauen stehen erst am Anfang ihrer Professorenkarriere, für manche neigt sich die Karriere bereits dem Ende zu. Manche Wege verliefen sehr gradlinig, manche Kolleginnen nahmen größere oder kleinere Umwege, um zum Ziel zu kommen. Manche Berufs- und Familienleben wurden in und mit den in der DDR bzw. BRD typischen gesellschaftlichen und hochschulpolitischen Strukturen gelebt, und manch ein Berufsweg führte von Ost- nach Westdeutschland (oder umgekehrt) oder in andere europäische Länder, bevor er sich dem Ziel näherte. Für die Ausübung des Berufs des Wissenschaftlers und Professors wird eine enorme Wohnortflexibilität vorausgesetzt. Es sprechen viele Argumente für „handwerkliche Wanderjahre“, sie sind in vieler Hinsicht sehr wichtig und notwendig. Diese Zeiten sind neben der beruflichen Wei-

terbildung auch sehr positiv für die Prägung der Persönlichkeit und für das Sammeln von vielen (auch internationalen) Erfahrungen und Kontakten. Diese mit häufigem Wohnungsortwechsel verbundenen „Wanderjahre“ sind jedoch mit Familie, schulpflichtigen Kindern und einem arbeitenden Ehemann schwieriger zu realisieren. In diesem Buch beschreiben einige Autorinnen, mit wie viel Mut und Zielstrebigkeit sie diese beruflichen „Wanderjahre“ mit Familie gemeistert haben. Vielleicht kann man eine solche erfolgreich praktizierte Mobilität und Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie mit einigen Publikationen von kinder- und familienlosen Professoren aufwiegen (?) – auf alle Fälle bezeugen sie außergewöhnliche Eigenschaften: Kraft, Durchhaltevermögen und Fokussiertheit.

Der häufige Arbeitsplatzwechsel ist besonders typisch und gewollt im deutschen Hochschulsystem, da so genannte „Hausberufungen“ vermieden werden sollen. Daher wird von einer „frisch gebackenen“ Professorin auch ganz selbstverständlich erwartet, dass sie mit Sack und Pack, Kind und Kegel, und (nicht zu vergessen) dem Ehemann an den neuen Hochschulstandort umzieht. Wenn dies nicht für alle Familienmitglieder möglich ist, dann ergeben sich gezwungenermaßen über einen kürzeren oder längeren Lebenszeitraum zwei oder mehrere Wohnorte für die Familie. Einige Professorinnen sind diesen Weg gegangen und haben den hohen Preis der Trennung von Ehemann und Familie in Kauf nehmen müssen, damit sie ihren anvisierten Beruf ausüben können. Für eine solche Familiensituation wäre ein gutes und gut ausgebautes Betreuungssystem für Kleinkinder, Kinder und Jugendliche noch essenzieller, als für eine Familie, in der beide Eltern

im gleichen Ort oder in der gleichen Region arbeiten. Die Probleme des erzwungenen Arbeitsplatzwechsels und der häufig auftretenden Familientrennung, die derzeit in Deutschland die Berufung einer Frau auf eine Professur begleiten, könnte etwas entschärft werden, wenn für Frauen mit Familie bei entsprechender „beruflicher Qualität“ die Möglichkeit von Hausberufungen und Doppelkarriere-Planungen an den Universitäten mehr genutzt werden würden.

Mein Wunsch war es, mit diesem Buch Vorbilder zu zeigen und Mut zu machen, dass die Doppelbelastung „Familie und Professorinnen-Beruf“ durchaus vereinbar sind. Die vorliegenden Beispiele zeigen, dass es Frauen aufgrund verschiedenster privater und/oder gesellschaftlicher Konstellationen möglich ist, beides zu leben. Die Biografien sind sehr individuell, die Temperamente ebenfalls; manche Texte lesen sich eher nüchtern, sachlich, andere stecken voller Humor, Gefühl oder Ironie, aber unter dem Strich zeigen alle, dass es eine enorme Kraftanstrengung war und ist, beide Leben zu leben, häufig sogar begleitet von einem schlechtem Gewissen. Jede Biografie ist interessant zu lesen und ruft Staunen und Bewunderung hervor, so dass ich befürchte, dass diese geballte Menge an wunderbaren Karrieren und Familien genau das Gegenteil des Beabsichtigten bei den Lesern hervorrufen könnte. Möglicherweise schwirren Ihnen nach der Lektüre Gedanken im Kopf herum wie: „Das schaffe ich ja nie!“, „Das lass ich gleich bleiben!“, „So viel Kraft habe ich nicht!“, „So viel Rückhalt habe ich nicht!“, „So viel Netzwerk schaffe ich nicht aufzubauen!“, „Ich will meinen Beruf nicht über viele Kilometer von meiner Familie entfernt ausüben!“ usw. Ich gebe zu,

dass ich vielleicht die gleichen Gedanken gehabt hätte, wenn ich diese Biografien am Anfang meines Studiums gelesen hätte. Trotzdem halte ich die Darstellungen der Autorinnen für sehr wertvoll, insbesondere wenn man beginnt, sie zu analysieren und hinterfragt, welche Rahmenbedingungen, Infrastrukturen und Netzwerke, persönliche Fähigkeiten, Eigenschaften, Engagement und Interesse am Beruf und an der Wissenschaft und welche unvorhersehbaren Ereignisse zu den jeweiligen Zielen geführt haben. Aus den vorliegenden Lebensläufen lassen sich einige maßgebliche Parameter für das Gelingen des Spagats herausfiltern, wobei das Interesse an und das Engagement für die Wissenschaft, ein aufgeschlossener und unterstützender Partner, Kinderbetreuung und Organisationstalent besonders hervorzuheben sind.

Unterschiedliche Kinderbetreuungssysteme können sehr förderlich für die parallele berufliche und familiäre Lebensplanung sein. Zu DDR-Zeiten boten sich in Ostdeutschland vielleicht die einfachsten Voraussetzungen, denn neben dem so genannten Babyjahr gab es selbstverständlich bis zur 4. Schulklasse eine Nachmittagsbetreuung im Hort. Ich missbillige jedoch ausdrücklich die politische Motivation und die daraus resultierende einseitig politische Persönlichkeitsbildung, die der Etablierung dieses Betreuungssystem in der DDR zugrunde lag. Aber ein so breitflächiges Betreuungssystem mit entsprechend guten pädagogischen Konzepten würde den „Familien-Professorinnen“ und vielen anderen Berufstätigen sehr helfen. In Westdeutschland ist das staatliche Kinderbetreuungssystem auch heute immer noch nicht ausreichend und zufriedenstellend ausgebaut. Insbesondere dort, aber inzwischen

auch in Ostdeutschland, müssen alternative Wege beschritten werden, um die Doppelbelastung durch Familie und Beruf managen zu können. Zu nennen wären hier vornehmlich Arbeitszeitreduktion und flexible Arbeitszeiten. Hier sind ganz individuelle Lösungen notwendig, weil sie von der jeweiligen Familiensituation, das heißt entscheidend auch von der beruflichen Gebundenheit des Partners abhängen.

Neben den staatlichen, kirchlichen oder in sonstiger Trägerschaft befindlichen offiziellen Kindertagesstätten gibt es weitere Möglichkeiten, die Betreuung von Kindern, insbesondere von kleinen Kindern, auf andere Schultern zu übertragen. Einige davon wurden erfolgreich von den Autorinnen praktiziert. Wenn keine Verwandten und Freunde zur Verfügung standen, übernahmen Tagesmütter oder Au-Pair-Mädchen zeitweise die Betreuung, eine privat engagierte Erzieherin für mehrere Kinder kann eine Lösung sein oder Familien, die sich zusammenschließen, um sich bei der Betreuung der Kinder abzuwechseln. Gerade das zuletzt genannte Modell könnte meines Erachtens von staatlicher Seite unterstützt werden, damit es sich verstärkt in Deutschland etablieren kann. So könnte das politisch anvisierte Ziel „für alle Kinder soll ein Kita-Platz geschaffen werden“ zumindest ansatzweise eingelöst werden. Ein universitärer Kindergarten und Hort – inzwischen in jeder größeren Firma üblich – wäre ein weiterer wichtiger Baustein, der es Frauen erleichtern würde, mit Kindern den Weg zur Professur zu gehen bzw. als Professorin tätig sein können.

Es ist nicht zu leugnen: Es ist eine anstrengende Zeit, wenn die Kinder klein sind, sie ihre Kinderkrankheiten durchleben, ihre ersten schulischen Schritte machen und

auch ihr Nachmittagsprogramm (wenn sie nicht im Hort sind) privat organisiert werden muss – und dabei noch beruflich voll angespannt und einsatzbereit zu sein. Wenn man es aber trotz dieser enormen Belastung mit den Kindern schafft, wissenschaftlich (etwas) am Ball zu bleiben, dann hat man eine gute Chance, sich auch nach der betreuungsintensiven Zeit wieder wissenschaftlich etablieren zu können. Einigen Autorinnen ist es gelungen, selbst nach längeren Auszeiten, sich den Forschungsanschluss wieder zu erarbeiten. Dies kann sehr mühsam sein, aber mit viel Engagement und etwas Glück ist es nicht unmöglich, ein aktuelles Wissenschaftsgebiet maßgeblich zu beforschen und sich damit in der Wissenschaftsszene (wieder) einen Namen zu machen. Zu Anfang, wenn die Kinder klein sind, ist es ein extremer Spagat, dessen Spreizung jedoch immer geringer wird, je älter und selbstständiger die Kinder werden; dann kann der Anteil an Forschung und Lehre an der Universität oder anderen ähnlichen Forschungseinrichtungen wieder den größeren Teil des täglichen Lebens ausmachen. Es ist somit nur eine begrenzte Zeit im Laufe der Berufstätigkeit einer Professorin, in der sie vielleicht nicht *nur* für die Wissenschaft und die Lehre an der Universität lebt, aber sollte die Gesellschaft deshalb auf das große Potenzial und die Fähigkeiten solcher begabten Frauen verzichten? **Resümee:** Es ist möglich, mit und ohne längere Baby- oder Erziehungspausen zur Professorin ernannt zu werden und diesem Berufsanspruch auch gerecht zu werden!

Meiner Einschätzung nach ist besonders die Universität ein Top-Arbeitsplatz, um als Frau Familie und Professur vereinbaren zu können, denn dieser Arbeitgeber bietet wie

kaum ein anderer neben dem Erziehungsurlaub und der Arbeitszeitreduktion auch noch eine besonders flexible Arbeitszeit an. In kaum einem anderen Beruf ist es möglich die 24 Stunden eines Tages so individuell und speziell der familiären Situation anzupassen. Abgesehen von den vorgegebenen Präsenz- und Anwesenheitszeiten für Vorlesungen und andere Lehrveranstaltungen (derzeit acht oder neun Semesterwochenstunden für Universitätsprofessoren) und gegebenenfalls akademischen Selbstverwaltungsaufgaben kann man seine wissenschaftlichen Projekte zu jeder Tages- und Nachtzeit bearbeiten. Die praktische Umsetzung der Forschungsarbeit ist jedoch je nach Fach- und Forschungsgebiet durchaus verschieden, während in experimentellen Fächern zum Beispiel die Versuche in den Gebäuden der Universität nur mit Nutzung der gerätetechnischen Infrastruktur möglich sind, sind die Arbeiten in den theoretischen Fächern unter Umständen sogar im Büro zu Hause durchführbar.

Alle Autorinnen äußern einhellig, dass sie ihre Lebenswege mit der Doppelbelastung Kinder und Professur noch einmal gehen würden. Das ist nicht verwunderlich, denn sie haben den Spagat vollzogen bzw. sind mittendrin ihn zu meistern. Diese Wege waren und sind sehr unterschiedlich mit mehr oder weniger Steinen und Hindernissen gespickt, z.B. mit finanziellen Einbußen beispielsweise durch Arbeitszeitreduktionen, durch Ausgaben für Betreuungspersonal, mit zeitlichen Einschränkungen für die Forschungstätigkeit, mit privaten Veränderungen wie familiären Trennungen. Es ist wichtig, dass Frauen diese Wege gehen und damit demonstrieren, dass sich auch für Frauen Kinder und Professur *nicht* ausschließen. Unterstützt wird

diese Lebensweg-Möglichkeit auch durch die Aktivitäten der Gleichstellungs- oder Frauenbeauftragten an den Universitäten. Viele Universitäten unternehmen enorme Anstrengungen, um diesem Gleichstellungs-Rechtsanspruch gerecht zu werden. Jeder Berufungskommission wird ein(e) Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte(r) zugeordnet, der oder die das Verfahren begleitet und zusätzliche Stellungnahmen abgibt. Insgesamt wird dafür viel Personal und Zeit aufgewandt. Ziel muss es sein, Berufungen ohne Rücksicht auf das Geschlecht und die Auswahl maßgeblich aufgrund von fachlicher Qualität durchzuführen. Dies sollte meiner Auffassung nach eine Selbstverständlichkeit sein! Sehr viel wäre erreicht, wenn keine Frauenbeauftragten, Gleichstellungsbeauftragten und Quotenregelungen mehr benötigt werden würden.

Ich hoffe sehr, dass dieses Buch in der Bevölkerung, und ganz besonders von Student(inn)en wahrgenommen wird, dass das Thema dieses Buches in Zukunft kein Thema für ein Buch mehr sein wird, wenn sich die Rahmenbedingungen zu Positiven geändert haben und es Normalität geworden ist, dass mehr Frauen den Spagat „Familie und Professur“ wagen und damit seine Machbarkeit demonstrieren.